BIBLIOTECA NAZIONALE VITT. EMANUELE
201
58 C
5

Digitized by Google

Kleine

philosophische Schriften

von

Dr. Heinrich Ritter.

Zweites Bändchen.

Über die Principien der Ästhetik.

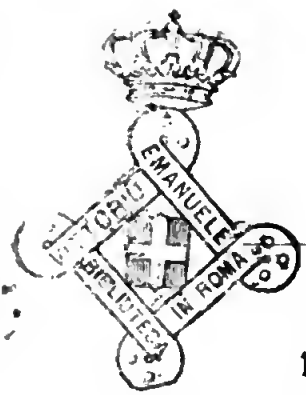
Kiel,
Universitäts-Buchhandlung.
1840.

Über die

Principien der Aesthetik.

Von

Dr. Heinrich Ritter.



Kiel,
Universitäts-Buchhandlung.
1840.

Vorwort.

Unter einem gemeinschaftlichen Titel sind in diesem Bändchen mehrere Abhandlungen zusammengestellt worden, welche ursprünglich nicht in der Absicht ein Ganzes zu bilden abgefaßt worden waren. Bei einer nochmaligen Überarbeitung gewährten sie einen Überblick über ein zusammenhängendes Gebiet der Untersuchung und es schien dem Verfasser als ließen sie leicht zu einem Ganzen sich vereinigen, welches um so willkommener war, je wahrscheinlicher dadurch das Unternehmen abgeschnitten wurde, die Sätze der einen Abhandlung ohne Berücksichtigung ihres Zusammenhanges mit den Sätzen der übrigen lesen und beur-

theilen zu wollen. Der Verſuch iſt nun gemacht worden, doch hat ſich die urſprüngliche Geſtalt der Abhandlungen nicht ganz verwiſchen laſſen und beſonders wird man einige Nachſicht üben müſſen, wenn man deswegen zuweilen auf eine Wiederholung ſtößt, welche jedoch immer den Gegenſtand in ein neues Licht ſetzen dürfte.

Inhalt.

Erster Abschnitt.

Von der Stellung des ästhetischen zum allgemeinen sittlichen Leben.

Kap. I. Bestreitung der Ansichten, welche dem ästhetischen Leben sittlichen Werth absprechen. S. 1—34.

Kampf und Spiel im Leben. 2. Gegen die Meinung, daß das Ästhetische etwas sittlich Gleichgültiges sei. 3. Die schöne Kunst bezweckt nicht Ermahnung oder Belehrung über das Sittliche. 5. Verschiedene Meinungen über den sittlichen Kampf. Kampf gegen die Natur in der nützlichen Arbeit. 7. Das der nützlichen Arbeit Entgegengesetzte. 10. Berufsthätigkeit. 12. Vertheilung der Arbeiten und Einseitigkeit menschlicher Bildung. 13. Ungenügendes für die sittlichen Anforderungen in dieser Ansicht. 14. Einwendungen. 16. Sittliche Nothwendigkeit des Lebens für sich selbst. 17. Kampf mit uns selbst. 18. Verhältniß des Sinnlichen zur Vernunft. 20. Die Größe der sittlichen Aufgabe. 23. Beurtheilung dieser Ansichten als aus Übergangsstimmungen hervorgehend. Nachgewiesen in ihrem Verhältnisse zum Frühern. 27. In ihrem Verhältnisse zum Spätern. 31.

Kap. II. Vom Leben der Muße und der sittlichen Befriedigung. S. 34—71.

Die Muße. 34. Relativer Gegensatz zwischen Muße und Arbeit. 36. Arbeit in der Muße und Muße in der Arbeit. 39. Unterschied zwischen beiden dem Übergewichte nach. 40. Sittliche Aufgabe für die Muße. 42. Inhalt dieser Aufgabe. 44. Die Wissenschaften. 47. Die Philosophie. 51. Die Arbeit in der Wissenschaft. 54. Die persönliche Welt- und Lebens-Ansicht. 58. Die wissenschaftliche Meinung. 62. Einwendungen gegen das persönliche Bewußtsein. 63. Widerlegung derselben. 65. Rückblick. 69.

Kap. III. Die Geselligkeit im ästhetischen Leben und in der Religion. S. 71—112.

Verkehr der einzelnen sittlichen Elemente mit einander. 71. Das gesellige Leben. 73. Sein Verhältniß zum Leben der Muße.

74. Feste der Religion und der Kunst in größern Kreisen der Geselligkeit. 76. Geselligkeit in kleinern Kreisen. 78. Kunst und Religion haben es mit der ganzen Eigenthümlichkeit des Menschen zu thun. 80. Besonders das ästhetische Leben. 84. Sein Verhältniß zur Wissenschaft. 87. Verschiedenheit der religiösen und der künstlerischen Geselligkeit. 89. Die Mannigfaltigkeit in der Erscheinung und die Einheit im Wesen. 92. Mit jener hat es das Ästhetische, mit dieser die Religion zu thun. 96. Einwendungen. 99. Nähere Verwandtschaft der Religion mit dem arbeitenden Leben. 102. Grund hiervon. 105. Ästhetisches und religiöses Leben in der Einsamkeit. 108.

Zweiter Abschnitt.

Über die Form der Ästhetik.

Kap. I. Kritik der Formen, in welchen die Ästhetik ausgebildet worden ist. S. 112—164.

Relativer und absoluter Werth des ästhetischen Lebens. 112. Der weite Umfang des ästhetischen Lebens. 115. Zweck der folgenden Untersuchungen. 119. Die Ästhetik als Lehre vom Schönen. 120. Das Schöne in der Natur. 124. In einzelnen Naturgegenständen. 125. In Gruppen der Natur. 129. Die Ästhetik als Geschmackslehre. 133. Das Schöne ist nur in Beziehung auf den Geschmack zu erklären. 134. Entgegengesetzte Abirrungen der Geschmackslehre. 135. Der Geschmack im Verhältnisse zur Phantasie des Künstlers. 139. Zusammenhang mit der geselligen Neigung. 141. Der Geschmack im Verhältnisse zu dem natürlich Schönen. 143. Der Geschmack darf nicht von der Phantasie getrennt werden. 146. Bildung des Geschmacks und der Phantasie im eigenthümlichen Leben. 147. Die Ästhetik als Kunstlehre. 148. Vernachlässigung des natürlich Schönen. 149. Vorherrschende Berücksichtigung des künstlerischen Talents. 150. Absonderung der Kunst von den übrigen Werken des Lebens. 151. Die Kunst nicht von ihren Beziehungen zur Geselligkeit zu trennen. 152. Einwirkung der Geselligkeit auf den Künstler. 155. Besonders in der Erfindung. 158. In der technischen Ausführung. 159. Werke der Bestellung. 161. Schlußbemerkungen über die Kunstlehre. 163.

Kap. II. Verhältniß dieser Formen zur Lehre über das ästhetische Leben. S. 164—199.

Zusammengehören und Auseinandertreten des Künstlers und des Kunstfreundes. 165. Das künstlerische Talent als Naturgabe. 166. Die Übung dieses Talentes ist überhaupt zur ästhetischen Bildung nöthig. 167. Niemand ist ohne künstlerisches Talent. 168. Die allgemeine Kunst. 170. Sie ist nicht mit der Dichtkunst zu verwechseln. 171. Vielmehr die Kunst des Lebens überhaupt. 172. Schwierigkeiten hierbei. 175. Das Künstlerische des Lebens besonders im Leben der Muße. 178. Bildung des Geschmacks in dieser Art der Kunst. 182. Bildung des Künstlers aus dieser allgemeinen

Kunſt hervorgehend. 183. In Rückſicht auf die Erfindung. 184. In Rückſicht auf die Darſtellung. 185. Die Mittel der Darſtellung. 187. Urſachen der Abſonderung der beſondern Künſte von der allgemeinen Kunſt. 190. Die beſondern Künſte als ſpätere Erzeugniſſe der geſelligen Muße. 193. Indirecte Darſtellung der Eigenthümlichkeit des Künſtlers. 194. Gefahr der allzuſtarken Abſonderung der Künſte vom allgemeinen geſelligen Leben. 195. Schluß. 196.

Dritter Abſchnitt.

Weitere Ausführungen über die Grundlagen der ſchönen Kunſt.

Kap. I. Von der künſtleriſchen Begeiſterung. S. 199—221.

Erregung zur geſelligen Mittheilung und künſtleriſche Erregung. 200. Künſtleriſche Begeiſterung. 200. Vergleichung derſelben mit der geſelligen Erregung. 201. Beſonders in Beziehung auf das dabei herrſchende perſönliche Wohlwollen. 202. Zuſammenhang der hierbei vorkommenden Erſcheinungen. 205. Hervorragende Stellung des Künſtlers. 206. Perſönliche Anmaßung iſt der Geſelligkeit zuwider. 209. Anſprüche des Künſtlers auf Auszeichnung. 210. Vorurtheile hierüber. 211. Worin das geſteigerte Bewußtſein des Künſtlers über ſich ſelbſt beruhe? 215. Die künſtleriſche Begeiſterung als Beruhigung des Gemüths. 217. Aber auch zugleich als Erregung in Beziehung auf die Darſtellung. 219.

Kap. II. Von der künſtleriſchen Darſtellung. S. 221—250.

Wechſelwirkung zwiſchen Begeiſterung und Darſtellung. 221. An der Verſchiedenheit der Künſte nachgewieſen. 223. Ebenſo am Verlauf der künſtleriſchen Darſtellung. 224. Die Darſtellung als Gegentheil der Erregung. 226. Schwierigkeiten der Darſtellung. 226. Die beſondern Schwierigkeiten der künſtleriſchen Darſtellung. 228. Sie muß durch Zeichen des Allgemeinen hindurchgehn. 230. Schwierigkeiten, welche ihr hieraus entſtehn. 232. Abſtracte Künſte und Künſte, welche an die Darſtellung des Gedankens ſich anſchließen. 235. Vereinfachung und Vermannigfachung der Kunſtmittel. 237. Die abſtracten Künſte ſtellen das Schöne in größerer Reinheit, die Künſte des Gedankens in größerer Fülle dar. 238. Prüfung des Satzes, das Schöne liege allein in der Form. 240. In welcher Art die ſchöne Kunſt durch ihre Form den Stoff zu bemeiſtern ſucht. 244. Löſung der Schwierigkeiten. 246.

Kap. III. Gegebene Stoffe und Formen in der Kunſt. S. 250—275.

Verhüllende Zuſätze, unter welchen der Künſtler ſeine Eigenthümlichkeit verbirgt. 250. Das Sujet in der bildenden Kunſt und in der Dichtkunſt. 251. Zuſammenhang desſelben mit der geſelligen Überlieferung. 253. Kunſtwerke auf Beſtellung. 258. Ähnliche

Erſcheinungen in den abſtracten Künſten. 259. In jedem Kunſtwerke findet ſich Gegebenes und dem Künſtler Eigenthümliches. 260. Warum das Gegebene in den abſtracten Künſten weniger ſtark heraustritt? S. 262. Auffallendes in dieſen Erſcheinungen. 263. Erklärung derſelben aus der Beziehung der Kunſt zur Geſelligkeit. 265. Bedeutung der allgemeinen geſelligen Bildung, welche in der Kunſt ſich geltend macht. 268. Reſultate. 270. Ergänzung der vorhergegebenen Erklärung. 272.

Kap. IV. Verhältniß der gegebenen Stoffe und Formen zur künſtleriſchen Erregung und Darſtellung. S. 275—303.

Wahl der Form und des Stoffs. 275. - Freiheit in ihrer Behandlung. 277. Die Mannigfaltigkeit der Stoffe iſt der Wahl nicht allein förderlich. 279. Bildbarkeit der gegebenen Stoffe. 282. Die Stoffe der Sage in ihrer Gleichartigkeit mit der künſtleriſchen Erfindung. 286. Die gegebenen Stoffe ſollen die Erfindung weder zu ſehr beſchränken, noch zu ſehr frei laſſen. 290. Die gegebenen Formen und Stoffe vermitteln die Verbindung zwiſchen künſtleriſcher Erregung und Darſtellung. 291. Geſchichtlicher Zuſammenhang in der Entwicklung der ſchönen Kunſt. 295. Mit der Entwicklung und der Weiſe der weltlichen Geſelligkeit zuſammenhängend. 297. Beſchränktheit der künſtleriſchen Mittel. 301.

Druckfehler.

S. 3 Z. 8 v. u. ſt. aber l. eben.
„ 14 „ 1 ſt. der Natur l. der menſchlichen Natur.
„ 35 „ 16 „ regen l. engen.

Erſter Abſchnitt.

Von der Stellung des äſthetiſchen zum allgemeinen ſittlichen Leben.

Erſtes Kapitel.

Beſtreitung der Anſichten, welche dem äſthetiſchen Leben ſittlichen Werth abſprechen.

Wenn man die Principien einer einzelnen Wiſſenſchaft aufſucht, ſo kann man nicht unterlaſſen auf ein größeres Gebiet der Unterſuchung zu blicken, in welchem dieſe Wiſſenſchaft ihre Stelle hat. Indem man aber dies Gebiet doch nicht in ſeiner ganzen Ausdehnung vorführen kann, findet man ſich in um ſo größerer Verlegenheit, je weniger dasſelbe bisher mit Sicherheit abgegrenzt und vermeſſen iſt. Dieſe Verlegenheit trifft auch uns in unſerm Unternehmen die Principien der Äſthetik in der Ethik nachzuweiſen. Wir dürfen kaum hoffen unſrer Aufgabe anders als nur zögernd und ſchwankend uns zu nähern. Vollſtändiger würde ſie gelöſt werden können, wenn wir es vorhätten ein Syſtem der Ethik zu entwerfen. Inzwiſchen, wenn Zeit und Umſtände dem größern Unternehmen ſich verſagen, muß man zufrieden ſein das geringere leiſten zu können.

Seitdem man angefangen hat — und freilich schon seit langer Zeit ist dies geschehen — das sittliche Leben vorherrschend als einen Kampf zu betrachten, hat die Seite der vernünftigen Entwicklung, welche nicht im Kampfe liegt, in den Schatten treten müssen, wenigstens für die Sittenlehre. Welche Seite wir meinen, davon wird schon die Überschrift eine Ahnung geben, doch soll damit nicht gesagt sein, daß außer dem ästhetischen Leben nichts anderes dieser Seite angehöre.

Daß aber der Gegenstand unsrer Untersuchung wenigstens zum Theil der Betrachtung des Lebens zufalle, welche in ihm nicht einen Kampf, sondern ein heiteres Spiel erblickt, darauf machen uns schon sehr gewöhnliche Ausdrücke unsrer Sprache aufmerksam. Wenn wir der schönen Kunst Spiele des Witzes und der Phantasie erlauben, wenn wir das Schauspiel, sei es Trauerspiel oder Lustspiel, zu den Erzeugnissen der Poesie rechnen, so deuten wir damit an, daß wir in den Zeiten, welche wir dem Schönen widmen, nicht gegen unsre Neigungen ankämpfen, sondern in ruhiger Behaglichkeit dem Spiele uns hingeben. Überhaupt aber jede schöne Kunst soll mit Neigung betrieben werden, und niemand findet sich mit Widerstreben gegen seinen Hang in der Stimmung, in welcher die Betrachtung des Schönen mit Lust und Liebe erfüllt. Sollte daher jede Art der ethischen Untersuchung nur auf Gegenstände führen, welche einen Kampf der Pflicht gegen Trieb oder Neigung voraussetzen, so würden wir behaupten müssen, daß weder die Thätigkeit des Künstlers, noch die des Kunstfreundes im Gebiete des sittlichen Lebens lägen.

Dieſer Behauptung ſind nun freilich viele Moraliſten geneigt geweſen, und wir können eine Prüfung ihrer Anſichten nicht umgehen. Sie theilen ſich zunächſt in zwei Meinungen, indem ſie alles, was der Hervorbringung des Schönen oder der Liebe zu ihm angehört, entweder für ſittlich gleichgültig oder für ſittlich verwerflich anſehen.

Mit der erſten Meinung verbindet ſich nicht ſelten eine gewiſſe, nur, wie es uns bedünkt, gar zu ſchwächliche Liebe zur Kunſt und zum Schönen. Nach der Arbeit, meint man, welche im Dienſte der Pflicht und des Guten vollbracht worden, bedürften wir der Ruhe und der Erholung und in ſolchen Zeiten ſei es denn wohl zu geſtatten, daß man mit der ſchönen Kunſt ſich beſchäftige oder ſolchen Beſchäftigungen ſeine Aufmerkſamkeit ſchenke, um hieraus ſeine Erholung zu ſchöpfen. Da klingt es denn wie eine Entſchuldigung, wenn jemand auf eine kurze Weile der Freude am Schönen nachgegeben hat; er ſucht ſich zu rechtfertigen, weil er eben jetzt außer Stande geweſen etwas Beſſeres zu leiſten. Das Beſſere würde die Arbeit geweſen ſein oder der geiſtige Kampf gegen ſeine Neigung; jetzt iſt er in dieſem Kampfe, in jener Arbeit erſchöpft und ergiebt ſich dem Müſſiggange, weil er nicht anders kann. Er iſt aber ſittlich jetzt unthätig und deswegen iſt auch die Luſt am Schönen, welche ſeine Muße erfüllt, etwas Sittlich-Gleichgültiges, weil er durch ſeine Ermüdung gezwungen iſt von der ſittlichen Thätigkeit auszuruhen. Wenn man nun ſolche Entſchuldigungen hört, ſo ſollte man faſt glauben, daß die, welche ſie vorbringen, in den Zeiten, welchen ſie gelten, Wunder wie ſehr körperlich und geiſtig zugleich erſchöpft geweſen wären.

Denn sollten sie nur geistig erschöpft sein, so würden wir ihnen rathen lieber eine körperliche Arbeit vorzunehmen, als sich in den allzubequemen, aber auch allzu zweideutigen Raum des Sittlich-Gleichgültigen zu stürzen; sollten sie aber nur körperlich erschöpft sein, so umgekehrt eine geistige Arbeit vorzunehmen. Wir denken, wenn sie noch einige Kraft übrig haben irgend etwas zu treiben, was ihnen selbst oder Andern förderlich ist, so ist es ihre Pflicht diese Kraft aufzubieten. Aber betrachten wir nun die Beschäftigungen mit dem Schönen, sei es in der Hervorbringung, sei es in dem Genusse desselben, so werden wir doch keinesweges sagen können, daß sie ohne einige geistige Anstrengung abgehen könnten; wer seine Aufmerksamkeit nicht zu spannen, wer nicht einzudringen vermag in den Zusammenhang und die Bedeutung der Erscheinungen, der ist weder Schönes zu schaffen, noch Schönes aufzufassen im Stande. Daher müssen wir eins von beiden behaupten, entweder es ist sittlich tadelnswerth, wenn jemand seine geistige Kraft in irgend einer Thätigkeit des ästhetischen Lebens vergeudet, oder die Entschuldigung, welche dafür vorgebracht wird, als wäre dies sittlich gleichgültig, ist unpassend gewählt und es ist dafür eine bessere Rechtfertigung zu finden, indem man zeigt, daß die Thätigkeiten des ästhetischen Lebens einen sittlichen Werth haben.

Die Meinung, daß die Beschäftigung mit dem Schönen etwas sittlich Gleichgültiges sei, ist wohl unstreitig leichter zu bestreiten, als die, welche diese Art der Beschäftigung für sittlich verwerflich hält. Denn in jener verräth sich sowohl in der Annahme eines Sittlich-Gleich-

gültigen überhaupt, als auch in dem zweideutigen Lobe, welches die Kunst und die Liebe zum Schönen erhalten, als wären sie doch für die Erholung brauchbar, eine sehr unentschiedene Gesinnung, und über Unentschiedene ist der Sieg leicht. Bei Weitem schwerer dürfte er uns werden, wenn wir den entschiedenen Männern begegnen sollen, welche das ästhetische Leben gänzlich verwerfen, weil sie eben ein Sittlich-Gleichgültiges nicht zugeben und den sittlichen Gehalt dieser Art des Lebens nicht einsehn können. Es hält schwer uns mit ihnen zu verständigen, weil die Verschiedenheit unsrer Meinungen auf zwei Begriffe sich bezieht, welche an dieser Stelle nicht leicht sich berichtigen lassen, auf die Begriffe des Ästhetischen und des Sittlichen. Jenen aber wollen wir erst finden, um ihn der Wissenschaft, deren Principien wir suchen, zum Grunde legen zu können, dieser scheint weit über die Grenzen unsrer besondern Aufgabe hinauszugehn. Dennoch können wir uns von der Anforderung nicht losmachen einen sittlichen Werth des ästhetischen Lebens nachzuweisen, wenn wir uns gestatten sollen es absichtlich in den Kreis unsrer vernünftigen Bestrebungen aufzunehmen.

Gewiß, wenn wir unsre Aufgabe unsern streng gesinnten Gegnern gegenüber richtig im Auge haben, werden wir es nicht versuchen wollen sie damit zu beschwichtigen, daß wir eine oft versuchte Theorie ihnen entgegenstellen, welche das Wesen der schönen Kunst in ihren sittlichen Wirkungen sucht. Nach dieser Theorie hat man zwar gemeint, die schöne Kunst wolle auf eine gefällige Weise, in Bildern und Beispielen uns veranschaulichen, was gut und was böse sei, zu dem einen uns ermuntern, vor dem

andern uns warnen; ſie habe den Zweck durch Belehrung und Ermahnung zu beſſern und alſo für das ſittliche Leben zu wirken; aber wie wenig dieſe Theorie genüge, haben ſelbſt die, welche dem äſthetiſchen Leben großen Werth beilegen, ſich nicht leicht verhehlen können, viel weniger wird ſie bei den Gegnern des äſthetiſchen Lebens Beifall gewinnen. Denn nicht mit Unrecht werden ſie fragen, ob man der Kunſt überhaupt eine ſolche moraliſirende Abſicht unterlegen könne, da die meiſten Künſte kaum eine entfernte Spur derſelben verrathen, und wollten ſie etwas dergleichen, offenbar Ermahnung und Belehrung nur ſo nebenbei andeuten würden, daß die wenigſten derer, an welche ſie ſich wendeten, ihre Abſicht begreifen könnten. Kaum möchte man es begreiflich finden, daß jemand, um zu belehren oder zu ermahnen, anſtatt des Wortes der Mittel der Baukunſt oder der Muſik ſich bedienen ſollte. Oder wenn er nun auch der Rede ſich bedient, warum lehrt und ermahnt er nicht geradezu ohne Umſchweife und ſchaltet die veranſchaulichenden Mittel nur an ſolchen Stellen ein, wo der Gang der Lehrweiſe ſie nothwendig hervorruft? Man ſollte wenigſtens erwarten, daß er einmal ausdrücklich ſagen würde, was ſeine Abſicht ſei; denn wenn er eine andre Abſicht hegt, als die, welche er ausſpricht, ſo geräth er in Gefahr die Beſchuldigung ſich zuzuziehen, daß er nur einen frommen Betrug übe und, indem er zum Guten ermahnt, ſelbſt ein böſes Beiſpiel gebe. Aber auch noch eine andre Gefahr liegt nahe, daß nemlich die Bilder und Beiſpiele im lockenden Gewande der Kunſt die Aufmerkſamkeit von der Hauptſache abziehen und durch

ihren Reiz ſogar verführeriſch wirken dürften. Denn alle Kunſt regt die Sinnlichkeit an, und in dieſer den Feind unſrer Sittlichkeit zu ſehen iſt wenigſtens ein Theil unſerer ſtreng geſinnten Gegner geneigt.

Alſo ſo wie wir ſelbſt Mißtrauen in dieſe Anſicht des äſthetiſchen Lebens ſetzen müſſen, ſo können wir ſie noch weniger zur Vertheidigung unſrer Anſicht gebrauchen. Indem wir eine ſolche unternehmen, müſſen wir vielmehr in die uns entgegenſtehenden Meinungen eingehn. Wir werden aber bei denen, welche das ſittliche Leben nur als Kampf ſich denken, zwei verſchiedene Richtungen unterſcheiden können, von welchen die eine das Äußere oder die körperliche Natur als den zu bekämpfenden Feind betrachtet, die andre dagegen einen Feind in unſerm Innern fürchtet und gegen ihn unſern Muth und unſre Thatkraft aufruft. Gewiß dieſe Richtungen gehen weit von einander ab; ſie werden eine jede eine beſondere Betrachtung verlangen. Es wird ſchicklich ſein zuerſt die Meinung zu unterſuchen, welche das ſittliche Leben als einen Kampf gegen die äußere Natur anſieht.

Wir werden ſie bei denen finden, welche die Summe des ſittlichen Lebens in der nützlichen Arbeit ſuchen. Denn in dieſer kommt es weſentlich darauf an der Natur, welche beſtändig Anforderungen an uns macht, alles abzugewinnen, was uns Schutz und Befriedigung unſrer Bedürfniſſe gewährt, und ſo die Natur wie einen beſiegten Feind unſerm Willen zu unterwerfen. Dieſen Kampf zu kämpfen fordern die Freunde der nützlichen Arbeit uns auf nicht allein zu unſerem eigenen Nutzen, ſondern auch für die ganze Geſellſchaft, welcher wir angehören, um ihr die

Herrſchaft über die Natur mehr und mehr zu gewinnen. Gegen die Natur richten ſie ihren Kampf, wenn ſie nichts ſtärker betreiben, als daß Ackerbau und Viehzucht dem Boden und der erzeugenden Kraft des Lebens immer beſſere und reichlichere Gaben entlocke, daß man die Schätze der Erde und der Gewäſſer aus ihren Tiefen hebe, daß der Gewerbfleiß ſich ausdehne und immer zweckmäßiger die rohen Gaben des Waldes und der Gebirge, des Landes und des Meeres verarbeite. Denn wohin zwecken alle dieſe Arbeiten ab, als nur den harten Tribut, welchen täglich und augenblicklich die Natur uns abfordert und vermittelſt aller unſrer Bedürfniſſe vor uns eintreibt, ihr ſelbſt wieder abzujagen? Aber dieſe Anſicht will nicht etwa, daß wir in unſrer Arbeit als vereinzelte Weſen uns betrachten. Denn um den Bedürfniſſen des Einzelnen, um ſeinem Tribute an die Natur zu genügen, dazu würde es kaum großer Mühe und weitläuftiger Anſtalten bedürfen. Wer in einer reichen Natur lebt, wem die Natur nicht eben zu tyranniſch zuſetzt, ſondern bei dem Tribute, welchen ſie einfordert, auch wieder Gaben zur Abtragung desſelben verſchwenderiſch zuwirft, dem würde das Leben für ſich allein gelebt wohl kaum als eine ununterbrochene Reihe arbeitsvoller Kämpfe erſcheinen können. Und auch unter weniger günſtigen Himmelsſtrichen, bei weniger günſtiger Natur bietet wohl das Glück dem einzelnen Menſchen eine Stellung, welche wenig Arbeit verlangt zur Befriedigung der natürlichen Forderungen. Allein der Menſch ſoll eben nicht für ſich allein ſorgen und kämpfen, ſondern er ſoll als ein nützliches Glied der Geſellſchaft ſich zeigen, und da werden denn freilich ſeine Ar-

beiten nicht in das Kurze ſich ziehen laſſen. Denn welche Noth ſchwebt nicht über eine zahlloſe Menge unſrer Mitmenſchen, welche weniger als wir begünſtigt worden von Natur und Glück, nicht allein drohend, ſondern nagend und zehrend, ſo daß ihnen kaum einmal verſtattet iſt in Sicherheit zu athmen. Da ſollen wir nun vorſehen und ihre Noth wie die unſre achten. Doch nicht etwa um ihnen Ruhe und Müſſiggang zu verſchaffen, ſollen wir ihnen ein Almoſen hinwerfen, ſondern eine Stelle ſollen wir ihnen zu bereiten ſtreben in der Geſellſchaft, in welcher ſie arbeiten können für ſich und Andere, daß ſie auch des Glückes theilhaftig werden, als nützliche Glieder des Ganzen ſich zu fühlen. Es iſt nicht Selbſtſucht, was dieſe Anſicht empfiehlt, es müßte denn die Selbſtſucht ſein der ganzen Menſchheit; denn auf das Wohl dieſer arbeitet ſie hin, indem ſie die ganze Menſchheit als eine Einheit betrachtet, welche ſich denn freilich ihrem natürlichen Feinde, der alles gebährenden, aber auch alles verſchlingenden Natur, entgegenſetzen muß. Daher geht ſie auch darauf aus die ganze Menſchheit zu einer Geſellſchaft zu verbinden, welche verſchiedene Glieder in ſich zuläßt, ja fordert, und ruft alle auf Theil zu nehmen an der Anordnung dieſer Geſellſchaft, welche nicht eher ihr Ziel erreicht haben werde, als bis ein jeder für ſeine Arbeit auch ſeinen Lohn, d. h. ſeinen hinlänglichen Schutz gegen die Natur, empfange, ja bis ein jeder auch zu der Einſicht und dem Willen gebracht ſei an ſeiner Stelle für das Ganze nach Möglichkeit zu arbeiten und mit dem Ganzen gemeinſchaftlich den Schutz gegen die Natur zu genießen. Welche große Arbeit dieſe Lehre uns hiermit auferg

legt, ſieht ein jeder ein; nicht weniger, wie ſie dadurch nicht allein die körperlichen Kräfte des Menſchen in Anſpruch nimmt, ſondern auch ſeinen Geiſt, ſeine Kenntniſſe, ſeine Wiſſenſchaft. Alles dies ſoll dem allgemeinen Nutzen dienen. Groß iſt die Arbeit; niemand darf ruhen, bis ſie vollendet, oder vielmehr niemand darf ruhen, weil ſie nie vollendet ſein wird; es müßte denn ſein, daß die Natur ſelbſt ihm Ruhe abzwänge, ſei es in der Ermattung ſeiner Kräfte, ſei es im Schlafe oder im Tode. Gewiß aber wird niemand daran denken dürfen bei dem Drange einer ſo großen Arbeit eine Muße oder Ruhe ſich vorbehalten zu wollen für die Spiele der ſchönen Kunſt, welche dieſer Anſicht des Lebens nur als eine Vergeudung der Zeit und der Kräfte erſcheinen können. Dabei aber möchten wir faſt uns verſucht fühlen, unſrer Feindin, der Natur, es Dank zu wiſſen, daß ſie uns doch zuweilen überwältigt und damit eine kürzere oder längere Ruhe geſtattet.

Denn wie großartig auch dieſe Anſicht ſich uns darſtellen mag, ſo iſt ſie doch kleiner als der Umfang des ſittlichen Lebens und engt daher das vernünftige Beſtreben auf eine unerträgliche Weiſe ein. Ihre Einſeitigkeit zeigt ſich freilich auch von andern Seiten auf eine ſehr auffallende Weiſe; aber wir haben ſie doch hier nur inſofern zu betrachten, als ſie das äſthetiſche Leben als ein Leben des Müſſiggangs und einer unnützen Geſchäftigkeit verwirft. Zu dieſem Zwecke müſſen wir den Begriff der Arbeit etwas genauer betrachten, in welcher allein jene Anſicht das Sittliche findet. Unſre Gegner, wie ſo eben ihre Meinung ausgeſprochen wurde, ſtellen ihm nicht

ein einfaches Gegentheil gegenüber, ſondern unter zwei Begriffen ſetzen ſie der ſittlichen Arbeit das Unſittliche entgegen, nemlich theils als Müſſiggang, theils als unvernünftige, d. h. unnütze oder gar ſchädliche Geſchäftigkeit. Sie werden nicht ſagen wollen, die Arbeit beſtehe allein darin, daß man ſich anſtrenge in der Bewältigung der Natur, ſondern ſo etwas thun auch wohl die, welche dem äſthetiſchen Leben ihre Zeit widmen und welche dennoch für ſchlechte Glieder der menſchlichen Geſellſchaft von ihnen gehalten werden. Wer weiß nicht davon zu ſagen, mit wie großer Mühe oft Künſtler die Natur ihres Körpers zur Kunſtfertigkeit gewöhnen, den äußern Stoff bewältigen und die Kenntniſſe ſich verſchaffen, welche ihrer Kunſt dienen? Auch die Kunſtfreunde, je wärmer ihre Liebe zum Schönen iſt, um ſo mehr Mühe und Arbeit bringt ſie ihnen unumgänglich herbei. Alſo wenn wir nach der Anſicht unſrer Gegner den Begriff der Arbeit beſtimmen ſollen, dürfen wir ihm nicht ohne Weiteres den Begriff eines müßigen, nichtsthueriſchen Lebens entgegenſetzen und ſein Weſen darin allein finden, daß der Wille des Menſchen mit Anſtrengung ſeiner Kräfte den Widerſtand der Natur bricht. Dagegen wird das Merkmal als entſcheidend angeſehn, daß die Arbeit ein nützlicher Kampf gegen die Natur ſei, und unter dem Nützlichen das verſtanden, was in der Behauptung der menſchlichen Geſellſchaft gegen die Natur fördernd eingreift. Hierzu aber gehört, daß ein jeder in dieſer Geſellſchaft ein beſtimmtes Geſchäft hat, welches er zum Nutzen des Ganzen als ſeine Arbeit übernimmt. Mancher möchte vielleicht etwas anderes als das betreiben, wozu ihn ſeine Stelle

in der Gesellschaft anweist; aber dies ist ihm untersagt, denn durch einen solchen Umtausch der Beschäftigungen würde er nur die Ordnung der Gemeinschaft stören und etwas Unnützes, ja Schädliches beginnen. Mit der unnützen Geschäftigkeit ist ihm auch die Vielthuerei verboten. Mit einer Fabrik möchte man diese Gesellschaft vergleichen, in welcher eine jede Maschine und ein jeder Arbeiter, in welcher alle Bestandtheile des Ganzen das Ihrige zu thun haben zu bestimmter Zeit und keiner weder müssig bleiben, noch auch Beliebiges treiben darf, wenn das Ganze seine Bestimmung erreichen soll. Eine solche Bestimmung hat auch die Gemeinschaft der Menschen, und ein jeder Einzelne in ihr hat einen Theil dieser Bestimmung zu erfüllen; diese nennt er seinen Beruf, und seine Berufsthätigkeit daher ist seine Arbeit. Daher spricht man davon, daß in der menschlichen Gesellschaft eine Vertheilung der Arbeiten stattfinde, und welche große Sache dies ist für die Erreichung unsrer Zwecke, begreift man leicht, wenn man die rohen Zustände der menschlichen Gesellschaft, in welchen die Vertheilung der Arbeiten noch kaum eingetreten war, mit dem verfeinerten System unsrer gegenwärtigen Bildung vergleicht. Einem solchen großen und nützlichen Werke also sollen wir uns anschließen, aber auch nicht wähnen, daß wir bei dieser Vertheilung der Arbeiten noch frei haben würden über unsre Thätigkeit nach Belieben zu verfügen, sondern in allen unsern Thätigkeiten sollen wir unserm Berufe folgen, wie weit oder eng er auch gesteckt sein möge. Zwar mag zugegeben werden, daß derselbe nicht eben einartig sein müsse, sondern es ist in dieser arbeitsamen Gesellschaft wohl er-

laubt mit ſeinen Beſchäftigungen zu wechſeln; nur muß eine jede Wahl der Beſchäftigung auch eine Wahl des Berufs ſein, welchen uns unſre Stellung zu der übrigen Geſellſchaft auferlegt, d. h. jeder Wechſel in den Beſchäftigungen muß in der Gliederung der ganzen Geſchäftsthätigkeit, wie ſie in der Geſellſchaft angeordnet iſt, fördernd und Nutzen bezweckend eingreifen, ohne daß wir dabei auf die größere oder geringere Neigung ſehen dürften, welche wir für die eine oder die andre Art der Beſchäftigung haben möchten.

Es iſt wohl erlaubt eine ſo treffliche Sache, wie dieſe Vertheilung der Arbeiten iſt, in das Ideale ſich auszumalen, ſo wie auch die Freunde des Nützlichen offenbar hierzu eine Neigung zeigen. Denken wir uns alſo die Vertheilung der Arbeiten auf das Höchſte ausgebildet, ſo würde dabei zuletzt herauskommen, daß jeder einen ſehr engen Kreis ſeiner Arbeit vorfände, in welchem er ſich nun auch zu möglichſter Vollkommenheit einüben könnte, und daß es ihm höchſtens zu ſeiner Erholung verſtattet wäre auch zwiſchen mehreren Beſchäftigungen zu wechſeln, von welchen aber eine jede wieder zur beſſern Einübung einen eben ſo engen Kreis beſchreiben müßte. Was nun aber hieraus ſich ergeben würde für die menſchliche Bildung, iſt nicht ſchwer auszurechnen. Nirgends in keinem Menſchen würde ſich der volle und ganze Menſch entwickelt finden, ſondern wie in kleine Theile zerbröckelt müßte hier die eine, dort die andre der Fähigkeiten ausgebildet werden, deren Anlage in der menſchlichen Natur liegt. Es iſt nicht zu bezweifeln, der Wilde, welcher alles treibt, wie unvollkommen es auch gerathen möge, er wird

das Ganze der Natur doch beſſer darſtellen, als der Menſch eines ſolchen ausgebildeten Syſtems, in welchem die Vertheilung der Arbeiten unbedingt herrſchte. Denn dieſer würde Einzelnes zwar auf das Beſte zu üben gelernt haben, aber dieſe ſeine Fertigkeit würde doch nur wie ein Kopf erſcheinen, der mit Vernachläſſigung und auf Koſten der übrigen Gliedmaßen ſich ausgebildet hätte. Schön würde nun ſo der einzelne Menſch nicht eben gerathen. Allein unſre Männer der Nützlichkeitstheorie werden uns entgegnen, auf eine ſolche Schönheit oder auch nur natürliche und wahrhaft menſchliche Bildung der Einzelnen ſei es von ihnen auch gar nicht abgeſehn, ſondern ſie hätten eine ganz andre und viel höhere Bildung im Auge und, wenn wir ſo ſagen wollten, eine höhere Schönheit; die Bildung nemlich der ganzen Menſchheit, das ſei ihre Aufgabe, und dieſer müßten die Einzelnen ſich unterordnen, damit die ganze geſellſchaftliche Verbindung als eine ſchön zuſammengefügte Harmonie ſich darſtelle.

Sie mögen ſich wohl rühmen damit ein höheres Ziel bezeichnet zu haben, als das, welches die Selbſtſucht verfolgt; allein wenn ſie der Meinung ſein ſollten, daß ſie auch das höchſte Ziel damit bezeichnet hätten, ſo würden wir ſie daran erinnern müſſen, daß ſie bei der Glückſeligkeit, welche ſie der ganzen Menſchheit erringen möchten, doch eine Kleinigkeit vergeſſen hätten, das Wohl nemlich des einzelnen Menſchen. Ihre Schönheit, ihre Bildung, alles, was ſie als Ziel der vernünftigen Thätigkeit beſchreiben, beruht nur in dem Ganzen; ſie wollen eine vollkommene Einheit, welche aus vielen Theilen beſtehn, in welcher aber dieſe Theile ſehr unvollkommen ſein ſol-

len, d. h. ihren Anlagen nach nur wenig entwickelt, welche in ihnen ihre Entwicklung erwarten und, wie wir meinen, auch verlangen dürfen. Sollten ſie nicht begreifen können, in welcher einſeitigen Abſtraction ſie damit befangen ſind, daß ſie die Vollkommenheit des Ganzen ohne die Vollkommenheit der Theile ſetzen? Gewiß wir müſſen eine höhere Vollkommenheit als Ziel unſeres Beſtrebens annehmen, eine Bildung, in welcher wir zwar alle dem Ganzen unſre Kräfte ganz und ungetheilt widmen, aber auch zugleich ein jeder Einzelne die Bildung des Ganzen ganz und ungetheilt ſich aneignet; wo aber dies höchſte Ziel nicht erreicht werden kann, da dürfen wir wenigſtens die eine Seite dieſes Beſtrebens nicht zu Gunſten der andern gänzlich aufgeben. Das Sein und Leben für das Allgemeine und das Sein und Leben für ſich ſelbſt mögen wohl manchmal in Widerſtreit unter einander auftreten und das eine mag zuweilen die Beſchränkung für das andre bilden; aber dennoch dürfen wir nicht daran zweifeln beide als Zielpunkte unſeres ſittlichen Beſtrebens zu ſetzen, von welchen ein jeder gleichen Anſpruch auf Beachtung hat. Denn was wäre wohl jenes Wohl des Ganzen, auf welches die Utilitarier ſo großen Werth legen, wenn daran die Einzelnen nicht Theil hätten? Jedes Wohlſein muß ja doch zuletzt in einem Bewußtſein wurzeln und das Bewußtſein, wie es auch ſonſt ſich geſtalten möge, immer erzeugt es ſich doch auf eine perſönliche Weiſe; ein jeder hat es für ſich allein; ſein Bewußtſein iſt es, ſeine Reflexion, ſeine Thätigkeit. Daher kann es zwar ein Wohlſein geben, welches von einer Sympathie des allgemeinen Wohls ausgeht; aber eben

dieſer Sympathie iſt doch der Einzelne ſich bewußt und wenn die Einzelnen ſie nicht fühlten, ſo würde das allgemeine Wohl nicht vorhanden ſein. Wenn wir nun aber dem folgen wollten, was die Utilitarier ſelbſt äußern, ſo müßten wir freilich glauben, ſie wollten einem jeden nur ſo viel Bewußtſein geſtatten, als zur Betreibung des ihm zugetheilten Geſchäfts nöthig wäre, und wenn auch das Geſchäft eines jeden die Geſellſchaftsverhältniſſe mit umfaſſen ſollte, ſo daß auch von dieſen ein Bewußtſein ſich zu verſchaffen einem jeden erlaubt ſein müßte, ſo würden wir dennoch nicht abſehn, wie dadurch das Bewußtſein nicht ebenſo zerſtückelt werden ſollte, wie die Arbeit und die Entwicklung der menſchlichen Fähigkeiten. Denn ein Zuſatz der Art, in welcher die Nützlichkeitstheorie jede Erlaubniß giebt, würde doch auch hier nicht vergeſſen werden dürfen, nemlich daß ein jeder nur ſo viel Bewußtſein von den Geſellſchaftsverhältniſſen ſich verſchaffen ſolle, als er mit denſelben ſich zu beſchäftigen habe, weil eben das Bewußtſein nur für die nützliche Thätigkeit ſein ſoll und es alſo nur eine Zerſplitterung von Zeit und Kräften ſein würde, wollte er klug ſein über ſeinen Wirkungskreis hinaus.

Vielleicht jedoch möchten unſre Gegner, damit es nicht ſcheine, als gewährten ſie dem Einzelnen zu wenig, dahinter ſich zu verſtecken, daß ja am Ende eine jede Einſicht in das Einzelne der Geſellſchaftsverhältniſſe das Ganze der Geſellſchaft umfaſſen müßte, weil das Einzelne nicht ohne das Allgemeine erkannt werden könnte. Dann aber müßten wir ihnen zu bedenken geben, ob ſie damit nicht in der That ihre eigenen Grundſätze gefährdeten.

Denn indem dieſe ausſchließlichen Werth auf das Bearbeiten und Bekämpfen der Natur legen, können ſie einem jeden auch nur ſo viel Einſicht, ja Bewußtſein verſtatten, als ſeine Arbeit verlangt. Was darüber hinausgeht, iſt wie vom Unnützen, ſo vom Übel. Wenn auch in die Arbeit eine Thätigkeit für die geſellſchaftliche Ordnung mit eingeſchloſſen werden muß, ſo wird dieſe doch immer nur eine ſolche ſein dürfen, die für die beſondere Lage eines jeden, für ſeinen beſtimmten und von der Vertheilung der Arbeiten abhängigen Wirkungskreis abgemeſſen iſt, und da ein ſolcher Wirkungskreis ſeiner Natur nach ein beſchränkter ſein muß, denn dem Einen wird ja der eine, dem Andern ein anderer zugetheilt, ſo wird auch dies geſtattete Bewußtſein nur ein beſchränktes ſein können. Von dieſem Geſetze werden ſelbſt die, welche die Geſellſchaftsverhältniſſe ordnen, nicht auszunehmen ſein; denn ſofern ſie im Einzelnen nicht arbeiten, ſondern nur das Allgemeine beſorgen, werden ſie auch in das Einzelne der Arbeit keine Einſicht nöthig haben, inſofern ihnen aber auch eine Arbeit im Einzelnen geſtattet ſein ſollte, würden ſie doch nur ein kleines Feld beſonderer Werke beſtreiten können. Demnach folgt aus einer richtigen Ausführung dieſer Nützlichkeitstheorie, daß ihr das Gemeinwohl, nach welchem ſie ſtrebt, unter den Händen zerrinnt und in eine leere Abſtraction ſich auflöſt, welche nach dem Syſtem der vertheilten Arbeiten nirgends zum Bewußtſein und mithin auch nirgends zum Daſein gelangen kann.

Im Gegenſatz gegen dieſe Abſtraction müſſen wir verlangen, daß dem Menſchen außer der Arbeit und der nothwendigen, von der Natur abgedrungenen Ruhe oder

Erholung auch noch eine Entwicklung ſeines Bewußtſeins nicht allein geſtattet, ſondern auch nothwendig ſei, in welcher er ſowohl ſeines eignen, als auch des allgemeinen Wohls ſeiner Geſellſchaft inne werde. Es mag ſein, daß beide Entwicklungen, jene erſte und dieſe zweite, zugleich betrieben werden können; dennoch werden wir die Anſicht, welche nur eine erzwungene Erholung geſtattet, ſonſt aber das Ganze unſeres thätigen Lebens der Arbeit allein gewidmet wiſſen will, für einſeitig anſehn müſſen. In der Arbeit leben wir dem Allgemeinen, wir ſollen aber auch uns ſelbſt leben, weil ohne uns ſelbſt das Allgemeine wenigſtens nicht vollſtändig wäre. Hierin haben wir zwei entgegengeſetzte Richtungen unſeres Lebens anzuerkennen, deren Ausgleichung unter einander wir zwar verſuchen mögen, von welchen wir aber auch wohl werden anerkennen müſſen, daß ſie niemals, ſo lange wir leben, in der vollkommnen Weiſe ſich ausgleichen werden, welche das Uebergewicht der einen oder der andern Richtung an dem einen oder dem andern Ende ausſchlöſſe.

Wenn wir aber ein Leben für uns ſelbſt fordern, ſo folgt daraus noch keineswegs, daß dies ein Leben außerhalb des Kampfes ſein müſſe, ſondern nur der Kampf mit der äußern Natur muß dabei in einem gewiſſen Grade überwunden ſein, damit wir uns in uns ſelbſt verſenken und unſer eignes Innere anbauen können. Aber werden wir nun in dieſem unſeren eigenſten Leben nicht einen neuen Kampf finden, den Kampf mit unſern Neigungen, mit unſerer Sinnlichkeit oder unſerer Selbſtſucht? Und wenn es ſo ſein ſollte, haben wir da nicht die Beſchäftigung mit dem Schönen als ein Reizmittel der Wolluſt

und als eine Verweichlichung der Sitten zu fliehen? Wir ſtoßen alſo hier auf neue Zweifel und auf die Gegner des äſthetiſchen Lebens, welche unſer ſittliches Leben als einen beſtändigen Kampf mit unſerem eigenen Innern ſich denken.

Dieſe Gegner haben es auf eine ſtrenge Uebung und Zucht, auf eine harte Aſcetik abgeſehn; in dem äſthetiſchen Leben dagegen ſehen ſie nur eine Schmeichelkunſt, welche den Ernſt des innern Kampfes ſcheut. Freilich dürften ihnen für dieſes Vorurtheil, wie wir es nennen müſſen, zahlreiche Beiſpiele nicht ſehr fern ſtehen, hergenommen von einer luxurirenden Kunſt, von einer Liebe zur üppigen, ſinnlich reizenden und verführeriſchen Schönheit, wie ſolche Erſcheinungen zuweilen über große Zeiträume wuchernd ſich verbreitet haben. Aber wollten ſie auf ſolche Beiſpiele ſich berufen, ſo würden wir ihnen entgegenſetzen müſſen, daß dies nur Ausartungen der Kunſt und des Geſchmacks ſind und daß es nicht erlaubt ſei das Weſen des äſthetiſchen Lebens nach einzelnen Erſcheinungen zu beurtheilen. Wir würden ihnen auch wohl andere Beiſpiele entgegenſtellen können, welche die Kunſt in ihrem Ernſte und in ihrer Würde zeigen und die Liebe zum Schönen nicht als ein weichliches Hingeben, ſondern als eine tüchtige Anſtrengung des Geiſtes erſcheinen laſſen. Ja es würde vielleicht nicht unmöglich ſein ihnen an ihrem eigenen Beiſpiele begreiflich zu machen, daß ſie von dem Eingehn auf das Schöne und von dem Wohgefallen an ihm nicht ſo weit entfernt ſind, als ſie glauben mögen, indem ſie ſelbſt bei ihrer harten Aſcetik ſolche Mittel nicht zu verſchmähen pflegen, welche die Phantaſie ſchreckhaft

oder beſänftigend erregen und zuweilen einen dichteriſchen und muſikaliſchen, zuweilen einen plaſtiſchen Ausdruck annehmen. Allein mit allen ſolchen Beiſpielen würden wir doch im Allgemeinen nichts gewinnen, um ſo weniger als ſie doch nur dahin führen könnten, daß man die Beſchäftigung mit dem Schönen als ein brauchbares Mittel, gleichſam als eine Kriegsliſt gegen das Böſe gelten ließe.

Die Gegner ſelbſt, mit welchen wir es hier zu thun haben, gründlich von ihrem Irrthum zu überzeugen würde uns unſtreitig nur alsdann gelingen, wenn wir ſie beſſern könnten; denn nur ſo weit erſtreckt ſich überhaupt die Einſicht in das Gute, als die Liebe zu demſelben. Da wir nun aber ſchwerlich im Stande ſein möchten durch wenige Worte eine Beſſerung zu bewirken und die, welche im ſittlichen Kampf leben, über dieſen Kampf zu erheben, daß ſie den ſittlichen Frieden ſchmeckten, ſo werden wir uns zu begnügen haben, wenn es uns gelingen ſollte Andern zu zeigen, wie die Anſicht, welche in unſerm ſittlichen Leben nichts als einen Kampf mit unſern Neigungen erblickt, nur von einer niedern Stufe der ſittlichen Entwicklung ausgeht. Dies wird uns gelingen, wenn wir in ihr ſelbſt Spuren davon nachweiſen können, daß ſie nur dazu beſtimmt iſt eine höhere Anſicht des Sittlichen vorzubereiten.

Unſere Gegner ſchildern uns das ſittliche Leben als einen beſtändigen Kampf zwiſchen Sinnlichkeit und Vernunft, zwiſchen Neigung und ſittlichem Gebot. Einen Frieden wollen ſie nicht geſtatten, in welchem die ſinnliche Begierde, dies widerſtrebende Mittel unſeres Lebens, zum Gehorſam gebracht, in Übereinſtimmung mit dem

ſittlichen Zwecke ſich zeigte, und daher beweiſen ſie ſich auch feindlich geſinnt der Kunſt und dem Schönen, welche uns eine Erquickung in der Ruhe nach überſtandenem Kampfe zu vergönnen ſcheinen. Wie ſollen wir ruhen, da noch augenblicklich der Feind droht? Verderblich ſind die Lockungen, welche in eine gefährliche Sorgloſigkeit uns einwiegen möchten. Wenn wir bisher redlich gekämpft haben, ſo dürfen wir doch nur einen Augenblick uns ſchwach zeigen, um auf einmal nicht nur alle Früchte unſeres früheren Streitens zu verlieren, ſondern auch für immer jeder Hoffnung des Heils beraubt zu werden. So ſchildern ſie unſere Lage gegenüber einem Feinde, der übermächtig, unaufhörlich lauert um uns das Verderben zu bringen. Wenn wir ihren Schilderungen trauen dürften, ſo würden wir anzunehmen haben, auf der Seite unſeres Feindes wäre eine Kraft, welche niemals ſchwächer drohte, auf unſerer Seite eine Schwäche, welche niemals ſicherer die Hoffnung des Sieges faſſen dürfte. Allein eben deswegen erregen dieſe Schilderungen den Verdacht, daß ſie übertreiben. Auf den erſten Blick ſcheint es einzuleuchten, daß die Elemente unſeres Lebens, welche im Streite unter einander gedacht werden, in einem ganz anderen Verhältniſſe zu einander ſtehen. Anfangs beim Beginn unſeres Lebens ſind die ſinnlichen Triebe und Begehrungen übermächtig in uns; wir lernen ſie aber, wenn wir anders zum Guten uns wenden, allmälig beſiegen und gewöhnen ſie zur Ordnung; die Vernunft dagegen, welche wir als unſer eigentliches Selbſt zu betrachten pflegen, wie unſcheinbar iſt ſie zuerſt, wie ſchwach! Mit der Zeit jedoch wird ſie ſtärker. So möchte es ſcheinen,

als wenn wir nicht, wie jene unsere Gegner, anzunehmen hätten, daß unser Feind immer gleich gefährlich bleibe, sondern als dürften wir uns wohl rühmen, in dem Kampfe mit unsern Begehrungen und Neigungen werde doch etwas errungen, ein sicheres Ergebniß, ein unbestrittener Besitz. Sonst würden wir sagen müssen, unser Leben bisher wäre ohne allen Gewinn gewesen. Betrachten wir nur unsere Sinnlichkeit, unsere Selbstsucht, unsere Leidenschaft, diese unsere Feinde, ohne Schrecken, mit Ruhe. Wir werden finden, es ist nicht ein Feind, ihrer sind viele und diese Vielheit der Feinde darf uns nicht besorgter machen, vielmehr muß sie uns Hoffnung des Siegs einflößen; denn je weniger der Feind einig ist, um so leichter läßt seine Kraft sich trennen und in einzelnen Kämpfen allmälig besiegen. Die sinnlichen Triebe und Neigungen, welche uns anfangs zu schaffen machen, werden eine nach der andern überwunden; wir haben sie nun unterwürfig und zu unserer Hand gewöhnt; da ist die Ruhe der Vernunft über sie gekommen; sie haben das Maß anerkennen gelernt, das Maß des Guten und der Schönheit. Sollen wir uns nun nicht muthiger fühlen und dessen uns erfreun, was wir gewonnen haben? So möchte es scheinen, daß auch die Ansicht unserer Gegner es verstattete in unserm Leben Momente anzuerkennen, in welchen wir uns eines gewonnenen Friedens, einer Uebereinstimmung unserer Neigungen mit unserer Vernunft erfreuen könnten, und zu diesen Momenten dürfte alsdann auch wohl das gezählt werden, was das Schöne und die Spiele der Phantasie in unser Leben bringt.

Allein, wenn jemand glaubte durch diese Betrachtun-

gen unſere Gegner in ihrer Feindſchaft gegen das äſthetiſche Leben beſchwichtigen zu können, ſo würde er ſich irren. Sie würden uns vielmehr des Leichtſinns beſchuldigen, wenn wir im Bewußtſein unſeres Sieges über einzelne ſinnliche Neigungen uns der Freude hingeben wollten, als wenn nicht beſtändig ein neuer Kampf uns bevorſtände. Wir ſollen es anerkennen — und dem können wir uns, wenn wir es redlich meinen, in der That nicht entziehen — daß, nachdem der eine Feind ſinnlicher Neigung beſiegt worden, alsbald ein anderer aufſteht und neuen Kampf erzeugt, daß wir niemals völlig den Lockungen von rechter Bahn ab entgangen ſind, und ſo müſſen wir auch unſern ſtreng Geſinnten zugeben, daß wir den Kämpfen mit uns beſtändig unſern ganzen Eifer zuzuwenden haben. Wenn dem nun aber ſo iſt, wie können wir uns da beruhigen in irgend einer einzelnen Befriedigung, welche wir gegen den Andrang des ſinnlichen Triebes gewonnen haben mögen? Das ſind gar zu vergängliche Beruhigungen, welche auf dieſem Wege uns zu Theil werden, eben ſo ſchnell verſchwindend, wie gewonnen; als eine augenblickliche Erholung mögen wir ſie betrachten, als einen flüchtigen Gewinn; aber wollten wir uns an dieſem Schmucke vergänglicher Freuden laben und in ſeinem Bewußtſein einen dauernden Genuß ſuchen, ſo würde uns das Zeitliche nur verlocken und zerſtreuen und abhalten von dem ernſten Streben nach dem ewigen Frieden unſeres Gemüths, welcher nur in unabläſſiger Erfüllung unſerer Pflicht gefunden werden kann. Dieſe Anſicht alſo verwirft die Befriedigung, welche wir im Bewußtſein des einzelnen Schönen finden können, indem ſie eine höhere

Befriedigung ſucht, die aber nur am Ende unſeres Lebens gefunden werden könnte und erreicht werden ſoll durch einen ununterbrochenen Kampf. Denn die Beſeligung im letzten Ziele unſeres Strebens ſtellt uns eine Aufgabe auf, deren einzelne Momente untheilbar mit einander verknüpft ſind, ſo daß, nachdem ſie in irgend einem Momente zur Löſung gekommen iſt, an dieſelbe ſogleich eine neue Aufgabe ſich anſchließt, welche von neuem unſern Kampf in Anſpruch nimmt. Daher will ſie nicht geſtatten, daß wir auch nur einen Augenblick zurückblicken auf das, was gewonnen worden, ſondern immer ſollen wir vorwärts ſehen auf das, was noch zu leiſten iſt. In dem Bewußtſein der Größe unſerer Aufgabe können wir alles, an welchem wir uns erfreun möchten als an einem ſchon Geleiſteten und Vollendeten, nur als einen nichtigen Taud betrachten. Es iſt die unermeßliche Weite bis zu unſerm Ziele, es ſind die Schrecken noch völlig unbekannter Gebiete, welche den Gefahren der Gegenwart ſich zugeſellend uns überwältigen; alles dies iſt wohl im Stande uns ſo zu beunruhigen, daß Kunſt und Schönheit vergebens ſich bemühen würden uns zu befriedigen. Beſonders aber indem wir die Erhabenheit unſeres Ziels bedenken und uns geſtehn müſſen, daß wir ihm allein einen unbedingten Werth beilegen, in ihm allein das Göttliche finden können, tragen wir Scheu irgend ein anderes ihm zu vergleichen oder gegen daſſelbe gehalten noch ſonſt etwas irgend einer Achtung zu würdigen. Wenn wir nun nach dieſem Blicke auf unſer Ziel wieder zurückſehen auf unſer früheres Leben, welches noch nicht gelebt wurde in dem Bewußtſein dieſes Zieles, in der Vereh-

rung dieſes unſeres Gottes, welcher uns Gegenſtand unſerer Liebe und einziges Geſetz unſeres Handelns iſt oder ſein ſoll, ſo mögen wir uns wohl mit Unwillen abwenden von allem, was damals unſere Seele erfüllte und uns Beruhigung zu gewähren ſchien. Jetzt erſt iſt unſer Leben geheiligt worden von der Verehrung des Heiligen; was wir früher lebten und liebten, ehe wir dieſes Ziel verfolgten, was wir jetzt noch leben und lieben ohne dieſes Ziel dabei zu berückſichtigen, alles das waren und ſind unheilige Dinge; wollten wir zu ihnen uns zurückwenden, ſo wäre Gefahr, daß ſie mit der Kraft, welche ſie auf unſer Gemüth auszuüben wiſſen, von neuem in eine Bahn uns herabzögen, welche wir jetzt als eine gottvergeſſene nur verabſcheuen oder bemitleiden können.

Dies ſind Überlegungen, welche uns auffordern beſtändig eingedenk unſerer großen Beſtimmung keine Ruhe in unſerm Kampfe, keine heitere Luſt im Beſitze des Geleiſteten uns zu verſtatten. Eine ſolche Stimmung der Seele zu tadeln fällt uns nicht ein. Vielmehr müſſen wir ſie als etwas anſehn, was nothwendig in dem Verlaufe unſeres Lebens, ſobald daſſelbe nicht auf einer niederen Stufe des Bewußtſeins über uns ſelbſt ſtehen geblieben, heraustreten muß. Anfangs mögen wir wohl ſorglos dahinleben, wenig bekümmert um das Ende, uns deſſen erfreuend, was die Gegenwart bietet, unſere Kräfte wenn auch nicht geradezu vergeudend, doch kaum deſſen gedenk, wozu ſie gebraucht werden ſollen. Aber immer ſoll es nicht ſo fortgehen, einmal ſollen wir das Ziel bedenken lernen, und wenn wir uns nun zurückwenden im Geiſte zu den vergangenen Zeiten, wie werden ſie uns da er-

ſcheinen? Wenn ſie am ſchuldloſeſten waren, wie ein kindiſches Spiel; aber mehr noch wie ein frevelhafter Leichtſinn; denn ohne Schuld iſt keiner und ſo wie dieſe uns einmal ergreift, ſo vergiftet ſie bald mit Leidenſchaft das ganze Leben. Da ergreift uns nun Reue und im Gefühl unſerer Schwäche wenden wir uns ab von unſerm frühern Treiben; es ſoll ein neues Leben beginnen; das Alte müſſen wir von uns abthun; nur zu viele Lockungen ſind in ihm verborgen; wir dürfen nicht wieder in das hinuntersteigen, was wir mit Mühe verlaſſen haben; alles in ihm iſt von Leidenſchaft durchdrungen und Reines aus ihm ausſcheiden zu wollen würde uns nur in Gefahr bringen von dem Unreinen befleckt zu werden. Dies ſind Gedanken, welche niemanden fremd ſein können, ſobald er zu einem Leben im Bewußtſein ſeiner Beſtimmung ſich erhoben hat. Nicht nur dem Einzelnen drängen ſie ſich auf, ſondern auch in der Geſchichte der ganzen Menſchheit bilden ſie periodiſch ſich aus. Nach den Spielen einer heitern Kunſt, welche nur zu leicht ausarten in Leichtſinn und in Begünſtigung einer üppigen Phantaſie, beſinnt ſich ein reiferes Zeitalter, daß dem Menſchen eine höhere Beſtimmung zu verfolgen geboten iſt, als in einer ſolchen Sorgloſigkeit der Luſt und der Freude dahinzuleben. Die Befriedigung, welche das Spiel gewährte, ſie iſt dahin; ſie war nicht die rechte; denn aus ihr erwuchs uns der Kampf um ſo ſtärker, je dringender uns nun die Aufforderung vorliegt auch die Spuren unſerer Vergangenheit, die kindiſche Luſt an der Eitelkeit und das verlockende Spiel der Sünde, aus unſerem Bewußtſein auszutilgen. Wie ſollten wir uns alſo erfreuen an dem,

was wir im Kampfe gewonnen haben? Es ist eben nichts gewonnen worden; so wie die Befriedigung nicht die rechte war, so war auch unser Kampf nicht der rechte. Erst jetzt haben wir den rechten Kampf zu beginnen und von nun an dürfen wir nicht feiern ihn bis zum Ende unsers Lebens durchzuführen.

Aber wie gern und willig wir auch anerkennen mögen, daß diese Stimmung, welche uns zum Kampf aufruft, mit Recht einen Frieden verwirft, der zu früh, zu unsicher abgeschlossen worden, so werden wir sie dennoch nur für eine Stimmung halten dürfen, welche wie alle Stimmungen vorübergehend ist. Wie düster sie auch das Leben schildert, so lieben sie doch viele, weil sie wissen, daß sie mehr in ihr haben, als jenes heitere, aber auch leichtsinnige Spiel ihres frühern Lebens ihnen gewähren konnte, und indem sie dieselbe lieben, möchten sie auch für immer sie festhalten. Allein sie soll ausgetauscht werden gegen noch höhern Gewinn; sie ist nur dazu bestimmt einen Uebergang aus dem frühern Unbewußtsein in das reichere Leben zu bilden. Wir glauben, daß selbst die, welche ihr zugethan sind, hiervon sich überzeugen könnten, wenn sie es nur über sich vermöchten sie sorgfältig zu betrachten; denn sie trägt deutlich die Spuren an sich, daß sie einer Übergangsbildung angehört.

Gesetzt sie wäre von dieser Art, so würden wir sie in doppelter Rücksicht zu prüfen haben, theils in Beziehung zu dem, was sie hinter sich zurückließ, theils in Beziehung zu dem, was sie einleitet. Beide Richtungen treten aber auch deutlich genug an ihr hervor. Gegen das Frühere zeigt sie sich offenbar sehr gereizt; sie verfolgt

es mit einem gewiſſen Haß, welcher wohl zu der Vermuthung berechtigen könnte, daß ſie nicht mit völliger Billigkeit es zu beurtheilen im Stande ſei. Dieſe Vermuthung wird zur Gewißheit, wenn wir ihr eigenes Verhältniß zu ihm feſt im Auge behalten. Sie beſchuldigt das frühere Leben, daß es nichts gewonnen habe in ſeinen allzu leicht errungenen Siegen; alles erſcheint ihr als ein eitler Tand, was früher betrieben wurde. So müſſen wir ſie denn fragen, wie ſie ſelbſt geworden. Wird ſie etwa behaupten wollen, ſie ſei aus dem Nichts entſtanden? Ein neues Leben einzuleiten rühmt ſie ſich; aber woher kommt ihr die Kraft zu dieſem neuen Leben? Sollte ſie dieſe Frage ſich beantworten wollen, ſo würde ſie wohl in Verlegenheit ſich finden, wenn ſie dabei in aller Strenge an ihrer Behauptung feſthalten wollte, daß in dem frühern Leben nichts gewonnen worden. Vielleicht möchte jemand ſein, in jener Stimmung ſo befangen, daß er es auszuſprechen wagte, das neue Leben, in welches er nun eingetreten, es ſei eine reine Schöpfung Gottes, ein neuer durchaus unbedingter Anfang der Entwicklung; und freilich, wer bis hierher vorzuſchreiten ſich entſchließen könnte, von dem dürften wir wohl kaum erwarten, daß er durch irgend welche vernünftige Gründe ſich belehren ließe. Doch wollen wir ihm zu bedenken geben, daß damit weder die allgemeinen Geſetze des Denkens, noch die Erfahrungen derer übereinſtimmen, welche zu einem neuen Leben gekommen zu ſein ſich rühmen. Nicht die allgemeinen Geſetze des Denkens; denn dieſe verlangen, daß wir das Leben eines Menſchen als einen ſtetigen Verlauf betrachten, in welchem zu keiner Zeit der

einmal begonnene Faden der Entwicklung ſchlechthin abgeriſſen wird. Hätten wir zwei gänzlich getrennte Leben eines Menſchen zu unterſcheiden, das alte und das neue, ſo wäre in dieſem der Lebende nicht mehr derſelbe, welcher in jenem lebte; es wäre da nicht ſowohl ein Menſch, als vielmehr zwei Menſchen. Aber auch eben ſo wenig die Erfahrungen des neuen Lebens; denn wie völlig dieſes ſich auch losſagen möge von dem alten, ſo wiſſen wir ja doch alle, daß dies nur geſchieht vermittelſt der Reue, in der wir die Thaten des alten Lebens als unſere Thaten bereuen und damit uns zu ihnen noch jetzt bekennen. Und wenn wir überdies noch immer die Spuren derſelben in uns zurückgeblieben finden und uns fürchten, daß die alten Neigungen ihre frühere Gewalt über uns wieder gewinnen möchten, ſo geſtehen wir auch damit ein, daß unſer neues Leben aus dem alten hervorgegangen ſei und dieſes in jenem ſich fortſetze. Daher werden wir denn auch ohne Zweifel die vorher aufgeworfene Frage in der Weiſe uns beantworten müſſen, daß die Kraft zum neuen Leben nur im frühern Entwicklungsgange ſich uns ausgebildet habe und die nothwendige Folgerung, welche wir hieraus ziehen müſſen, wird dahin lauten, daß auch jenes frühere Leben nicht ganz für uns verloren ſei, ſondern zur Stärkung der Kraft gedient habe, in welcher wir uns jetzt zur Löſung ſchwierigerer Aufgaben rüſten können. Zwar haben wir wohl früher die Wendung, welche unſer Leben jetzt nehmen will, nicht beabſichtigt und unſere Kraft für die jetzt vorliegenden Zwecke nicht mit Bewußtſein ausgebildet; aber wie es zu geſchehn pflegt, unter der Hülle eines abſichtloſen Spieles der Kräfte wurde

dennoch das gefördert, was wir jetzt als Zweck unſeres Lebens anſehn müſſen. So ſchließt ſich ſelbſt die Reue, zu welcher wir uns jetzt erſtarkt haben, an etwas an, was wir nicht völlig bereuen können, und wir werden uns eingeſtehn müſſen, daß wir in unſerm frühern Leben zweierlei zu unterſcheiden haben, das nemlich, was wir mit Recht bereuen und durch die Reue zu überwältigen und für unſer künftiges Leben unſchädlich zu machen beabſichtigen, von der andern Seite aber auch das allmälige Wachſen unſerer Kraft, deſſen Frucht wir jetzt erndten und herüberzunehmen haben in unſer weiteres Leben. Wenn uns nur erſt dieſe Unterſcheidung gelingt, ſo werden wir auch nicht mehr alles beklagen, was das frühere Leben uns brachte, ſondern es wird auch eine Freude uns aufſchießen über die Ergebniſſe des alten Lebens. Wir werden alsdann uns rühmen dürfen, daß eine göttliche Oekonomie bis hierher uns geführt hat, trotz unſerer Irrthümer und unſerer Sünden, trotz unſerer Verblendung gegen ihre fühlbare Macht, und daß alles, was ſich uns bisher ergab, eine nothwendige Vorbereitung war für den Standpunkt, welchen wir jetzt erreichten. Allein die Stimmung der Reue und des Kampfes mit uns ſelbſt findet ſich freilich außer Stande jene zuvor bezeichnete Unterſcheidung zu unternehmen. Darum klagt ſie das Frühere an als ein Spiel, welches ſie nun ganz von ſich abthun müſſe, während ſie doch ſelbſt einen Theil ſeiner Erfolge in ſich aufnimmt. Dies iſt ihre Verworrenheit, welche ſie als eine Uebergangsbildung bezeichnet; denn ſie weiſt dadurch auf das ſpätere Leben hin, welches mit ihr beginnt.

Dieſes wird nun aber ein doppeltes Werk zu vollbringen haben. Auf der einen Seite ſoll es die Unterſcheidung bewerkſtelligen zwiſchen den geſunden und krankhaften Beſtrebungen der frühern Lebensperiode, um jene auszuſcheiden, dieſe aber um ſo ſicherer, je reiner ſie nun hervortreten, ſich anzueignen, und indem es dies letztere thut, erfreut es ſich auch jener frühern Spiele ohne Kampf mit den entgegengeſetzten Elementen, mit welchen ſie früher vermiſcht erſcheinen mochten. Von der andern Seite aber ſoll es alsdann auch den ſinnlichen Trieben und Neigungen weitere Siege abgewinnen und ſobald dieſe errungen ſind, darf es nun auch ihrer Früchte ſich erfreuen und in ihrem Beſitze eine Ruhe feiern, welche über dem Kampf erhaben iſt. Nicht als wenn nun aller Kampf abgethan ſein ſollte, ſondern er dauert noch immer fort um Neues zu gewinnen; aber mitten in dem Kampfe werden wir auch des Gewonnenen uns erfreuen dürfen und beides, den Kampf und den Beſitz des Gewonnenen, und eben ſo auch die Arten des Bewußtſeins, welche beide begleiten, werden wir zu unterſcheiden haben, wenn wir das Ganze unſeres vernünftigen Lebens uns wiſſenſchaftlich gliedern wollen. Hierin beſteht nun eben der Fehler derer, welche von dem angegebenen Standpunkte aus das ſittliche Leben nur als einen Kampf betrachten möchten, daß ſie von dem Bewußſein des Kampfes, der in ihrem gegenwärtigen Entwicklungsgange vorherrſchend ſie beſchäftigt, gleichſam überwältigt, den Frieden, den Gewinn aus dem frühern Kampfe, nur als etwas Jenſeitiges anſehn, als etwas, was in dieſem zeitlichen Leben uns fremd bleibe. Aller Schmuck zeitlicher Freuden ſtellt ſich

ihnen als etwas Vergängliches dar, was, sobald es seiner Wahrheit nach erkannt werde, uns nicht erfreuen könne. Da ist die Hoffnung auf Gott noch nicht zu ihrer Einigung mit diesen weltlichen Dingen gelangt, welche auch als ein Werk Gottes betrachtet sein wollen; da kämpft man noch gegen die Freuden an, welche uns Gott zu seiner Verherrlichung in dieser Welt bereitet hat, und findet in den unschuldigsten Erquickungen der Seele eine Störung des Werkes, welches man so eben betreiben soll. Wir aber müssen dagegen festhalten, daß diese zeitliche Erscheinung das Ewige in sich birgt, daß die Seligkeit, welche wir suchen, auch schon gegenwärtig uns geworden ist, wenn auch nicht in ihrer Vollkommenheit, und daß wir der zeitlichen Erscheinungen uns erfreuen dürfen, in welchen wir die Schönheit des Himmels vorbedeutet und abgebildet finden.

So viel haben wir zu sagen gegen die, welche in ihrem streng sittlichen Eifer einen beständigen Kampf uns auflegen möchten und jede Nachgiebigkeit gegen unsere Neigung verdammen. Wir können sie nur ermahnen sich zu bedenken, ob sie nicht in einem solchen Übergange ihres Lebens sich befinden, wie wir ihn geschildert haben, an einem Punkte ihrer Entwicklung, wo sie ein neues Leben beginnen wollen und sich noch nicht besinnen können, daß sie doch in dieses neue Leben das alte, so weit es nur irgend eine wahre Bildung enthielt, herüberneh-men müssen. Sollten sie hierauf sich besinnen lernen, so würden sie auch wohl gewahr werden, daß mit der Entwicklung des Guten auch zugleich die Neigung zum Guten sich in uns erzeuge, der Besitz eines Gutes, welches un-

vergänglich ist, und daß wir in der Übereinstimmung des sittlichen Gebots mit dieser Neigung unsern Frieden gewinnen mit uns und eine Freude, welcher keine Reue folgt. Nur wer durchaus noch keine Festigkeit in der Bewältigung seiner sinnlichen Neigungen gewonnen und es noch nicht erfahren hat, wie unsere Triebe der Vernunft gehorchen lernen, wird es leugnen wollen, daß die Neigung mit der Vernunft geeinigt sein könne. Die sittliche Übung läßt auch eine Neigung zu ähnlichen Übungen in uns zurück, gewährt uns einen Geschmack am Guten, und wer nur in einem solchen Leben seiner Neigung und seinem Geschmacke folgend sich ergeht, der wird auch im Frieden der Seele das Sittliche finden. In einem solchen friedlichen Leben würden wir denn auch die Stelle zu suchen haben, wo dem Geschmacke am Schönen nachzuhängen uns erlaubt sein dürfte.

So dürfen wir uns also gegen die Ansichten derer für gesichert halten, welche dem ästhetischen Leben keinen sittlichen Werth beilegen wollen, ja es verdammen, weil sie die Sittlichkeit nur im Kampfe, sei es mit der äußern Natur, sei es mit unsern eigenen Neigungen zu finden wissen. Die nützliche Thätigkeit ist nicht allein zu loben; wir haben neben der Arbeit auch eine Muße in Anspruch zu nehmen; nicht allein das ist an uns zu preisen, was wir gegen unsre Neigung uns selbst abgewinnen, sondern auch was wir mit Neigung zum Guten thun, darf auf sittlichen Werth Anspruch machen; es giebt auch einen sittlichen Frieden. In diesem Leben der Muße und der sittlichen Befriedigung haben wir das ästhetische Leben zu suchen, wenn wir sagen dürfen, daß es erlaubt sei auf

daſſelbe einzugehn und daß wir es als einen Theil unſerer ſittlichen Aufgabe zu betrachten haben.

Zweites Kapitel.

Das Leben der Muße und der ſittlichen Befriedigung.

Einſeitigen Theorien pflegt mit unwiderſtehlicher Gewalt das praktiſche Leben ſich entgegenzuſetzen. So hat auch der Theorie, daß unſer waches Leben nur der Arbeit für das Gemeinwohl gewidmet werden ſollte, die beſtändige Übung widerſprochen und es iſt keine Zeit geweſen, welche nicht neben der Arbeit auch die Muße verlangt hätte. Wir wollen uns nicht auf jene orientaliſchen Völker berufen, die in der Ruhe ihre ganze Seligkeit ſuchten; aber wir können uns nicht enthalten auf Römer und Griechen als auf ein nicht verächtliches Beiſpiel hinzuweiſen, auf jene Männer, die auch den Krieg liebten und die Geſchäfte des Friedens, aber die dennoch nichts mehr preiſen als ihre Muße und feſt davon überzeugt ſind, daß ein allzu geſchäftiges Leben in beſtändiger Arbeit, welches keine Muße geſtatte, die Seele zu ſklaviſcher Geſinnung niederdrücke. Hat nicht von jeher die Sitte aller Völker Feſte geheiligt, an welchen die Arbeit ruht, der Geiſt den gewöhnlichen und nützlichen Geſchäften ſich entreißt, in Fröhlichkeit ſich ergeht oder an etwas anderes denkt, als an jenen Ernſt des Kampfes mit der Natur und des Verkehrs unter den werkthätigen Menſchen?

Sprechen nicht auch unter den Völkern unſerer gegenwärtigen Bildung noch die heiligſten Überzeugungen dafür, daß wir auch eine Zeit der Ruhe und Muße haben ſollen, in welcher unſere Seele ſich erheben könne über die Arbeit des alltäglichen Lebens und ſich ſammeln von der Zerſtreuung, in welche uns nothwendig die Beſchäftigung mit unſern augenblicklich wechſelnden phyſiſchen Bedürfniſſen und der Markt des arbeitenden Lebens dahinreißen müſſen? Auch dies Bedürfniß eine Erholung in der Muße zu ſuchen iſt beſtändig gefühlt worden; es iſt nicht das Bedürfniß der Ermüdeten, welche nach körperlicher oder geiſtiger Anſtrengung Ruhe und Schlaf ſuchen, vielmehr ſcheinen uns die, welche noch eine andere Ruhe nach gethaner Arbeit außer im Schlafe und nach Übermüdung in ſeltenen Fällen verſtatten wollen, aber keine Thätigkeit in der Muße ſuchen, dem thätigen Leben einen zu regen Spielraum anzuweiſen. Denn durch einen geordneten Wechſel der Thätigkeiten, glauben wir, könne erreicht werden, daß niemand außer dem Schlafe und den Zeiten der Übermüdung irgend eine Zeit gänzlich verliere, und wir halten es für die Pflicht eines jeden einer ſolchen Einrichtung ſeines Lebens nachzutrachten ohne doch deswegen auf ſeine Muße zu verzichten. Die Muße ſoll demnach nicht in Unthätigkeit vergehen; ſondern wie ein Alter geſagt hat, er ſei niemals weniger müßig, als wenn er Muße habe, ſo ſollen auch wir eine Muße ſuchen, in welcher wir unſere Beſtimmung nicht außer den Augen verlieren, die Zeit nicht vergeuden, ſondern ſie gewinnen zur Betreibung von Angelegenheiten vom höchſten Werthe. Die Freude am Schönen, die Spiele der Kunſt, welche

den Festen aller Welt sich anschließen, die religiöse Erbauung, welche geheiligt ist bei allen Völkern, zeugen von einer solchen Muße und daß sie zu allen Zeiten und unter allen Verhältnissen für etwas dem Menschen Nothwendiges gehalten worden ist.

Wir müssen hier noch einmal an den Begriff der Arbeit erinnern, so wie er früher von uns aufgestellt wurde. Nach dem dort Gesagten haben wir ihr Wesen in der Thätigkeit zu suchen, welche für die menschliche Gesellschaft aufgewendet wird. Weil in dieser ein jeder seine besondere Stelle und dieser gemäß dem Ganzen etwas zu leisten hat, darum sind die Arbeiten vertheilt, darum hat ein jeder seinen besondern Beruf und alles, was er in diesem Berufe vollzieht, das ist seine Arbeit. Es stellt sich hierbei von selbst heraus, daß der Begriff der Arbeit nicht an einer bestimmten Art von Werken hängt, sondern eine persönliche Bedeutung hat. Das, was dem Einen als seine Arbeit zugetheilt ist, weil es im Kreise seines Berufs liegt, das wird vom Andern in seiner Mußezeit getrieben und stellt sich ihm als eine Erholung von der Arbeit dar. Der Gelehrte ruht von seiner Arbeit aus, indem er den Garten besorgt, seine Bäume, seine Pflanzen pflegt oder sonst eine mechanische Arbeit verrichtet. Arbeit ist dabei auch wohl, indem diese Beschäftigung einen Nutzen für den Einzelnen und für die Gesellschaft hat; aber die Arbeit ist untergeordnet der Erholung, denn sie wird nicht eigentlich des Nutzens wegen betrieben, sondern dieser fällt nur nebenbei ab, die Erholung aber ist der Zweck und dieser wird dadurch gewonnen, daß man sich irgend eine Beschäftigung erwählt, welcher

die eigene Neigung ſich zuwendet. So wird auch umgekehrt Einigen das eine Arbeit, was den Meiſten nur eine Erholung ihrer Muße iſt. Wenn wir die Feſte ſich bereiten ſehen, mögen ſie weltliche oder religiöſe Bedeutung haben, ſo finden wir, daß ſie zwar den Meiſten eine Zeit der Muße gewähren, aber doch nicht allen; denn denen, welche dabei die Vorſteher und Anordner der Feſtlichkeit abgeben oder beſchäftigt ſind dieſer zu dienen, wird eben hieraus eine Arbeit erwachſen. Und auch hierbei findet derſelbe Grund ſtatt. Das was ſie dabei thun, verrichten ſie nicht ihrer ſelbſt wegen, ſondern nur nebenbei haben ſie auch ihre Freude daran, hauptſächlich aber iſt es das Beſte der Übrigen, was ihnen dieſes Geſchäft zur Arbeit macht. So iſt auch einigen wenigen die ſchöne Kunſt eine Arbeit, den meiſten eine Beſchäftigung der Muße. In allen den Punkten, in welchen jemand anfängt, dieſelbe nicht für ſich, ſondern für andere zu betreiben, verkehrt ſie ſich ihnen zur Arbeit und nur eben hierin iſt der Unterſchied zwiſchen Arbeit und Beſchäftigung der Muße, daß wir jene für die Geſellſchaft der Übrigen treiben, dieſe aber für uns. Und zwar muß dieſes "Uns" im ſtrengen Sinne genommen werden, indem wir unterſcheiden müſſen, was wir als Glieder der vernünftigen Geſellſchaft ſind und was dagegen als einzelne Weſen. In jener Rückſicht müſſen wir anerkennen, daß unſere leibliche Natur uns nicht eigen angehört außer nur in einem weitern Sinne; ſie iſt uns von Geburt zugefallen, in einem Proceſſe der Natur, welcher nicht von dem Einzelnen vollzogen wird, am wenigſten von uns ſelbſt; ſondern das allgemeine organiſirende Geſetz unſerer Art vollzieht

ihn und daher können wir auch dieſen Leib nur als ein Product unſerer Art betrachten, welches an uns beſonders verliehen worden, aber nicht, daß er unſer wahres und von uns unablösliches Eigenthum ſei, vielmehr, mögen wir auch noch ſo kräftig ihn uns aneignen und unter die Gewalt unſerer Vernunft bringen, immer bleibt er dennoch etwas uns Fremdes, was unter allgemeinen Naturgeſetzen ſich forterhält und ernährt, unter den Geſetzen unſerer Art, welche wir wohl in einzelnen Äußerungen beſtimmen können, welche aber im Ganzen ihren Gang unabhängig von unſerem Willen gehen. Und ſo ergiebt es ſich denn auch zuletzt, daß wir dieſen Leib wieder abgeben müſſen nach den Geboten der Natur, während wir hoffen oder mit Sicherheit vertrauen, daß wir ſelbſt dieſe Umwandlung der Natur, welche wir den Tod nennen, überdauern werden, zum ſichern Zeichen, daß eben der Leib nur zum Nießbrauch uns gegeben war, aber nicht zum beſtändigen Eigenthum. Wenn wir daher für ihn ſorgen, ſo dienen wir in der That nur fremden Bedürfniſſen und uns liegt eine Beſchäftigung ob, welche einem Gliede unſerer Art gewidmet iſt, einem Producte nicht unſerer eigenen Thätigkeit, ſondern einer über unſer ganzes Geſchlecht vertheilten Kraft, welche die Bedingungen des einzelnen Lebens ordnet und gleichſam das eine Leben aus dem andern hervorwachſen läßt. Daher wird auch niemand ſagen, daß indem er den Bedürfniſſen ſeines Leibes dient, er nicht eine Arbeit verrichte. Die Beſchäftigung ſeiner Muße dagegen ſoll ſich auf ihn allein beziehen und das fördern, was ſeinem eigenthümlichen Weſen erſprießlich iſt. Jeder wird dieſen Punkt, welchen

wir im Begriff der Arbeit haben hervorheben müſſen, auch damit in Übereinſtimmung finden, daß wir früher die Arbeit als einen Kampf gegen die Natur betrachtet haben; dies genauer auseinanderzuſetzen liegt aber dem Zwecke unſerer gegenwärtigen Unterſuchung fern.

Sollte nun noch etwas hinzuzuſetzen ſein über dieſen Gegenſatz zwiſchen Arbeit und Muße, ſo würde es nur darauf gehen, daß beide Glieder desſelben doch keineswegs unbedingt ſich ausſchließen, ſondern in der Muße eine Arbeit, aber auch in der Arbeit eine Muße ſein könne. Davon haben wir ſchon früher einige Beiſpiele vorgebracht und es möge hier nur vergönnt ſein noch allgemeiner dieſen Punkt in's Licht zu ſtellen. Wenn vom ſittlichen Leben die Rede iſt, ſo wird wohl kaum bezweifelt werden können, daß der Gegenſatz zwiſchen dem, was für das Allgemeine gethan wird, und dem, was für das Einzelne, nur ein dem Übergewichte nach zu beſtimmender ſei. Denn darin möchten wir ja wohl das Beſte finden, was von vernünftigen Weſen erſtrebt werden könnte, daß an dem allgemeinen Wohle ein jeder den innigſten und vollkommenſten Antheil nehme und daß daher alles, was für das Allgemeine gearbeitet wird, auch ſogleich und unausbleiblich dem Einzelnen zu ſeinem Beſten, zu ſeinem Wohlgefühle ausſchlage. Sollte aber eine ſolche Gemeinſchaft der Einzelnen mit dem Allgemeinen hergeſtellt ſein, ſo würde ja daraus auch ohne weiteres folgen, daß ſo wie für den Einzelnen etwas gethan würde, auch ſogleich alle es empfänden als eine Wohlthat, welche einem Gliede des Ganzen und mithin auch dem Ganzen erwieſen wäre. Gilt dies nun ohne Beſchränkung, ſo wird es auf alle

Fälle ſeine Anwendung finden, in welchen der Einzelne für ſich ſelbſt etwas thut, er wird da nicht allein für ſich etwas thun, ſondern auch für das Allgemeine, und umgekehrt, wenn er für das Allgemeine thätig iſt, ſo wird er auch zugleich für ſich ſorgen; haben wir nun aber in dem einen die Arbeit, in dem andern die Beſchäftigung der Muße zu ſehen, ſo wird auch in jeder Arbeit eine Muße und in jeder Muße eine Arbeit ſein. Um die Muße in der Arbeit zu erkennen, dazu gehört nun, daß wir mit Neigung und Liebe den gemeinnützigen Werken uns widmen, d. h. daß wir dabei uns bewußt ſind, wie in ihnen etwas betrieben wird, was in einem innigen, ſo zu ſagen verwandtſchaftlichen Zuſammenhange mit uns ſteht. Dies kann in jeder ſittlich gebotenen Arbeit geſchehen, und ſo kann auch jede ſolche Arbeit mit Luſt und Liebe getrieben werden, ſo daß, wenn wir uns denken, irgend etwas nöthigte uns von derſelben uns zurückzuhalten, dies eine wahre Anſtrengung für uns ſein, alsbald aber die Erholung der Muße in der Arbeit hervortreten würde, ſobald wir dieſer Lieblingsarbeit uns wieder widmen dürften. Noch leichter aber möchte es ſein in der Beſchäftigung der Muße die Arbeit zu erkennen, ſobald wir nur irgend wie in jener darauf ausgehn einen wahren Trieb, der in unſerm Weſen liegt, zu befriedigen. Denn ein ſolcher Trieb geht immer auf die Erhaltung oder Entwicklung unſerer weſentlichen Anlagen aus und wenn wir hierin glücklich ſind, ſo dürfen wir auch gewiß ſein, daß wir damit Kräfte ausbilden, die ſpäter wieder dem gemeinen Beſten zum Vortheil gereichen.

Wollten wir nun annehmen, das ſittliche Leben ſei in

irgend einem Menſchen vollendet, ſo würde von ihm geſagt werden müſſen, ſeine Arbeit ſei ihm auch in demſelben Maße Muße und ſeine Muße in demſelben Maße Arbeit, und der Unterſchied zwiſchen beiden würde für ihn nur im Gedanken vorhanden, d. h. ein völlig müſſiger ſein. In dem Zuſtande aber, in welchem wir leben, macht ſich uns immer ein Schwanken bemerkbar zwiſchen dem Allgemeinen und dem Beſondern; uns ſelbſt haben wir dem Allgemeinen nach nicht ſo geeignet, daß wir nicht unſere Neigung noch in einem Gegenſatze finden ſollten gegen das, was das Allgemeine von uns fordert, und die Übrigen ſtehen uns auch in einer ähnlichen Weiſe gegenüber, ſo daß ſie Anforderungen an uns machen, in welchen wir nicht die volle Berechtigung des Allgemeinen finden können, ſondern theils ſtreiten ihre Begehrungen unter einander, theils ſchließen ſie unſre Triebe und Neigungen, die mit Recht Befriedigung erwarten dürfen, nicht genugſam mit in ſich ein und deswegen ergeben ſich nun Reibungen zwiſchen unſern Intereſſen und den Intereſſen des Allgemeinen und damit tritt der Gegenſatz zwiſchen Arbeit und Muße heraus, wenn auch nicht als ein völlig ausſchließender, doch als ein dem Übergewichte nach wirklich vorhandener. Daraus geht es denn auch hervor, daß wir von den Arbeiten, in welchen wir vorherrſchend dem Allgemeinen leben und ihm gleichſam unſern Zoll abtragen, eine Erholung in der Muße verlangen müſſen und dürfen, daß wir aber auch den Beſchäftigungen der Muße uns wieder entreißen ſollen, um den Intereſſen des Allgemeinen Genüge zu thun. Die Arbeiten, welche wir für das Allgemeine verrichten, ſtrengen

uns eben deswegen an, weil wir in ihnen, wenn auch nicht ſchlechthin, ſo doch großentheils auf uns ſelbſt verzichten, von unſern eigenthümlichen Trieben und Neigungen abſehn, ja ihnen Gewalt anthun müſſen. Dies iſt der Kampf, die Anſpannung unſeres Geiſtes in ihnen, welcher eine Abſpannung, eine Erholung naturgemäß folgen muß und der Verlauf dieſer ergiebt ſich nun nothwendig darin, daß wir den in der Arbeit zurückgedrängten Trieben und Neigungen unſeres eigenen und eigenthümlichen Weſens nachgeben. Hierin werden wir das Weſen der Muße zu ſuchen haben.

Es iſt jedoch nicht allein anzuerkennen, daß es erlaubt iſt und nothwendig nach der Arbeit wechſelnd die Beſchäftigungen der Muße eintreten zu laſſen, vielmehr müſſen wir dieſe auch, um eines alten Ausdrucks uns zu bedienen, nicht allein als etwas Nothwendiges, ſondern auch als etwas Schönes anſehen, d. h. als eine ſittliche Aufgabe, deren Löſung an und für ſich einen Werth hat. Die Erholung in der Muße iſt nicht blos als ein Mittel zu denken, damit wir nachher in neu geſtärkter Kraft arbeiten können, ſo wie ein ſolches Mittel der Schlaf uns gewährt; ſondern es iſt dabei eine Entwicklung unſeres eigenſten Weſens, der eigenthümlichen Richtung unſerer Vernunft, eine Entwicklung, welche wir für ein Gut achten müſſen. Wir gehen da unſern Trieben und Neigungen nach, welche immer aus unſern Anlagen ſtammen, denn wo ein Trieb iſt, da enſpringt er aus einer Anlage, welche entwickelt werden will, und die Neigung iſt nur ein ſchon in Entwicklung begriffener Trieb; aber die Entwicklung einer jeden Anlage muß als etwas Gutes geachtet

werden für den, welchem sie geschieht. Mögen wir daher unsere Muße auch zu Spielen gebrauchen, nur nicht zu gänzlich leeren oder verkehrten, welche denn freilich als sittlich verboten angesehn werden müßten, so wird doch in diesen Spielen eine Übung unserer Kräfte und Fertigkeiten zu finden sein, welche uns weiter bringt in der Entwicklung unserer Vernunft oder in der Herrschaft derselben über unsere leiblichen Kräfte; mögen wir sie im geselligen Umgang verbringen, wenn dieser nur nicht von unsittlichen Beweggründen zusammengehalten wird, so wird auch darin ein Wetteifer sich offenbaren Phantasie und Gemüth sei es sinnig oder scherzhaft zu beschäftigen, genug unsere geistigen Kräfte zu wecken und anzutreiben zu reger Thätigkeit. Einige wenden ihre Muße der Natur zu und dabei giebt es mannigfaltige Veranlassung die Beobachtung zu schärfen, die Empfänglichkeit für das Wahre und Schöne aufzuregen; andere vertiefen sich lieber in sich selbst oder erheben ihr Gemüth zu Gott, genug zu welchen Thätigkeiten auch unser Geist sich wenden möge in seiner Muße, die Zeit, welche wir ihr widmen dürfen, wird für den sittlich Gesinnten nicht verloren sein. Deswegen muß nun auch die Sittenlehre, welche ihre Aufgabe in ihrem ganzen Umfange begriffen hat, nicht allein fragen, wie wir die Zeit unserer Arbeit unsern Berufsgeschäften zu widmen und da für Andere zu wirken und unsern gesellschaftlichen Pflichten zu genügen haben, sondern eben so sorgfältig hat sie zu erforschen, in welcher Weise wir unsere Muße zu erfüllen und zu gebrauchen haben zu unserer eigenen Bildung. Wenn die Zeit der Arbeit gewidmet sein soll unserem Berufe für

das Allgemeine, dem wir angehören, ſo ſoll dagegen die Zeit der Muße, indem wir da unſern eigenthümlichen Trieben und Neigungen nachgehn, aufgewendet werden zu unſerer eigenthümlichen Entwicklung, welche einen größern Kreis von Bedürfniſſen umfaßt, als das beſchränkte Berufsleben eines jeden zu befriedigen geſtattet.

Wir haben uns hiermit die Ausſicht in einen Raum ſittlicher Thätigkeiten eröffnet, in welchem, wie wir uns wohl vorausſagen können, neben andern Beſchäftigungen auch das Gebiet des äſthetiſchen Lebens liegt. Denn daß wir in dieſem unſern Neigungen nachgehn und eine Beſchäftigung unſerer Muße finden, indem wir dem Schönen folgen, welches uns lockt es vor unſerem Geiſte zu fixiren, ihm Geſtalt und Farbe, Ton und Wort zu geben und es gleichſam in Fleiſch und Blut zu kleiden, das wird wohl niemand verkennen. Allein in dem weiten Raume, in welchen wir jetzt ſchauen, liegen auch noch andere Gegenſtände, und indem wir gegen dieſe den Gegenſtand unſerer Unterſuchung zu begrenzen haben, müſſen wir noch einmal das Ganze der ſittlichen Thätigkeit uns vor das Auge ſtellen, um genauer zu unterſcheiden, was dem einen und was dem andern der beiden Theile, welche wir ſo eben von einander abgeſchnitten haben, zugezählt werden müſſe. Nicht eben leicht ſind dieſe Theile aus einander zu halten, da wir ſchon bemerken mußten, daß der eine Theil in den andern hinübergreife.

Das Gebiet der Arbeit vertheilt ſich, wie wir ſahen, unter den verſchiedenen Menſchen in verſchiedener Weiſe. Da hat ein jeder ſeinen Beruf, der von ſeiner Macht über die Natur und über Andere abhängt und daher, wie

groß er auch im Verhältniß uns erscheinen möge, doch im Blicke auf das Ganze sehr beschränkt ist und einem jeden nur einen kleinen Theil des sittlichen Lebens in sich auszubilden gestattet. Wollte er nichts weiter als diesem Berufe genügen, er würde nur zu einer sehr einseitigen Bildung kommen. Aber wenn auch der Einzelne nur eine sehr beschränkte Macht über die Natur erhalten hat und diese nur dadurch zu einem einigermaßen genügenden Grade steigern kann, daß er an die übrigen sich anschließt und mit ihnen gemeinschaftlich der Herrschaft über die Natur sich zu bemächtigen strebt, so ist es doch anders mit seinen Kräften zur Entwicklung der Vernunft in sich selbst. In dieser hat ein jeder einen weitern Gesichtskreis in Anspruch zu nehmen. Wir wollen nicht untersuchen, ob derselbe unbeschränkt sei, ob der Einzelne die Fähigkeit habe, die ganze Gesellschaft der Menschen mit allen ihren sittlichen und nicht sittlichen Entwicklungen, die ganze Natur, die ganze Welt, Vergangenes und Gegenwärtiges, ja selbst Zukünftiges in sich abzuspiegeln von seinem Standpunkte aus; aber gewiß ist es, eben so sehr, daß in der Gegenwart dieser Gesichtskreis nicht unbeschränkt ist, als daß er weiter reicht als unsere Macht in der Natur und unser Beruf diese Macht für das Ganze geltend zu machen. In die Geschäfte Anderer können wir hineinblicken, von ihren Fertigkeiten uns Rechenschaft geben, was nicht unser eigen, können wir uns geistig aneignen, selbst die Natur, wo wir ihrer Gewalt freien Lauf lassen müssen, da ist es uns doch erlaubt sie gewissermaßen uns zu gewinnen, indem wir ihr Getriebe belauschen. Was uns also physisch zu überwältigen nicht vergönnt ist, das dürfen wir

geiſtig für uns zu gewinnen hoffen. Und wenn wir auch hierin unſere Beſchränktheit ſchon eingeſtanden haben, ſo wiſſen wir doch, daß dieſe ſo, wie ſie gegenwärtig ſich zeigt, nicht immer bleiben müſſe, ſondern wir beſitzen eine Fähigkeit die Schranken unſers Bewußtſeins in das Unermeßliche zu erweitern. Und ſollte wohl jemand ſein, welcher nicht mit dieſer Fähigkeit auch eines Triebes und einer Neigung ſich bewußt wäre dieſelbe weiter auszubilden? In edlerer oder unedlerer Weiſe folgt jeder dieſem Triebe, wißbegierig oder neugierig umherſchauend und lauſchend, Sinne und Verſtand anſtrengend, damit er ſeine Luſt zu gewahren, zu vernehmen befriedige. So ergänzt ſich die Einſeitigkeit des Berufslebens, welches in der Arbeit vollbracht wird, und gewiß nach einer ſolchen Ergänzung dieſer Einſeitigkeit zu ſtreben haben wir als etwas anzuſehn, was in unſerer ſittlichen Beſtimmung liegt. Man könnte auch dies wohl zu unſerem Berufe zählen aufmerkſame Beſchauer der Werke Gottes in dieſer Welt zu ſein, oder wie man ſonſt darüber ſich ausdrücken möchte, wenn es nicht vielleicht beſſer ſein ſollte den Begriff des Berufs nur auf das Gebiet der ſittlichen Thätigkeit zu beſchränken, welches einem jeden in beſonderer Weiſe als ſeine Pflicht für ſeine Geſellſchaft zufällt. Aber auf jeden Fall niemand darf ſich der Aufgabe verſagen weiter zu blicken und ſeine geiſtige Bildung weiter auszudehnen, als ſeine Berufsarbeit von ihm unumgänglich verlangt, wenn er nicht den Vorwurf von beſchränktem Geiſte zu ſein ſich gefallen laſſen will. Außerdem daß er Handwerker oder Handelsmann, Krieger oder Gelehrter, Geiſtlicher oder Künſtler iſt, ſoll er auch von ſolchen Be-

ſchränkungen des Fachweſens frei, ein wahrer Menſch ſein, d. h. ein Bewußtſein, eine Anſicht des Lebens und der Welt ſich gebildet haben, welche nicht für das eine Fach eine andere iſt, als für das andere. Eine ſolche bildet ſich nun aber eben nur aus in dem Theile des Lebens, welcher nicht der Arbeit des Faches oder Berufs gewidmet iſt, ſondern der Muße. Ja wir können ſagen, daß die Löſung jener Aufgabe eine ſolche Anſicht vom Leben und von der Welt zu gewinnen und ſo viel als möglich zu vollenden den Inhalt unſerer Muße ausmachen ſoll; denn wenn das Berufsleben alles für ſich in Beſchlag nimmt, was den beſondern Obliegenheiten eines jeden angehört, ſo wird dem Leben der Muße nichts anderes übrig bleiben, als die rein menſchliche oder vernünftige Aufgabe zu löſen in ſich ſelbſt, in ſeinem Bewußtſein einen ſo viel als möglich reinen und vollkommenen Spiegel der Welt darzuſtellen. Wir haben hier einen Unterſchied in unſern ſittlichen Thätigkeiten vor uns, welcher in ſtrengen Gegenſätzen ſich beſtimmen läßt. Das Leben der ſittlichen Arbeit iſt einem jeden ein beſonders beſchränktes, wird aber für das Allgemeine gelebt, während dagegen das Leben der ſittlichen Muße unbeſchränkt das allgemein Menſchliche ſich anzueignen ſtrebt, aber auch für jeden Einzelnen beſonders gelebt wird.

Bei dieſer Art jedoch uns das Leben der Muße ſeinem Inhalte nach zu beſtimmen möchte es nöthig ſein einem Misverſtändniſſe, welches leicht ſich einſchleichen könnte, ſogleich durch Hervorhebung eines einzelnen Punktes zu begegnen. Viele möchten wohl in dem, was den Inhalt dieſes Lebens uns bilden ſoll, nichts anders an-

erkennen wollen, als die Wiſſenſchaft im weiteſten Sinne des Wortes. Denn ſie ſolle uns zu Spiegeln der Welt, zu aufmerkſamen Beſchauern der Werke Gottes machen und zu einer vollen und ſichern Anſicht des Lebens und der Welt verhelfen, eben dies aber waren die Ausdrücke, in welche wir früher die Aufgabe der Muße gefaßt haben. Allein dabei würde denn doch zu bedenken ſein, daß wir vorher unter den Berufsarten, welche wir aufzählten, auch die des Gelehrten mit anführten, wobei es wohl nicht unſere Abſicht ſein konnte einen Gegenſatz zwiſchen Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaft in Verſteck zu halten. Denn wie echte Gelehrſamkeit von Wiſſenſchaft oder wie Wiſſenſchaft von echter Gelehrſamkeit getrennt werden möchte, außer etwa in einer leeren Abſtraction, das dürfte ſchwerlich zu einem reinen Verſtändniſſe gebracht werden können. So wie wir aber oben gethan haben, ſo pflegen auch alle zu thun, welche eine vollſtändige Überſicht über die Zuſammenſetzung des Lebens ſich entwerfen; ſie betrachten die Beſchäftigung mit der Gelehrſamkeit und der Wiſſenſchaft als eine Arbeit, und ſelbſt wenn jemand in ſeinen Nebenſtunden ſie betreiben ſollte, ſo wird er bekennen müſſen, wenn er nicht etwa mit der Bequemlichkeit eines Liebhabers, ſondern mit ernſtlichem Fleiße ihr ſich zuwenden ſollte, daß er darin zwar einen Wechſel der Arbeit, aber nicht eine Erholung des Geiſtes finden könne. Hiermit wird auch der Einwand abgeſchnitten, daß es mit der Wiſſenſchaft ſein möchte, wie mit der künſtleriſchen Thätigkeit und mit dem Berufe des Geiſtlichen, daß ſie nemlich nur dem zur Arbeit würde, welcher ſie nicht allein für ſich, ſondern für Andere betreibt,

gegen welchen Einwand aber auch noch anderes ſpricht, nemlich daß es niemanden erlaubt ſein dürfte die Wiſſenſchaft nur für ſich allein zu betreiben; ſondern ſobald er in derſelben etwas gefunden haben ſollte, von welchem ſich annehmen läßt, daß es Andern bisher verborgen geblieben, ſo muß er es für ſeine Pflicht achten, dasſelbe mitzutheilen und ſoweit es ihm vergönnt iſt, zu einem Gemeingute der Menſchheit zu machen. Daher ſchließt ſich auch die Wiſſenſchaft meiſtentheils an die Vertheilung der Arbeiten an und es entſteht eine Vertheilung der Wiſſenſchaften in der Weiſe, daß die eine der einen Art des Berufs dient, die andere einer andern Art und es nun als eine Verpflichtung der Wiſſenſchaftlichen erſcheint den verſchiedenen Berufsarten in die Hände zu arbeiten. In dieſer Weiſe der Ausbildung wenigſtens haben die Wiſſenſchaften nur wenig voraus vor den Beſchäftigungen, welche wir vorzugsweiſe praktiſche zu nennen pflegen; denn wenn dieſe in der Natur oder in der Anordnung der Geſellſchaft in einem beſchränkten Kreiſe arbeiten, ſo ſchließen ſich jene ihnen faſt als dienende Hülfsmittel an und gewähren auch nur einen beſchränkten Geſichtskreis der Betrachtung; ſie erweitern denſelben vielleicht um etwas, indem doch die Theorie immer weiter zu reichen pflegt, als die Ausübung, aber daß ſie eine einigermaßen vollſtändige Anſicht des Lebens und der Welt uns verſchaffen ſollten, davon ſind ſie weit entfernt, daran verhindert ſie ihre Berückſichtigung beſonderer Zwecke des praktiſchen Lebens. So weit nun die Wiſſenſchaften über den beſondern Beruf hinausgehn, und auch nicht etwa einen neuen Beruf ſich machen, ſo weit können wir ihnen wohl zuge-

ſtehn, daß ſie der rein menſchlichen Bildung obliegen und dem Leben der Muße ſich anſchließen, und daher kann auch wohl von ihnen geſagt werden, daß ſie den Menſchen weniger einſeitig dahingehn laſſen, als die Beſchäftigung mit irgend einer Bearbeitung der Natur, und daß jene deswegen auch die perſönliche Neigung mehr in Anſpruch nehmen, als dieſe, und je mehr die eine oder die andere von ihnen dies thut, um ſo mehr werden wir auch bekennen müſſen, daß ſie das Leben der Arbeit mit dem Leben der Muße in Eins zuſammenzufaſſen bemüht iſt. Aber dies deutet doch nur darauf hin, daß nach unſern frühern Auseinanderſetzungen eben nur ein Gegenſatz dem Übergewichte nach zwiſchen dieſen beiden vorhanden iſt, daß aber in der Betreibung der Wiſſenſchaften das Übergewicht auf die Seite der Muße ſich neigen ſollte, werden wir ſo lange nicht zugeben können, als wir bemerken müſſen, theils daß ſie nicht betrieben werden können ohne mancherlei Anſtrengungen in Herbeiſchaffung der Mittel, ſei es aus der Natur, ſei es aus der Bücherwelt, ſo daß ſich ohne Zweifel dabei auch ein Kampf mit Naturbedingungen zu erkennen giebt, theils daß auch ihre Bearbeitung doch nur vereinzelten Richtungen des menſchlichen Weſens ſich zuwendet und deswegen der Einſeitigkeit einen breiten Spielraum geſtattet. Wer wird aber, was das letzte und wichtigſte betrifft, verkennen dürfen, daß Mathematik und Jurisprudenz, Naturkunde und Geſchichte und wie die einzelnen Wiſſenſchaften weiter heißen, wenn ſie abgeſondert für ſich betrieben werden, nur eine einſeitige Bildung gewähren? Von dieſer Seite alſo würden wir ſagen müſſen, daß die Wiſſenſchaften erſt alsdann

dazu ſich eigneten die Bedürfniſſe zu befriedigen, welche in der Muße befriedigt werden ſollen, wenn ſie unzerſplittert zur Einheit einer Wiſſenſchaft ſich verbunden hätten und ſo jede Einſeitigkeit ausſchließend eine volle und ganze Anſicht des Lebens, der Welt und ihrer Gründe gewährten. Was aber den andern der zuvor erwähnten Punkte betrifft, ſo würden wir auch, ſollte die Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften der Muße angehören, verlangen müſſen, daß ſie nicht auf eine ſo mühſame Weiſe, wie es zu geſchehen pflegt, durch unaufhörliches Beobachten der Natur, durch ſchwer zu veranſtaltende Verſuche, durch das ſorgſamſte Vergleichen der Denkmale aller Zeiten gewonnen würden, denn alles dies ſetzt voraus, daß wir der Natur der Dinge nur mit Mühe ihre Geheimniſſe zu entlocken vermögen und nicht in dem glückſeligen Zuſtande ſind, in welchem wir durch eine ruhige Einkehr bei uns oder durch eine ſtille Beſchauung der Gegenſtände und der in uns geſammelten Erfahrungen die Schätze der Wiſſenſchaften ausbeuten und darin eine Erholung unſerer Muße finden könnten.

Doch bei Betrachtung dieſer Punkte möchten viele eine Einwendung bereit haben. Den Arbeiten zählen wir die wiſſenſchaftliche Forſchung zu, weil ſie eine Vertheilung verſchiedenartiger Beſchäftigungen in ſich einſchließt und weil ſie mit Mühe und nicht ohne Kampf gegen die ſich verbergende Natur der Dinge durchgeführt werden will; allein dieſe Bemerkungen gegen die entgegengeſetzte Anſicht treffen nur einige Arten der wiſſenſchaftlichen Forſchung, während dagegen ein großes Gebiet derſelben von ihnen unberührt zu bleiben ſcheint. Wir meinen die Philoſophie,

welche die zerſtreuten Glieder der Wiſſenſchaft zuſammenfaßt und durch eine Einkehr der Vernunft in ſich ſelbſt ihre Gedanken entwickelt. Sie gewährt eine volle und ſichere Anſicht von allem, was iſt, und iſt daher von jeder Einſeitigkeit frei; ſie wendet ſich nicht ſolchen Arbeiten zu, welche erſt die Natur oder die Bücher und Denkmale der Vergangenheit mit Mühe um Rath angehen müſſen, ehe irgend etwas gewonnen werden kann, ſondern eine Thätigkeit des Nachdenkens iſt freilich in ihr, aber die Thätigkeit des Geiſtes haben wir ja auch dem Leben der Muße nicht erlaſſen wollen, und wenn auch jene Arbeiten der einzelnen Wiſſenſchaften vielleicht als Vorarbeiten für die Philoſophie angeſehn werden müßten, ſo läßt ſie doch dieſe Mühen hinter ſich und gebraucht nur die Ergebniſſe derſelben zu der Befriedigung der Vernunft in ihrem eigenſten Weſen. Hiernach alſo dürfte ſich die Philoſophie als die wahre Beſchäftigung unſerer Muße uns empfehlen, und in dieſem Sinne haben auch gar viele edle Geiſter ſie geprieſen und ihr ſich zugewendet. Dennoch werden wir zur Vorſicht ermahnen müſſen. Sie wird uns zunächſt dadurch geboten, daß wir auch die Philoſophie in einer Abſonderung von den übrigen Wiſſenſchaften erblicken und daher vermuthen müſſen, ſie werde ſich ebenfalls der Vertheilung der Arbeiten anſchließen, welche wir dem Leben der Muße nicht zumuthen dürfen, weil in ihm der ganze Menſch mit allen ſeinen Trieben und Neigungen ſich bethätigen ſoll. Zwar wiſſen wir wohl, daß manche Philoſophen behauptet haben, ihre Wiſſenſchaft umfaſſe alle übrige Wiſſenſchaften, allein ihnen uns anzuſchließen verhindert uns theils das weite Gebiet der Erfahrungs-

wissenschaften, deren Ergebnisse in allen ihren Einzelheiten doch in die engen Grenzen der Philosophie nicht eingehn wollen, theils die Sprödigkeit der Philosophie, welche das in der Erfahrung Gegebene und alles ihm sich Anschließende von sich zurückweist, weil sie es wenigstens nicht völlig zu bewältigen vermag *). Dies mag ein Ideal der Philosophie sein, welches sie als eine reine Abspiegelung der ganzen Welt und ihrer Gründe darstellt, aber der Wirklichkeit der Philosophie entspricht es nicht, und so werden wir denn auch nicht behaupten können, daß die Philosophie die Vertheilung der Arbeiten aufhebe und eine allseitige Bildung des Menschen gewähre, vielmehr müßten wir auch den einer einseitigen Richtung in den Wissenschaften anklagen, welcher allein der Philosophie leben wollte. Nicht weniger wird uns Vorsicht geboten von der Betrachtung, daß es doch wenig den Anschein habe, als dürften wir die Philosophie nur zu einem Werke unserer Muße machen, vielmehr die, welche sie nur als ein solches betrieben haben, möchten zwar für nicht ungebildete Liebhaber derselben gelten können, aber doch nicht für die wahren Meister, durch welche sie zu Stande gekommen. Die letztern haben wohl immer die Philosophie als ein Werk ihres Lebens und ihres Berufs, als eine wahre Arbeit angesehn und sich in dem Kreise der übrigen Menschen als solche betrachtet, welchen ein eigenes Geschäft obliege, nemlich den übrigen zu geistigen

*) S. meine Abhandlung über das Verhältniß der Philosophie zum wissenschaftl. Leben überhaupt (Berlin 1835) und über die Erkenntniß Gottes in der Welt S. 75 ff.

Führern zu dienen in der Erforschung der philosophischen Wahrheit, und dadurch haben sie in die Vertheilung der Arbeiten sich eingereiht und einen besondern Theil derselben sich zugeeignet. Neben dieser seiner Arbeit darf der Philosoph auch wohl eine Erholung und eine Beschäftigung seiner Muße verlangen.

Worin die Arbeit der Philosophie nicht allein, sondern auch der übrigen Wissenschaften, so weit sie auf bloßem Nachdenken beruhen, bestehn möge, das wird sich alsbald uns enthüllen, wenn wir das Wesen der wissenschaftlichen Thätigkeit überhaupt mit dem Wesen der Muße vergleichen. Von der letztern haben wir gesagt, daß sie es zu ihrer Aufgabe habe das ganze Gebiet des Menschlichen uns anzueignen, so weit irgend möglich ohne Beschränkung, so daß es einem jeden eigenthümlich werde. Auf diesen letztern Punkt müssen wir jetzt besonders unser Augenmerk richten. Daß wir in der Muße Erholung von der Arbeit finden, das beruht eben darauf, daß wir in ihr unserem eigenen Hange nachgehn, unsern Trieben und Neigungen ihren freien Lauf lassen und alle diese Triebe, bewußte und unbewußte, schon in der Entwicklung begriffene und noch nicht entwickelte, sind darauf gerichtet unser eigenes Wesen zu erhalten und zu entfalten, natürlich mit Einschluß aller der Verhältnisse, welchen wir unserm Wesen nach angehören und ohne welche wir nicht gedeihen können. Wo ein Trieb sich vorfindet, da will er etwas hervortreiben, eine Anlage zur Entwicklung bringen; um sie zur Entwicklung zu bringen, dazu gehört aber natürlich auch, daß die Grundlage der Entwicklung, das lebendige Wesen, erhalten werde. So haben wir

denn ein jeder unſere Luſt und Liebe an der Entwicklung der Talente, welche in unſerer eigenen Natur liegen, und ſo wie dieſe Natur einem jeden in eigenthümlicher Art beiwohnt, ſo ſind auch die Triebe und die Neigungen, die Luſt und die Liebe eines jeden eigenthümlicher Art, und ein jeder findet daher auch in einer eigenthümlichen Weiſe des Lebens ſeine Erholung und ſeine Muße. Vielleicht möchte nun jemand dieſes Leben der Muße, wie es hier geſchildert wird, ein ſelbſtſüchtiges Leben nennen; denn das können wir nicht leugnen, daß ein jeder in ihm ſein eigenes Selbſt ſucht; jedoch nicht das Selbſt der ſinnlichen Erſcheinung, die Befriedigung des ſinnlichen Triebes; ſondern es iſt das wahre Weſen ſeines Ich, der innerſte Kern ſeiner unvergänglichen Natur, wie ſie der Erſcheinung zum Grunde liegt, wie ſie zuerſt als Anlage von Gott gegeben iſt, alsdann aber durch die Erſcheinung hindurch zur Wirklichkeit werden ſoll, — dies iſt es, was jeder im Leben der Muße entwickeln und gewinnen ſoll; er ſucht da ſein ewiges Selbſt, ſein unſterbliches Leben. Und wenn man nun auch hierin noch eine Regung der Selbſtliebe ſuchen ſollte, ſo würden wir bekennen müſſen, daß wir uns nicht losmachen könnten von ihr, weil eben unſer Weſen darin ruht uns ſelbſt zu ſuchen, unſer bewußt zu werden in den unvergänglichen Gütern unſerer Natur, weil unſere Beſtimmung nichts anderes ſein kann als die Anlagen zu entwickeln, welche uns gegeben ſind. Vergleichen wir nun aber hiermit die Weiſe der Wiſſenſchaft, ſo werden wir eingeſtehn müſſen, daß ſie mit jenem Triebe uns ſelbſt ganz und ungetheilt zu entfalten, ſoweit es die gegenwärtigen Umſtände verſtatten, nicht völlig

Hand in Hand geht. Sondern indem wir wiſſenſchaftlich forſchen, gerathen wir mit unſerm Hange unſerer Eigenthümlichkeit ihre freie Entwicklung zu laſſen in einen wenn auch nicht unverſöhnlichen, doch zur Zeit unaufgelöſten Streit. Denn wie man auch ſonſt über die Wiſſenſchaft denken möge, ſo kann doch niemand leugnen, daß ſie in allen ihren Beſtrebungen darauf ausgehe nur das Allgemeingültige in unſerem Bewußtſein hervorzuziehen, dagegen alles zurückzuweiſen als ihr fremd und ihr Weſen ſtörend, was irgend wie die Färbung einer eigenthümlichen Denkweiſe an ſich trägt. Deswegen wird ſie als etwas Lehrbares betrachtet in ihrem ganzen Umfange, d. h. ſie kann in einen Ausdruck gefaßt werden, in welchem der Lernende denſelben Gedanken wieder erkennt und ſich aneignet, welchen der Lehrende gedacht hat, und beide, welche ſo ihre Gedanken austauſchen, ſie denken der Eine wie der Andere, welches nicht ſein könnte, wenn der wiſſenſchaftliche Gedanke nach den verſchiedenen Eigenthümlichkeiten beider in beiden auf verſchiedene Weiſe ſich entwickelte. Deswegen muß auch der Gang des wiſſenſchaftlichen Denkens frei gehalten werden von allen Regungen der Eigenthümlichkeit, von allen Neigungen, welche nach verſchiedenen Seiten ziehen, von jeder beſondern Vorliebe, welche die Herzen der Menſchen bewegt; vielmehr fordern wir von ihm, daß in ſeinem Verlaufe ein jeder dieſelben Verknüpfungen der einzelnen Elemente in derſelben Ordnung durcharbeite und an eine allgemeingültige Regel des Fortſchreitens ſich binde. Dies iſt es nun eben, was als Arbeit in dem wiſſenſchaftlichen Nachdenken anerkannt werden muß. Zwar mögen wir ſagen, daß in demſelben

auch eine Befriedigung des eigenthümlichen Strebens liege, inwiefern ein jeder, indem er seine eigene Anlage zu entwickeln sich getrieben fühlt, dabei auch die allgemein menschliche oder vernünftige Anlage zur Entwicklung zu bringen sucht und in dieser Weise das wissenschaftliche Nachdenken nicht vernachlässigen kann; aber wenn er ausschließlich dem wissenschaftlichen Denken sich zuwendet, darf er seinem persönlichen Hange, dem Triebe seiner Eigenthümlichkeit nicht nachgeben, vielmehr muß er da sich selbst verleugnen und selbst die theuersten Überzeugungen seines Lebens, die aber eben nur aus seinem individuellen Entwicklungsgange heraus sich gebildet haben, muß er bei Seite schieben, um nur dem zu vertrauen, was ihm wie Andere zu denken der Verstand gebietet. Dies ist die Arbeit des wissenschaftlichen Forschens, dieses Abziehen des Gedankens von seinen eigenen Neigungen, diese Abstraction, welche keinem erlassen werden kann, der zur Gewißheit des Erkennens gelangen will. Es handelt sich da nicht um das Geschäft eines einzelnen Menschen, welcher wohl für sich viel früher und leichter sein Ergebniß abschließen, seine Überzeugung sich bilden möchte, sondern in der Wissenschaft wird ein Werk der ganzen Menschheit betrieben; da geht man darauf aus den Zusammenhang der Gedanken zu gestalten, daß ein jeder, wer er auch sei, welchen Lebensweg er auch genommen haben möge, sobald er nur den Gedanken zu folgen durch den Grad seiner Bildung befähigt ist, seine volle Überzeugung ihnen zu schenken genöthigt sei. Eben aber weil ein solches Werk der Menschheit, nicht unmittelbar des Einzelnen im wissenschaftlichen Forschen betrieben wird, können wir

dieſes auch nur der Arbeit zuzählen. Es trägt durchaus den Charakter dieſer an ſich. Der Einzelne lebt in ihm dem Allgemeinen und hat dabei auch nur eine beſondere beſchränkte Aufgabe zu löſen, nemlich dieſes Gut der Erkenntniß, ſo wie es bisher zur allgemeingültigen Einſicht ausgebildet worden, vielleicht den Gewinn von Jahrtauſenden, der Gegenwart zu erhalten und der Zukunft zu überliefern in dem Kreiſe ſeiner Wirkſamkeit oder ſeines Berufs, auch wohl dieſen alſo gewonnenen Schätzen noch durch eigene Erfindung und Erweiterung der Wiſſenſchaft Neues hinzuzufügen und es ſo genau als möglich mit dem Alten zu verbinden nach allgemeingültigen Geſetzen des denkenden Fortſchreitens. Wer auf ſolche Weiſe die Wiſſenſchaft betreibt, der mag vielleicht Freude finden an ihr, wie auch der Landmann und der gemeinnützige Arbeiter an ſeinem Werke ſeine Luſt hat, aber er wird dennoch geſtehn müſſen, daß ſie ihm eine Arbeit ſei und daß, wenn er ſeiner Muße und Erholung nachgehn wolle, ſeine Thätigkeit einer andern Art der Beſchäftigung ſich zuwenden müſſe.

Wenn nun alles dies uns zur Einſicht gekommen iſt, können wir nicht leicht irren in der Beſtimmung des Gebiets von Thätigkeiten, welches wir der Beſchäftigung unſerer Muße anzuweiſen haben, und nur über einzelne Punkte der äußerſten Grenzen werden wir noch hier und da etwas berichtigen müſſen. Wenn wir das Leben der Muße darauf beziehn mußten, daß ein jeder ſeinem eigenthümlichen Hange nachgehend in ſich ſelbſt das Ganze der Welt und des Lebens darzuſtellen ſtrebt, ſo haben wir damit freilich die Wiſſenſchaft in ihrer ſtrengen Form von

dieſem Gebiete ausſchließen müſſen, ein jeder ſieht aber auch, daß dadurch eine weniger ſtrenge Form des Erkennens nicht ausgeſchloſſen wird, wie dieſelbe auch bezeichnet werden möge. Was von den Erſcheinungen der Natur und des menſchlichen Lebens wie von ſelbſt und ungeſucht ſich uns darbietet, das in unſer Bewußtſein aufzunehmen macht uns keine Arbeit. Ein jeder ſtrebt darnach in ſolcher Weiſe ſein Bewußtſein zu bereichern und ohne Zwang folgt er darin ſeiner Neigung. Aber in einer ſolchen Auffaſſungsweiſe tritt auch keinesweges das Gegenſtändliche rein und für den wiſſenſchaftlichen Gebrauch zubereitet heraus, ſondern es miſcht ſich dabei immer unſere Eigenthümlichkeit mit den Gegenſtänden, nicht allein in der Weiſe, wie unſere Empfänglichkeit durch die Eindrücke der Außenwelt erregt wird, ſondern auch in den Urtheilen, welche daran ſich anſchließen und aus dem eigenthümlichen Standpunkte unſerer Geſammtbildung wie von ſelbſt hervorquellen. Eine ſolche Entwicklung des Bewußtſeins bildet ſich bei einem jeden als ein Ergebniß aller der in unſerm Leben ſpielenden Kräfte, die unſere Arbeit begleiten, die unſer Beruf in uns weckt und die alsdann in dem Augenblicke der Muße, wo wir das früher Erlebte mit den gegenwärtigen Erregungen unſeres Nachdenkens zuſammenrechnen, in feſtern Geſtaltungen unſerer Überzeugung ſich ausſprechen. Aber was auf dieſe Weiſe in uns ſich abſpiegelt, das wagen wir nicht mit dem Namen der Wiſſenſchaft zu ſchmücken, ſondern nur etwa unſere Anſicht des Lebens und der Welt nennen wir es, indem wir uns wohl bewußt ſind, wie zu ſeiner Entſtehung die eigenthümlichſten Regungen unſerer Seele, unſere ganze Ge-

ſinnung, die beſondern Richtungen unſerer Phantaſie, unſerer Liebe und Abneigung beigetragen haben, wie darin der Widerklang iſt von tauſenderlei gelungenen und mislungenen Beſtrebungen, von eben ſo vielen Erfahrungen, die wir auf den verſchlungenen Bahnen unſeres perſönlichen Lebens haben machen müſſen, und daß wir deswegen nicht erwarten dürfen, ein jeder werde uns beiſtimmen, wenn wir dieſe unſere Anſicht des Lebens und der Welt ihm eröffnen ſollten. Sondern eben ſie glauben wir auch wohl geheim halten zu dürfen, weil ſie nicht vorbereitet iſt zu allgemeinem Verſtändniß, weil uns ſelbſt diejenigen, die auf gleicher Stufe der Bildung mit uns ſtehn, misverſtehn dürften, wenn ſie nicht in den innerſten Gang unſeres Lebens eingeweiht ſind, und deswegen rücken wir mit dieſen unſern Anſichten, mit dieſem Ausdruck unſerer Geſinnungsweiſe nur gegen ſolche heraus, denen wir unſer beſonderes Vertrauen ſchenken oder von welchen wir vorausſetzen, daß ſie, ſeit langer Zeit bekannt mit unſerem Leben oder geneigt in den tiefſten Sinn desſelben einzudringen, unſern Andeutungen mit Liebe und Neigung nachſpüren werden. Sollten wir nun mehr ein praktiſches als ein theoretiſches Leben geführt haben, ſo wird auch unſere Lebensanſicht und die in ihr ſich bekundende Geſinnung mehr die Färbung praktiſcher Ergebniſſe an ſich tragen; ſollte dagegen unſer Leben vorherrſchend der Theorie gewidmet geweſen ſein, ſo wird das Umgekehrte ſtattfinden und darin die wiſſenſchaftliche Färbung vorwalten. In dem letztern Fall aber dürften doch in ihr eben ſo wenig die Elemente vermißt werden, welche aus dem praktiſchen Leben in natürlicher Weiſe ſich ein-

miſchen, als in dem erſtern Falle die theoretiſchen Elemente, wenn ſolche überhaupt in unſerem Leben ſich geltend gemacht haben ſollten; denn eben dies iſt der Charakter der perſönlichen Anſicht oder Denkweiſe eines Menſchen, wie ſie in ſeiner Muße ſich entwickeln mag, daß in ihr keinem Ergebniſſe des Lebens die Rede verwehrt wird, ſondern alles, was unſerer Bildung angehört, wie in einer gemüthlichen, ungezwungenen Geſelligkeit ſich vernehmen läßt und gleichſam um den heiligen Herd unſeres ſelbſtbewußten Weſens ſich verſammelt. Nur da iſt die Arbeit und die Anſtrengung fern, wo wir uns ganz vernehmen können mit uns ſelbſt, allem, was bisher unſer Leben gefördert oder beſchäftigt, allem, was uns Neigung und Liebe abgewonnen hat, ſein Recht gewährend. Hieraus eben ergeben ſich denn nach zwei entgegengeſetzten Endpunkten hin Grenzbeſtimmungen für das Leben der Muße. Denn wie zuvor angegeben, darf die Entwicklung der Lebens- und Welt-Anſicht, mit welcher es ſich beſchäftigen ſoll, weder als ein Ergebniß nur unſeres praktiſchen, noch auch nur unſeres wiſſenſchaftlichen Lebens ſich darſtellen, und wenn in jener Weiſe etwa alle Erfahrungen, die wir auf unſerm Lebenswege gemacht haben, ſich zu einer allgemeinen Betrachtung praktiſcher Art zuſammenſtellen, in dieſer Weiſe dagegen die Ergebniſſe der einzelnen Wiſſenſchaften und der Philoſophie ſich gegenſeitig ausgleichen und eine allgemein-wiſſenſchaftliche Meinung bilden ſollten, ſo würden wir zwar anerkennen müſſen, daß dieſe beiden Weiſen des Bewußtſeins eine ſehr nahe Verwandtſchaft mit dem hätten, was wir der Beſchäftigung der Muße zueignen müſſen, aber daß ſie

völlig mit demſelben übereinkämen, dürften wir doch nicht behaupten.

Dieſe Beſtimmung iſt uns beſonders wichtig wegen der zuletzt erwähnten Art des Lebens. Wenn wir früher geſagt haben, daß die Philoſophie doch nur in einem gewiſſen Gegenſatz gegen die übrigen Wiſſenſchaften ſich entwickle, ſo läßt ſich doch nicht leugnen, daß ſie ein Beſtreben in ſich trägt, dieſe Schranken zu durchbrechen und mit allem ſich zu bereichern, was in dem Gebiete des Wiſſens zu ſicherer Geſtalt ſich ausbilden kann, und von der andern Seite ſind denn auch die übrigen Wiſſenſchaften, je mehr ſie ſich ſelbſt verſtehen lernen, um ſo geneigter mit den Ergebniſſen der Philoſophie ſich zu befreunden, ſo daß von beiden Seiten eine Vereinigung aller wiſſenſchaftlichen Elemente angeſtrebt wird. Es fehlt jedoch viel, daß dieſe einen rein wiſſenſchaftlichen Charakter haben ſollte, vielmehr die Form, in welcher ſie ſich darſtellt, gehört weder der Philoſophie an, noch den einzelnen Wiſſenſchaften; ſie iſt nur ein Ergebniß des allgemein wiſſenſchaftlichen Lebens, welches Philoſophie und einzelne Wiſſenſchaften umfaßt, und in einer beſtändigen Fortbildung und Bewegung begriffen, nach Sicherheit mehr ſtrebend, als ſie erreichend hat ſie die Geſtalt einer Meinung, einer Anſicht*). Hierin iſt ſie der Beſchäftigung der Muße ähnlich, und wenn wir darauf ſehen, daß zwiſchen Muße und Arbeit doch immer nur ein Gegenſatz dem Übergewichte nach ſtattfindet, ſo werden wir die

*) Vgl. über das Verhältn. d. Philoſ. zum wiſſenſchaftl. Leben; Erkenntniß Gottes S. 94 ff.

Ausbildung der wiſſenſchaftlichen Meinung auch keineswe-
ges von den Beſchäftigungen der Muße ausſchließen wol-
len; allein daß ſie den reinen Charakter derſelben an ſich
trage, dürfen wir nicht zugeben. Denn alles, was ihr
angehört, entwickelt ſich doch in einer entſchiedenen Scheu
vor dem Perſönlichen, Nicht-Allgemeingültigen und ſollte
auch die Verbindung der Elemente in ihr einer perſönli-
chen Neigung oder Willkür Raum geben, ſo wird doch
auch dieſe ſo viel als möglich auszuſchließen der wiſſen-
ſchaftlich Meinende immer beſtrebt ſein müſſen.

Wir müſſen hierbei ein Vorurtheil zurückweiſen, wel-
ches gegen die Beſchäftigung der Muße, wie wir ſie for-
dern, ſich erheben dürfte. Die, welche nichts höheres
kennen, als die Wiſſenſchaft, werden ſagen, indem wir
der Muße geſtatteten in die Ausbildung des Bewußtſeins
etwas anderes aufzunehmen, als das Allgemeingültige,
nähmen wir nur eine Verunreinigung und Verfälſchung
des wahren vernünftigen Lebens in Schutz. Allein daß
ſie nur nicht, indem ſie die Wiſſenſchaft als das Höchſte
ſchätzen, in den Irrthum verfallen ſie für höher zu halten,
als den ganzen Menſchen, welcher ſie hat. Sie mögen
wohl, wie Ariſtoteles, meinen, wer zu dem Geſetze den
Menſchen hinzufüge, der füge das Thier hinzu, und dabei
vergeſſen, daß wenn der Satz, in ſolcher Geſtalt ausge-
drückt, wahr ſein ſollte, er nicht von dem menſchlichen
Geſetze reden kann, ſondern von dem göttlichen Geſetze,
welches die Menſchlichkeit mit in ſich einſchließt. Denn
ihrem unbeſchränkten Lobe der Wiſſenſchaft würden wir
beizuſtimmen nicht zögern, wenn es der göttlichen Wiſſen-
ſchaft gezollt würde, welche auch alles Menſchliche und

Persönliche in sich umfaßt und mit dem Wissen auch Liebe und Seligkeit vereinigt; aber billig dürfen wir wohl Bedenken tragen ihr allein den Preis zuzuerkennen, wenn sie als eine unvollkommene Wissenschaft gedacht wird, in der Gestalt, in welcher allein wir sie unter uns kennen. Da werden wir nicht sagen dürfen, wir müßten uns hüten außer ihr irgend etwas anderes in die Mischung unseres Lebens aufzunehmen, da werden wir auch zulassen müssen eine Ahndung, welche in die fernste Zukunft hinausblickt, eine Phantasie, welche die dunkelsten Räume mit glänzenden Bildern uns erfüllt; denn wir haben noch eine andere Wirklichkeit anzuerkennen, als die, welche unserm Bewußtsein gegenwärtig und dadurch der Wissenschaft zugänglich ist, und selbst in solche Dinge, welche wirklich vor unsern Augen liegen, dringt der wissenschaftliche Gang unserer Untersuchungen nicht tief genug ein, daß wir nicht Vermuthungen, nur für unsere persönliche Denkweise zu rechtfertigende Meinungen täglich und augenblicklich zu Hülfe rufen müßten, um uns in den Verhältnissen zurechtzufinden, welche uns umlagern, und um uns so dem Leben mit seiner Furcht und seinen Hoffnungen gewachsen zu zeigen. Wenn nun in allen diesen Dingen ein nicht wissenschaftliches Gebiet unseres Bewußtseins sich uns öffnet und wenn wir in dem Leben der Muße der ganzen Fülle unseres Bewußtseins herauszutreten gestatten sollen, so können wir doch keinesweges dieser Weise der Bildung einen geringern Werth beilegen, als der, welche im wissenschaftlichen Leben sich uns erschließt. Denn diese wird nicht von jener ausgeschlossen, sondern sie ist ihrem ganzen Umfange nach in jener mit enthalten, indem auch das

wissenschaftliche Bewußtsein unserer Eigenthümlichkeit angehört, und wo diese zur Sprache kommt, seine Stimme auf das kräftigste vernehmen läßt. In Rücksicht auf die Ausbildung des Bewußtseins werden wir also das Leben der Muße trotz seiner persönlichen Färbung nur für reicher achten können, als das Leben der Wissenschaft, und nur dies könnte mit einigem Scheine gesagt werden, daß in der Mischung seiner Bestandtheile zwei Arten des Bewußtseins sich fänden, das wissenschaftliche und das nicht wissenschaftliche, von welchen das erstere eine höhere Würde in Anspruch zu nehmen hätte, als das letztere. Dies ist denn auch die gewöhnliche Wendung der Ansicht, welche wir hier zu bestreiten haben.

Die, welche ihr folgen, halten die individuellen Entwicklungen unseres Geistes, die persönliche Liebe, die Hoffnung auf das Zukünftige und den religiösen Glauben, die künstlerische Begeisterung, die Bildung der Phantasie und des Geschmacks nur für niedere Stufen des wissenschaftlichen Bewußtseins. Denn sollte wirklich der wissenschaftliche Bestandtheil schlechthin von größerem Werthe sein, als der nicht wissenschaftliche, so würde nur ein Gradunterschied unter beiden stattfinden können, weil der specifische Unterschied immer voraussetzt, daß in einem jeden Gliede des Gegensatzes, welchen er begründet, etwas wahrhaft Seiendes ist, was in dem andern nicht in dieser Weise gefunden wird, und daß also auch ein jedes Glied, sofern das andere seinen Inhalt nicht erschöpft, einen Vorzug hat vor dem andern. Die nothwendige Folgerung hieraus würde nun aber sein, daß in die Mischung unseres ganzen Bewußtseins nur in so weit das individuell

Ausgebildete, Nicht-Wiſſenſchaftliche aufgenommen werden dürfte, als wir eben den höhern Grad, das wiſſenſchaftliche Bewußtſein, noch nicht hätten erreichen können. Dafür ließe ſich denn auch wirklich nicht unbedeutendes anführen. Denn werden wir nicht eingeſtehn müſſen, daß wir nach Möglichkeit dahin zu ſtreben haben alle unſere vernünftige Bildung zu dem Grade der Entwicklung zu ſteigern, daß ſie Andern ſich mittheilen und völlig durchſichtig machen läßt, daß ſie alſo dem Allgemeinen zu Gute kommt und als eine allgemeingültige, als eine wiſſenſchaftliche ſich darſtellt? So wenig wir dies verkennen, eben ſo ſehr haben wir doch darauf zu beharren, daß auch dieſer höchſte Grad der vernünftigen Entwicklung das individuelle Bewußtſein nicht ausſchließe, ja daß es nur eine einſeitige Anſicht des vernünftigen Lebens geben würde, wenn wir in demſelben alles als in der Wiſſenſchaft ſich vollendend uns denken wollten. Sollte dieſe Meinung folgerichtig verfolgt werden, ſo würde ſie auf das führen, was zwar auch in unſern Zeiten mehrmals verſuchsweiſe aufgetaucht iſt, aber doch immer wieder wie verſchämt ſich zu verbergen geſucht hat, daß nemlich das Ziel aller Entwicklung der Vernunft, das ewige und ſelige Leben oder Sein, alles Individuelle aufhebe, vernichte und in die Allgemeinheit des vernünftigen Bewußtſeins zerfließen laſſe. Da würden wir denn freilich nur eine Wiſſenſchaft haben, die niemand hätte. Denn daß jemand ſich herausnehmen ſollte in dieſem Ziele aller Entwicklung noch etwas für ſich zu haben oder zu ſein, das würde für eine leere und freche Anmaßung angeſehn werden müſſen. Allein hiergegen ſtemmt ſich nun die Weiſe der

Wiſſenſchaft ſelbſt. Denn dieſe wird ja immer zunächſt nur durch und für den Einzelnen gewonnen und, wenn ſie nachher auch den Übrigen ſich mittheilt, ſo wohnt ſie doch auch dieſen nur durch ihre eigene Thätigkeit bei, wie ſie auch dem Erſten, welcher ſie zuerſt fand und nachher mittheilte, doch in ſeinem eigenen Bewußtſein auf eigenthümliche Weiſe verbleibt, ſo daß, wenn wir das Bewußtſein der Einzelnen aufheben wollten, damit auch die Wiſſenſchaft uns, ich weiß nicht wohin, verflogen ſein würde. Daher mögen denn wohl die, welche verlangen, daß auch die individuellen Entwicklungen unſeres innern Lebens zur Wiſſenſchaft ſich ausbilden ſollen, darin etwas Richtiges ſehen, daß ſie jene als unvollkommen und einſeitig betrachten, ſo lange ſie nicht durch dieſe in allen ihren Beſtandtheilen durchdrungen ſind, allein ſie verfallen in eine ähnliche Einſeitigkeit, wenn ſie alsdann nur die Wiſſenſchaft uns übrig laſſen und der Forderung nicht Raum geben wollen, daß auch von der andern Seite die Wiſſenſchaft von den individuellen Entwicklungen unſeres Bewußtſeins durchdrungen werde. Sie vollendet ſich uns erſt dadurch, daß wir ſie ganz in unſer Gemüth, in unſere Geſinnung, in unſere Liebe aufnehmen, ſie gleichſam in unſer Fleiſch und Blut verwandeln oder zu unſerem eigenthümlichſten Bewußtſein uns umgeſtalten. Sehen wir auch nur auf die logiſche Form unſeres Denkens, ſo werden wir anerkennen müſſen, daß die Eigenthümlichkeit des beſondern Seins nicht verſchwinden darf, wenn die Wiſſenſchaft bleiben ſoll. Denn die Unterſchiede unter den Dingen und ſo auch unter den Menſchen muß die Wiſſenſchaft zu erkennen ſtreben, und ſo wie ſie dieſelben erkennt und

als Wahrheit ſetzt, müſſen ſie auch von ihr als ewig geſetzt werden. Weit gefehlt alſo, daß ſie verſchwinden dürften, müſſen ſie vielmehr immer kräftiger ſich offenbaren, immer ſchärfer ſich ausprägen, und demnach wird, wie im Bewußtſein, ſo auch im Sein das Vollkommenſte auch nur bei der vollkommenſten Eigenthümlichkeit erreicht werden können.

Wir können die hier beſtrittene Anſicht, die Einſeitigkeit der Wiſſenſchaftlichen, mit der früher betrachteten vergleichen, welche nur die dem Allgemeinen geleiſtete Arbeit gelten laſſen will. Beide vergeſſen, daß ohne das Einzelne auch das Allgemeine nicht iſt, daß daher auch, wenn kein Einzelner für ſich ſein ſollte, niemand ſein würde, welcher die Frucht der Arbeit oder des wiſſenſchaftlichen Denkens ſich aneignen könnte. Wir dürfen alſo die Vollendung aller Vernunft nicht in der höchſten Ausbildung der Wiſſenſchaft ſuchen, eben ſo wenig als in der vollendeten Ausbildung des individuellen Bewußtſeins, ſondern nur in dem Punkte würde ſie eingetreten ſein, in welchem beide in einander fallen, welches denn aber auch eine Weiſe des Bewußtſeins ſein würde, für welche wir weder Namen noch Begriff haben. Denn in unſerem gegenwärtigen Leben ſchließen ſich zwar das eigenthümliche und das allgemeingültige Bewußtſein nicht völlig aus, ſondern ein Gedanke kann auch mit eigenthümlicher Neigung von uns gefaßt, eine Liebe kann auch gedankenreich und in der Fülle des Wiſſens gehegt werden; aber in einer beſtändigen Unterſcheidung haben wir doch beide Seiten unſeres Bewußtſeins auseinanderzuhalten und ein jeder wird ſich zu ſagen haben, daß in ihm das allgemeinmenſchliche

Bewußtſein etwas anderes iſt, als das eigenthümliche Bewußtſein oder der Ausdruck ſeines ihn von allen Übrigen unterſcheidenden Charakters. Da würde es eben ſo wenig zu billigen ſein, wenn jemand uns aufforderte nur das eigenthümliche Bewußtſein auszubilden und das allgemeinmenſchliche Bewußtſein darin zu verſenken, als es zu loben wäre, wenn jemand nur das wiſſenſchaftliche Bewußtſein in ſich entwickeln, den Ausdruck ſeines eigenthümlichen Charakters aber in dieſe Allgemeinheit auflöſen wollte. Beide verhalten ſich eben nicht als verſchiedene Grade des Bewußtſeins zu einander, von welchen der niedere durch weitere Entwicklung in den höhern übergehn könnte, ſondern beide ſind verſchiedene Arten des Bewußtſeins, welche nach einer höhern Einheit ſtreben, in welcher beide mit gleichem Werthe und keine von beiden die andere zu erſetzen fähig neben oder in einander beſtehen ſollen.

Erſt nachdem wir ſo manche Vorurtheile beſeitigt haben, dürfen wir es wagen dem Inhalte, welcher das Leben der Muße erfüllen ſoll, eine ſelbſtändige ſittliche Bedeutung beizulegen. Überblicken wir noch einmal den Gang, welchen unſere Unterſuchungen genommen haben. Wir ſind davon ausgegangen, daß wir außer dem Kampfe, in welchem unſer Leben ſich verwickelt findet, auch ein Leben des Friedens zu ſuchen haben, in welchem nach der Anſpannung unſeres Geiſtes uns Erholung werden ſoll, haben aber auch behaupten müſſen, daß dieſe Erholung nicht in der Ruhe und Unthätigkeit unſerer Kräfte uns beſtehn dürfe, ſondern in neuer, jedoch unſern Neigungen entſprechender Thätigkeit. Eben deswegen mußten wir auch die Anſicht vom Sittlichen zurückweiſen, welche nichts

anderes gelten laſſen will als verdienſtlich und gut, als den Kampf gegen unſere Neigungen. Denn wir würden keine Erholung finden können in unſerer Muße, wenn wir da, wo unſer Kampf mit der äußern Natur ruhte, nur in einen neuen Kampf mit uns ſelbſt verwickelt würden. Jene Anſicht konnten wir nur anſehn als einem Übergange in unſerem Leben angehörig, welches den Zwieſpalt unter den auseinandertretenden Beſtrebungen unſeres Geiſtes beſiegen ſoll, aber eben deswegen zuvor dieſen Zwieſpalt offen darlegen muß. Als einem ſolchen Übergange angehörig kann ſie auch nur mangelhaft und ungenügend ſein, verlangt aber zu ihrer Ergänzung, daß auch eine friedliche Entwicklung anerkannt werde, welche alle Triebe und Neigungen des menſchlichen Weſens zuſammenzufaſſen ſtrebt. Dieſe als Ausflüſſe der eigenthümlichen Anlagen ſollen ihre Befriedigung erhalten, indem es uns als Beſtimmung eines jeden Weſens erſcheinen muß, daß alles in ihm Angelegte zur Wirklichkeit komme. Ebenſo haben wir gefunden, daß wir unſer ſittliches Leben nicht allein dem Kampfe gegen die äußere Natur weihen dürfen; denn indem dieſer über die einzelnen Menſchen ſich vertheilt und ein jeder dabei ein eigenes Geſchäft in der Geſellſchaft der Menſchen zu übernehmen hat, gewährt er auch einem jeden Einzelnen nur eine beſchränkte Bildung. Zwar wird er für das Allgemeine, für die über unſere ganze menſchliche Art verbreitete Anlage der Vernunft gekämpft, aber eben dieſe Allgemeinheit tritt dabei in dem Bewußtſein des Einzelnen gar nicht heraus und darum mußten wir neben dieſem Leben in der Arbeit noch ein Leben der Muße verlangen, damit ein jeder in

ſich ſelbſt das Bewußtſein des Allgemeinen gewinnen könne. Wir fanden aber auch hierin die Nothwendigkeit gegründet dem Leben der Muße einen andern Inhalt zu geben, als die Wiſſenſchaft, indem dieſe nur für das Allgemeine ausgebildet wird, für einen jeden Einzelnen dagegen auch ein ihm eigenthümliches Bewußtſein gefordert werden muß. Ohne die Wiſſenſchaft auszuſchließen ſoll jenes doch den eigenthümlichen Charakter ausdrücken, den Neigungen und Intereſſen des Einzelnen gemäß ſein, damit ſo das Ganze ſeines Lebens und Beſtrebens und mithin die Fülle ſeines Weſens mehr und mehr ihm zur Anſchauung komme. So glauben wir in einem Überblicke über das ganze Gebiet unſeres ſittlichen Lebens uns die Berechtigung erſtritten zu haben auch für die Beſchäftigung unſerer Muße ein eigenes Geſetz zu verlangen, nach welchem dieſelbe ſich erfüllen ſoll, ein Geſetz, welches zwar die Elemente der allgemeinmenſchlichen Bildung in ſich zu vereinigen hat, aber für einen jeden ein anderes iſt. Denn durch die Entwicklung nach dieſem Geſetze ſoll ſich einem jeden Einzelnen ſein Charakter entwickeln und ihm ſelbſt und Andern zum Bewußtſein gebracht werden.

Drittes Kapitel.

Die Geſelligkeit im äſthetiſchen Leben und in der Religion.

Wir können nun aber verſchiedene Kreiſe des Friedens unterſcheiden, ſo wie früher verſchiedene Gegenſtände des

Kampfes von uns unterſchieden wurden. Dem Kampfe mit uns ſelbſt ſtellen wir die innere Befriedigung entgegen, die Befriedigung in dem kleinſten Kreiſe des Sittlichen; dem Kampfe gegen die Natur iſt der Friede mit der Natur entgegengeſetzt. Wenn wir nun aber dieſen Frieden nicht darin zu ſuchen haben, daß in den befriedigten Kreiſen die einzelnen Elemente gleichgültig gegen einander ſich verhalten, ſondern vorausgeſetzt werden muß, daß ſie in einem wechſelſeitigen Einfluß auf einander ſtehn, ſo haben wir auch im Leben des Friedens einen einträchtigen Wechſelverkehr zu ſetzen, in welchem das eine und das andere Element unter einander ſich mittheilen, ſich verſtändigen und der Güter ihres Lebens wechſelſeitig froh werden. In dem innern Frieden ſeiner Seele verſtändigt ſich der Menſch über ſeine einzelnen Lebensmomente mit ſich ſelbſt; wo noch ſcheinbarer Streit unter ihnen waltet, ſucht er ihn auszugleichen, wo unter ihnen Übereinſtimmung in verſchiedenen Richtungen des Lebens heraustritt, ſucht er deſſen immer mehr inne zu werden; ſo entwickelt ſich ihm gleichſam ein geſelliger Umgang mit ſich ſelbſt. Eben ſo geſtaltet ſich auch das friedliche Leben mit der äußern Natur, beſonders mit der Natur, welche uns am nächſten verwandt iſt, mit welcher wir uns entweder ausſchließlich oder doch vorzugsweiſe verſtändigen können, mit den übrigen Menſchen, denn auch dieſe ſind für uns eine gegebene Natur; wir gehen mit den Menſchen in dem Leben unſerer Muße eine Geſelligkeit ein; etwas Ähnliches findet auch wohl in unſerem Wechſelverhältniſſe mit der übrigen Natur ſtatt, doch iſt es offenbar von viel geringerer Bedeutung für unſer ſittliches Leben.

Von dieſen Verhältniſſen iſt uns zunächſt beſonders das geſellige Leben unter den Menſchen bemerkenswerth; denn es fällt in die Augen, ein wie großer Theil unſerer Muße ihm zugewandt zu werden pflegt. Einen Theil freilich unſerer Muße widmen wir auch wohl der Einſamkeit; aber im Allgemeinen werden wir bemerken können, daß dies hauptſächlich alsdann geſchieht, wenn wir noch nicht einig ſind mit uns ſelbſt, oder wenn wir noch überlegen, wie und durch welche Mittel wir Andern uns mittheilen ſollen. Alles dies kann angeſehn werden als den Durchgangspunkten angehörig, durch welche wir erſt zu der rechten Muße gelangen ſollen. Außerdem wird der Hang zur Einſamkeit in der Muße nur etwa alsdann ſich bemerklich machen, wenn wir uns zurückgeſtoßen ſehen von Andern durch Miskennung unſerer Beſtrebungen, durch eine kränklich angegriffene Reizbarkeit oder durch ſonſt ein Misverhältniß, in welches wir zur Geſelligkeit gerathen ſind, und auch dieſer Fall möchte wohl bei näherer Überlegung auf den erſten zurückgebracht werden können. Denn daß wir uns zurückgeſtoßen ſehen im Allgemeinen von Andern kann doch wohl kaum eine andere Urſache haben, als daß wir das rechte Verhältniß zu den Andern, das rechte Mittel uns ihnen verſtändlich zu machen noch nicht gefunden haben und darüber in Rathloſigkeit ſind bei uns ſelbſt. Alſo man wird wohl ſagen können, daß wenn das Leben der Muße die Einſamkeit ſucht, dies nur der Beweis iſt, daß es noch in der Mitte einer Entwicklung ſtehen geblieben, in welcher das rechte und mit ſich einige Bewußtſein des eigenthümlichen Weſens noch nicht zu einem ſichern Durchbruch gekommen iſt.

Wenn dagegen dies ſtattgefunden hat, dann wird der ſittliche Menſch ſich auch gedrungen fühlen aus ſeiner Einſamkeit herauszutreten, und alles, was er in ſich ausgearbeitet hat, den Übrigen zu öffnen und ſo beſtimmt als möglich darzulegen, das wird ihm ſeine Luſt und ſeine Freude ſein. Dies müſſen wir in der That als ſittliche Aufgabe für einen jeden anerkennen. Denn daß jemand etwas rein für ſich zu haben und zu behalten begehren ſollte, würden wir ihm immer als Selbſtſucht anzurechnen haben. Daher ſoll er ſelbſt mit ſeinem eigenthümlichſten Bewußtſein nicht heimlich thun, ſondern es den Übrigen dahingeben in demſelben Maße, als er erwarten darf, daß ſie dasſelbe ſich werden aneignen, verſtehn und in ihr eigenes Innere aufnehmen können. So iſt alſo mit der innern Entwicklung, wie überhaupt, ſo auch im Leben der Muße die Äußerung dieſer Entwicklung natürlich verbunden, und wir haben es als die Aufgabe dieſes Lebens zu betrachten ſich mehr und mehr zu einer ſolchen Freiheit zu entwickeln, daß alles, was in ihm erzeugt wird, auch als ein Gemeingut der vernünftigen Gemeinſchaft nach außen zu treten bereit ſei. Eine ſolche Forderung haben wir an dasſelbe zu richten, weil wir es als einen Beſtandtheil unſeres ſittlichen Lebens betrachten. Denn alles, was dieſem angehört, ſoll nicht allein für das einzelne Weſen ſelbſtſüchtig ausgebildet werden, ſondern als ein Glied der vernünftigen Gemeinſchaft ſich darſtellen, welcher wir angehören.

Wenn wir nun früher das Leben der Muße als ein ſolches bezeichnet haben, in welchem wir uns ſelbſt leben, ſo erfährt dies durch das eben Bemerkte keine Beſchrän-

kung. Denn eben unſer eigenes Leben iſt mit der vernünftigen Gemeinſchaft, der wir uns zuzählen müſſen, ſo innig verbunden, daß wir uns von dieſer gar nicht zu trennen vermögen. Es wird niemand vorherrſchend eine Arbeit darin finden, wenn wir unſere ausgebildete Eigenthümlichkeit Andern öffnen und durch die Mittel unſeres natürlichen Lebens ihnen darlegen, was in uns ſich geſtaltet hat, denn eben hierin folgen wir nur unſerer Neigung und der Liebe, welche wir zu Andern in unſerem Weſen tragen. Da haben wir nicht die Anſpannung zu überwinden, welche es verlangt, wenn wir unſere Kräfte einem beſonderen Werke widmen mit Unterdrückung anderer Neigungen, in einer Abſtraction, welche uns ſchwer wird, ſondern frei und froh laſſen wir unſer ganzes Weſen und alle unſere Triebe in unſere Worte, in Mienen und Geberden, und wie ſonſt die Mittel heißen, durch welche wir unſer Inneres äußern, ſo weit irgend möglich in die Erſcheinung ausſtrömen und es wird dadurch eine Geſelligkeit weſentlich freier Natur eingeleitet, welche wir zu unterſcheiden haben von der Geſellſchaft des arbeitſamen Verkehrs, weil in dieſer die Vertheilung der Arbeiten einen jeden an einen beſondern Beruf bindet. In der Geſelligkeit, welche wir meinen, herrſcht aber das ſittliche Geſetz, daß da ein jeder nach ſeiner Eigenthümlichkeit ſich gebe, weder beſſer, noch ſchlechter ſcheinen wolle, als er iſt, keinerlei Schein ſich zuſetze, keine Falte ſeines Herzens verbergen wolle, und beſchränkt iſt dieſe Geſelligkeit durch keine Rückſicht des Standes und der äußern Verhältniſſe der bürgerlichen Geſellſchaft, ſondern allein durch das Maß unſerer Neigung und der Empfänglichkeit, welches

wir bei Andern für das Verſtändniß unſerer Eigenthümlichkeit finden. Nach dieſem Maße wählen wir uns unſere Geſellen aus und in die Geſelligkeit unſerer Muße ziehen wir am meiſten die, von welchen wir überzeugt ſind, daß ſie einen freien Sinn haben werden für alle Äußerungen unſeres ganzen inneren Lebens, und die Vertraulichkeit unter ihnen und uns wächſt um ſo fröhlicher heran, je mehr wir die Überzeugung gewinnen, daß ſie eine jede einzelne Äußerung in den Sinn unſeres ganzen Lebens zu deuten fähig und bereit ſind. So ſchließt ſich ein engerer Kreis um uns herum, aber er verhindert nicht, daß wir unſere Eigenthümlichkeit auch in einem weitern Kreiſe öffnen könnten, vielleicht nur in einem geringeren Grade, aber dies nur deswegen, weil wir nicht wiſſen oder nicht hoffen dürfen, daß dieſe größere Geſelligkeit vertraut genug mit unſerer Weiſe ſei, um unſere einzelnen Äußerungen richtig deuten zu können. Doch dürften wir wohl nicht annehmen, daß irgend jemand völlig von unſerer Geſelligkeit im weiteſten Sinne des Wortes auszuſchließen ſei, weil er nichts von unſerer eigenthümlichen Weiſe verſtehen könne.

Erſt nachdem wir dies in unſere Betrachtung gezogen, werden wir im Stande ſein das Leben der Muße in ſeiner Allgemeinheit, wie es vorliegt, uns zu erklären. Wir haben ſchon früher bemerkt, daß unter allen Völkern und zu allen Zeiten nicht nur das Bedürfniß der Einzelnen ſich gezeigt hat neben ihrer Arbeit auch der Muße zu pflegen, ſondern daß dies Bedürfniß auch zu einer allgemeinen Sache geworden iſt geheiligt durch Sitte und Geſetz, welchen Mächten niemand ungeſtraft ſich entzieht. Da iſt

denn aber die Muße auch nicht eine Sache des einſamen Lebens geblieben, ſie hat auch nicht im Schoße der Familie ſich verborgen gehalten, ſondern ganze Völker haben ſie gefeiert in Feſten bald ernſterer Art, bald lauterer und ſcherzhafter Fröhlichkeit gewidmet, ja ſelbſt über den Kreis der einzelnen Völkergemeinſchaft haben ſich ſolche Feſte verbreitet, bereit alle Menſchen an ſich Theil nehmen zu laſſen, welche in gleichartiger Geſinnung zu ſolcher Feſtlichkeit ſich vereinigen möchten. Hierin ſpricht ſich zu unzweideutig aus, wie ſehr die Muße die Geſelligkeit liebt, als daß wir einen weitern Beweis ſuchen ſollten. Aber an der Einrichtung ſolcher Feſte läßt ſich auch recht im Großen und in unverkennbaren Zügen darthun, welche Art des Inhalts das Leben der Muße verlange. Es ſind beſonders zwei Weiſen der Begehung, welche dabei vorherrſchen, eine ernſtere und eine mehr heitere; die erſtere wendet ſich faſt ohne Ausnahme der Gottes- oder Götterverehrung zu, die andere hat immer eine Hinneigung zur ſchönen Kunſt. Dieſe beiden aber, Religion und Kunſt, verbinden ſich auch gern mit einander, ſo wie Ernſt und Heiterkeit wechſelnd das geſellige Leben zu erfüllen pflegen, ſo daß ſelten eine religiöſe Begehung ſtattfinden wird, an welche nicht auch eine Darſtellung der ſchönen Kunſt ſich anſchlöſſe, aber auch die ſchöne Kunſt ſelten Feſte verherlichen wird, ohne irgend wie Elemente der Gottesverehrung in ſich aufzunehmen. Zwar giebt es auch ernſte Feſte, welche der Erinnerung weltlicher Ereigniſſe von einer allgemeinen Merkwürdigkeit geweiht ſind, aber man wird finden, daß davon der Hinblick auf die göttliche Schickung ſich nicht abſondern laſſe. Eine ſolche religiöſe

Weihe muß die Erinnerung heiligen und mehr oder weniger ausdrücklich wird ſie in der feſtlichen Anordnung herausgehoben werden. Dann aber auch von der andern Seite um die Erinnerung an das gefeierte Ereigniß zu erhalten und zu beleben, wird die ſchöne Kunſt hinzutreten müſſen, welche die Sage oder Geſchichte im Munde des Volkes ausſchmückt und mit mehr oder weniger Beiwerk der Phantaſie vergegenwärtigt. Oft ſind es auch Spiele, Wettkämpfe und Proben irgend einer ausgezeichneten Fertigkeit, welche zur Belebung der Feſtlichkeit dienen oder ſogar den Mittelpunkt der Feier bilden und die Menge zu ihr heranziehen; aber theils tragen ſie ſelbſt einen künſtleriſchen Charakter an ſich, theils begehren ſie zu ihrer feſtlichen Haltung Beiwerke der ſchönen Kunſt, wollen durch Muſik, durch Tanz, durch ein maleriſches Gepränge empfohlen ſein, und wo nicht Ausartungen, welche ja in alle menſchliche Dinge ſich einzumiſchen pflegen, entſchieden daran Antheil haben, da wird der Geſchmack der feſtlich zuſammengetretenen Gemeinheit immer in irgend einer Weiſe dem Schönen ſich zuwenden. Genug in dieſen großen Darlegungen ſind es zwei Intereſſen, welche die geiſtige Thätigkeit beleben, das religiöſe und das äſthetiſche.

Aber auch in den kleinern Kreiſen der Geſelligkeit wird man ſie nicht vermiſſen dürfen, wenn die Geſelligkeit nicht leer und ſchal werden ſoll, welches freilich um ſo leichter ſich ereignet, je weniger die kleinern Kreiſe aus einer innern Nothwendigkeit hervorgehn, je mehr ſie von zufälligen Beziehungen und beſchränkenden Verhältniſſen der einzelnen Perſonen abhängig ſind. Je mehr ſich aber die Geſelligkeit in einem ſolchen Kreiſe in ſittlicher Geſin-

uung entwickelt, um ſo mehr werden wir ſie durch Religion und ſchöne Kunſt zuſammengehalten und belebt finden. Was würde ein ſolcher Kreis ſein ohne das Band der Liebe, welche in ihren Gründen überall zurückweiſt auf die allgemeine Verwandtſchaft aller vernünftigen Weſen in ihrem himmliſchen Vater, welche ſelbſt in ihren zarteſten Verbindungen die Weihe der Religion unter allen Völkern verlangt hat? Um die Ehe aber und die Familiengemeinſchaft herum lagern ſich zunächſt faſt alle die kleinern Kreiſe der Geſelligkeit wie um ihren Mittelpunkt. Aber wo auch die religiöſe Heiligung der geſelligen Verbindung nicht offenbar ausgeſprochen iſt, da wird ſie nichts deſto weniger im Stillen anerkannt und verkündet ſich im allgemeinen Wohlwollen, ſo wie im innigſten Vertrauen und Glauben an die Heiligkeit der Gaſtfreundſchaft, an die Treue und unerſchütterliche Geſinnung des Freundes, an die unverbrüchliche Zucht der Sitte. Erſt auf einem ſolchen Grunde religiöſer Gemeinſchaft ſproſſen alsdann in freiſter, ungezwungenſter Heiterkeit die Äußerungen der Eigenthümlichkeit hervor, in Scherz und Witz ergeht ſich die Phantaſie, ſo wie in gleichmäßiger, weniger abſpringender Entwicklung und Darlegung der Geſinnung, der Lebens- und Weltanſicht und in allen dieſen Äußerungen der Geſelligkeit macht ſich das künſtleriſche Element geltend, wenn wir dieſes in ſeiner weiteſten Bedeutung, auch in ſeinen unſcheinbarſten Anfängen faſſen. Denn nicht allein in den vollendetern Formen, in welchen die Erzeugniſſe der ſchönen Kunſt eine ſelbſtändige Haltung gewinnen und von andern Entwicklungen des Lebens auf eine entſchiedene Weiſe ſich abſondern, werden wir

das Künſtleriſche zu ſuchen haben, wenn wir es in ſeinem ganzen Umfange begreifen wollen, ſondern wir müſſen es auch erkennen in einer jeden Äußerung des geſelligen Lebens, an welcher die Phantaſie in ihren mannigfaltigſten Geſtaltungen Antheil hat. Der flüchtige Blitz des Witzes, die Anmuth der einfachen Schilderung oder Erzählung, die Würde im Ausdruck der Geſinnung, wie ſie im geſelligen Geſpräche heraustreten, über alle dieſe Geſtalten der Rede breitet ſich der Reiz der Schönheit aus, geſucht oder ungeſucht, und daran ſchließen ſich alsdann auch hervorſtechendere Darbringungen der Kunſt an, in Geſängen und Tänzen und was ſonſt noch ſich verflechten läßt in die Stimmung des geſelligen Kreiſes, und alles dies wird zu einem Ganzen gewoben, welchem das Streben nach Schönheit nicht wird abgeſprochen werden können. Jeder in der geſelligen Luſt will dem Andern ſich gefällig zeigen und das Gefallen gewährt eben nur die Schönheit, welcher Art ſie auch ſei. Genug wir würden der Geſelligkeit ihren Reiz rauben, wenn wir ihr den äſthetiſchen Gehalt entziehen wollten.

Wenn nun aber die Erfahrung uns zeigt, daß immer im öffentlichen und im Familienleben Religion und ſchöne Kunſt, entweder völlig ausgebildet oder auch in noch wenig entwickelten und kaum ihren Zweck verrathenden Beſtrebungen, den Inhalt der Muße gebildet haben, ſo dürfen wir auch gewiß annehmen, daß dies nicht zufällig geſchehen ſei, ſondern in dem Weſen der Muße, ſo wie der Religion und der ſchönen Kunſt ſeinen Grund habe. Dieſe beiden müſſen in einer nahen Verwandtſchaft zu jener ſtehn. Um dies darzuthun werden wir jetzt nur noch die

Natur der Religion und der ſchönen Kunſt mit dem zu vergleichen haben, was früher über das Leben der Muße geſagt worden. Da dieſes darauf gerichtet ſein ſoll die ganze Eigenthümlichkeit des Menſchen zur Entwicklung zu bringen, ſo würden wir, ſollte unſere Vermuthung richtig ſein, auch von jenen beiden anerkennen müſſen, daß ſie darauf ausgehn das Ganze des Menſchen in allen ſeinen eigenthümlichen Regungen zu umfaſſen. Daß nun dies wirklich der Fall ſei, wird niemanden entgehn, welcher durch ihre Erſcheinungen auf ihr Weſen vorzudringen weiß. Denn um zuerſt die Religion zu erwähnen, welchem ihrer Freunde könnte es verborgen ſein, daß ſie den tiefſten Grund unſerer Eigenthümlichkeit aufzuregen beſtimmt iſt? In ihr ſoll ja eines jeden Geſinnung ſich offenbaren; indem er da ſeinem Schöpfer, dem Grunde ſeines Seins und ſeines Lebens, ſich zuwendet, ſoll er die innerſten Regungen ſeiner Seele ihm offen darbringen, nichts ſich und ſeinem Gott verhehlen oder beſchönigen, ſondern bis in das innerſte Mark ſeines Daſeins ſoll da ſein Blick dringen und aus dieſem Blicke ſoll er nun den kräftigſten Antrieb ſchöpfen von den Schlacken, die ſeinem Weſen ſich angeſetzt haben, ſich zu reinigen und in verjüngter, zu neuem und ſchönerem Leben gekräftigter Geſtalt das Ziel ſeines Strebens zu verfolgen. So hat auch eine jede Religion die ganze Eigenthümlichkeit ihrer Bekenner in Anſpruch genommen. In der Religion, zu welcher wir uns als zur Vollendung aller Religionen bekennen, iſt es ausdrücklich anerkannt worden, daß ſie auf Regungen unſeres Herzens oder unſeres Gemüths beruht, wenn uns gelehrt wird, daß wir im Glauben unſere Seligkeit

gewinnen ſollen, in einem Glauben, den wir nicht als Ergebniß einer wiſſenſchaftlichen Forſchung anſehn können, ſondern als die Frucht einer kindlichen Liebe, gereift in den eigenthümlichen Erfahrungen und Schickungen unſeres ganzen Lebens. Wir betrachten unſere religiöſe Gemeinſchaft mit Gott als ein Werk ſeiner Gnade, welche einen jeden von uns in beſonderer Weiſe rührt und ergreift. Und wenn nun auch an jenen Glauben eine Lehre ſich anſchließt in Erkenntniß und Wiſſenſchaft, ſo ſoll ſie doch nicht Grundlage des Glaubens ſein, ſondern der Glaube Grundlage der Lehre, ſo daß jede Forſchung, welche ohne den Glauben geſchieht, die religiöſe Lehre nicht zu Stande bringen kann. Daher werden wir auch durch die Weiſe, in welcher an das religiöſe Leben die Wiſſenſchaft ſich anſchließt, nur an unſere frühere Bemerkung erinnert, daß im Leben der Muße die Wiſſenſchaft nicht ausgeſchloſſen ſein ſoll, weil die volle Eigenthümlichkeit unſeres Weſens uns nur dadurch zum Bewußtſein kommen kann, daß wir alles, was für das Allgemeine zu leiſten unſer Beruf iſt, in Übereinſtimmung mit unſern eigenthümlichen Beſtrebungen erblicken. Aber nicht allein in der vollkommenſten, ſondern auch in den weniger entwickelten Religionen werden wir finden, daß ſie, ſo weit ſie eben nicht Ausartungen ſind, auf Weiſen unſeres Bewußtſeins beruhn, welche in einem jeden Einzelnen in eigenthümlicher Richtung ſich entwickeln. Die prophetiſche Anregung, die Begeiſterung des religiöſen Gemüths, die Liebe und die Scheu vor der göttlichen Gegenwart oder ihren Symbolen, welche die Gläubigen ergreifen, wir würden vergeblich uns bemühn durch irgend einen wiſſenſchaftlichen Beweis

ſie hervorzurufen, aus irgend einer ſinnlichen Wahrnehmung oder einer Thätigkeit des Verſtandes ſie herzuleiten, ſondern einen jeden ergreifen dieſe Gefühle, ohne welche keine Religion iſt, in einer ihm eigenthümlichen Weiſe. Es iſt etwas Unausſprechliches darin; eine jede Religion hat etwas Myſtiſches, worunter wir nichts anderes verſtehn, als das Eigenthümliche unſeres Bewußtſeins, welches in den Weiſen wiſſenſchaftlicher Mittheilung nicht ausgedrückt werden kann. Wie ſollten wir es anders erwarten? In der Religion ſucht ja ein jeder ſeine eigene Beruhigung, ſeinen Frieden mit Gott, die Gewißheit ſeiner Seele, daß er auf richtiger Bahn ſei zu ſeinem Heile. Aber wenn er alsdann dieſe Gewißheit erlangt hat, ja ſelbſt nur von fern die Beſeligung ahndet, welche ſie gewähren ſoll, ſo rühret auch Gott in ihm ſeine Zunge, ſeinen Geiſt, daß er die Gnade verkünde, welcher er gewürdigt worden, oder die Erregungen ſeines Geiſtes ausſchütte und ſich ſelbſt als Beiſpiel darſtelle, in welchen Werken oder Äußerungen es auch ſei, als Beiſpiel, in welchem Gott ſich verherrliche. Und hierin ſehen wir, wie dieſe eigenthümliche Bildung, welche die innere Entwicklung in der Muße gewährt, auch ſogleich zu einem geſelligen Leben ausſchlägt. Der Trieb von innen nach außen zu wirken ſoll im Leben der Muße nicht zurückgehalten werden. Er liegt auch in dem religiöſen Bewußtſein, welches nicht geſtattet, daß wir für uns allein unſer Heil gewinnen wollen, ſondern ſogleich uns antreibt unſer Heil mit dem Heile aller Welt in Verbindung zu finden. Hierin liegt der Grund, weswegen die Religion in die Geſelligkeit übergeht und in weiterer Entwicklung die Kirche gründet.

Noch weniger wird es zweifelhaft sein können, daß in dem ästhetischen Leben die Eigenthümlichkeit herrscht. Von dem Geschmacke am Schönen ist es sprüchwörtlich geworden, daß man über ihn nicht streiten dürfe, welches wir denn freilich nicht in Schutz nehmen möchten, wenn damit gesagt werden sollte, daß über die Bildung des Geschmacks keine allgemeine Grundsätze wissenschaftlich aufgestellt werden könnten. Denn weit davon sind wir entfernt diesen oder irgend einen andern Gegenstand der wissenschaftlichen Untersuchung entziehen zu wollen. Auch die eigenthümliche Bildung eines jeden Einzelnen, sein Charakter, wie er sich in Handlungen, in Worten oder andern Zeichen, nicht minder wie er sich in seiner Kunst oder in seinem Wohlgefallen am Schönen ausspricht, müssen wir als einen Gegenstand geschichtlicher Wissenschaft anerkennen und für das Urtheil dieser allgemeine Grundsätze suchen. Also nur so viel Wahrheit dürfen wir jenem Gemeinplatze zugestehn, als er bemerklich macht, daß die Wahl unseres persönlichen Wohlgefallens von persönlicher Neigung abhange, welche wir gewähren lassen müssen, ungefähr wie wir auch in ähnlicher Weise einem jeden seine eigene Wahl für seine Freundschaften, für seine Ehe gestatten. Wir wollen Andern ihren Geschmack in solchen Dingen nicht verkümmern, weil wir in ihnen nicht dieselbe Übereinstimmung des Urtheils, wie in der Wissenschaft suchen können; denn obwohl wir unsern Maßstab für die Beurtheilung ihres Geschmacks nach dem Grade seiner Bildung uns vorbehalten, so müssen wir doch dabei den ganzen Gang ihrer Bildung berücksichtigen und anerkennen, daß sie von demselben auf eine andere

Wahl geführt werden mußten, als auf die, welche uns gestattet sein würde. Über den Geschmack also ist nicht zu streiten in der Art, daß eine allgemeine Satzung festgestellt werden könnte, nach welcher alle in gleicher Weise sich zu entscheiden hätten, sondern ein jeder hat da sein eigenes Gesetz, nach welchem er sich entscheiden soll, und dieses müssen wir erst erforschen, d. h. in seinen Geist und Charakter müssen wir uns versetzen, ehe wir unser Urtheil über seinen Geschmack abschließen können. Gehen wir nun auch weiter in die Thätigkeiten ein, aus welchen die Werke der schönen Kunst sich erzeugen, so werden wir dieselben doch viel zu sehr versetzt finden mit dem Geschmack, als daß wir glauben könnten, sie würden sich nach einem für alle Menschen in gleicher Weise gültigen und anwendbaren Gesetze regeln lassen. Wie oft ist darüber geklagt worden, daß ein regelrechtes Verfahren des Künstlers doch nicht zur Schönheit seiner Werke führe. Werke gehen daraus hervor, welche zwar nirgends ärgerlichen Anstoß geben, aber auch nirgends anziehen, weder kalt, noch warm machen. So wie uns auch im geselligen Leben Menschen begegnen, die zwar jede Regel des Anstands beobachten, keine Sitte, kein Gefühl verletzen, aber dennoch eben so wenig uns zu rühren im Stande sind. Wir finden bei ihnen zwar ein geschicktes Ablauschen der Art, wie Andere verfahren, aber nicht den frischen Quell eigenthümlicher Kraft, aus welcher das eigene Leben hervordringt; wir vermissen da die schöpferische Phantasie, welche ein belebtes und belebendes Ganzes bildet; es fehlt da die Originalität, die Ursprünglichkeit der geistigen Auffassung und Verarbeitung,

welche wir ſchauen möchten in jedem Menſchen und in jedem ſeiner Werke. Warum ſollten wir ihn auch zu einem Gegenſtande wohlgefälliger Betrachtung machen, wenn wir in ihm nichts anderes fänden, als was wir ſchon in tauſend andern Menſchen fanden? Ohne eine ſolche Originalität darf kein Menſch und kein Kunſtwerk ſein, welches unſern Geſchmack anziehen ſoll. Und wenn wir die Phantaſie als die Quelle des künſtleriſchen Hervorbringens anſehn, ſo wollen wir zwar nicht, daß ſie ungebildet und ungezügelt in wilden Ergüſſen ſich ausſtröme, ſondern wir verlangen, daß ſie geleitet und geordnet werde; fragen wir aber, was ſie unter ihre Zucht nehmen dürfe, ſo wollen wir ihren Freunden gern ihr Recht zugeſtehn, wenn ſie über die Anmaßungen der Geſchmackslehren ſich beklagen, welche die muthwillig wuchernden Sproſſen der Phantaſie unter eine beſchneidende allgemeingültige Regel bringen wollen. Nicht durch die Lehre alſo ſoll die Phantaſie geregelt werden, aber doch durch den Geſchmack, durch den Geſchmack des Künſtlers ſelbſt, welcher nach ſeiner Eigenthümlichkeit ſich bildet und das beſonnene Maß in die Wahl der Gegenſtände bringt, welche die Phantaſie zuſammenſtellt. Keine Phantaſie ſoll geſchmacklos verfahren. Ihre Lebhaftigkeit, ihre Fülle bedingen nicht allein das Schöne; ſondern das iſt nur eine kränkelnde Lebhaftigkeit, welche vom erſten beſten Einfalle ſich bewegen läßt, das iſt eine verderbliche Fülle, welche alles im Augenblick Herbeiſtrömende aufnimmt. Der Künſtler ſoll durch ſeinen Geſchmack Lebhaftigkeit und Fülle der Phantaſie beherſchen; durch ihn ſoll er unter allen andringenden Bildern diejenigen auswählen, welche ſeiner

Eigenthümlichkeit paſſen und dem Gange gemäß ſind, den ſo eben ſeine Entwicklung in der Betrachtung eines Gegenſtandes eingeſchlagen hat. Was wir unter Thätigkeit der Phantaſie verſtehn, läßt ſich überhaupt gar nicht ohne Eigenthümlichkeit denken. Sie wird ſchöpferiſch genannt, nicht weil ſie in allen ihren Elementen neue Bilder hervorbringt, ſondern weil ſie die Elemente unſeres Vorſtellens und Denkens, welche wir ſchon früher in der Erſcheinung und im Nachdenken über die Erſcheinung, aber in andern Verbindungen gefunden haben, trennend und verknüpfend in neuen Verbindungen zu einem anſchaulichen Bilde uns zuſammenſtellt; hierin verfährt ſie in einer ähnlichen Weiſe wie unſer Verſtand, welcher auch im Unterſcheiden und im Verbinden ſeine Thätigkeit hat; aber beide gehn darin weſentlich von einander ab, daß der Verſtand nach einem allgemeingültigen Geſetze auseinanderlegt und zuſammenſetzt, während die Phantaſie in einem jeden auf eine andere Weiſe ſcheidet und verbindet ſeiner Eigenthümlichkeit gemäß, dieſe in völliger Freiheit gewähren laſſend. Für unſern Verſtand haben wir alle dieſelbe, in den Geſtaltungen unſerer Phantaſie ſchaffen wir uns jeder eine eigene Welt. Die Freiheit der ſchöpferiſchen Phantaſie iſt darum nicht Willkür, ſie hat vielmehr ihr Geſetz; aber das Geſetz, nach welchem ſie bildet, findet ſie nur in dem Charakter des Einzelnen, welcher in den Spielen ſeiner Phantaſie nicht mit ſich ſelbſt ſich entzweien, ſondern ſeine Übereinſtimmung mit ſich ſelbſt zum Bewußtſein bringen will.

Auch von dieſen Entwicklungen des äſthetiſchen Lebens haben wir übrigens anzuerkennen, daß ſie eben ſo wie

früher von dem religiösen Leben anerkannt wurde, das Wissenschaftliche nicht ausschließen. Von den Erzeugnissen der schönen Kunst dürfen wir mit Recht erwarten, daß wenn sie irgend einem Gegenstande sich zuwenden, sie diesen auch in einer Weise uns vorführen werden, welche seiner Natur entspricht, und es ist deswegen auch für die höchste Aufgabe der Kunst gehalten worden, daß sie ihren Gegenstand, wie man sich ausdrückt, charakteristisch behandele oder zu einer objectiven Anschauung bringe. Dies ist die künstlerische Wahrheit, welche uns mitten in die Sache versetzen soll, von welcher man zuweilen als das Höchste verlangt hat, daß sie bis zur Illusion gehe, d. h. uns so täusche, daß wir das künstlerische Bild von der Wahrheit des Gegenstandes kaum zu unterscheiden vermögen. Allein diese künstlerische Wahrheit ist doch von der wissenschaftlichen noch merklich unterschieden. Selbst wenn die schöne Kunst zu der Nachbildung eines wirklichen Gegenstandes verwandt werden sollte, wird sie nicht darauf ausgehn nur eine Abbildung zu liefern, wie sie zu wissenschaftlichen Zwecken verlangt wird, sondern wählerisch wird sie das hervorziehen, was die Phantasie reizt und den Geschmack für das Schöne befriedigt, und man wird leicht bemerken können, daß verschiedene Künstler in der Darstellung desselben Gegenstandes doch ein ganz Verschiedenes liefern. Es ist eben, daß derselbe Gegenstand durch eine verschiedene Phantasie hindurchgehend auch anders sich darstellt. Dies würden wir an der wissenschaftlichen Darstellung als einen Fehler oder als eine Unvollkommenheit tadeln können, aber nicht an der künstlerischen. In jener soll sich der Gegenstand allein zeigen, nackt wie er ist; in

dieſer dagegen ſoll auch die Auffaſſung des Künſtlers das Recht haben ſich geltend zu machen. Wenn wir daher von der ſchönen Kunſt Wahrheit verlangen, ſo iſt dies nur, daß gefordert wird, ein jeder Künſtler, welcher einen Gegenſtand ergreift, müſſe auch mit demſelben ſich bekannt gemacht, ſeine Natur, ſein eigenthümliches Leben und Weſen erforſcht haben und, ſoweit es für ſeine Darſtellung verlangt werden kann, in die wiſſenſchaftliche Erkenntniß desſelben eingedrungen ſein. Aber dieſe muß alsdann auch mit ſeiner Eigenthümlichkeit ſich verſchmolzen haben, und je mehr dies geſchehen iſt, um ſo kunſtmäßiger wird auch ſeine Darſtellung werden können. Es iſt alſo hier nur dasſelbe, was wir ſchon mehrmals bemerkt haben, daß nemlich das eigenthümliche Leben keineswegs das Allgemeingültige ausſchließt, ſondern es möglichſt in ſich verarbeitet und ihm nur eine beſondere Beziehung zu der Eigenthümlichkeit des Lebenden giebt, wodurch es dann in ein beſonderes Intereſſe tritt und das Allgemeingültige in dem Lichte des Einzelnen abſpiegelt.

Von der ſchönen Kunſt und von der Liebe des Kunſtfreundes zu ihr wird wohl nicht bezweifelt werden können, daß ſie dem geſelligen Leben ſich zuwenden, denn unter dem Künſtler und dem Kunſtfreunde iſt eine beſtändige freie Gemeinſchaft. Aber wenn wir nun das Leben der Muße in zwei verſchiedenen Weiſen geſellig ſich ergehend finden, in der Kirche und in der ſchönen Kunſt, ſo müſſen wir wohl fragen, wie es komme, daß es, obgleich dazu beſtimmt das volle Bewußtſein unſerer Eigenthümlichkeit zu entwickeln und dieſes Bewußtſein auch Andern zu äußern, alſo auf einen und denſelben Zweck hinarbeitend

doch in zwei Bestrebungen zerfalle, welche sich sogleich auch dem flüchtigsten Überblick als verschieden und von einander abweichend zu erkennen geben. Zwar wird man die Verwandtschaft derselben bei näherer Betrachtung nicht verkennen; denn auch in ihren Erscheinungen stellt es sich heraus, daß die Kirche in allen Zeiten die Kunst aufgeboten hat, um eine Darstellung des in ihr waltenden Bewußtseins und dadurch eine Gemeinschaft des religiösen Lebens zu vermitteln, und daß auch von der andern Seite die Kunst gern sich angeschlossen hat an die religiöse Sage und Überlieferung, in ihnen willkommene Gegenstände ihrer Darstellung findend, so daß fast immer das Schönste und Erhabenste, was sie geleistet, auch eine religiöse Bedeutung an sich trug. Allein wenn auch hierin Punkte sich zeigen sollten, in welchen beide einander berühren und eine allgemeine Übereinstimmung ihres Wesens sich ahnden läßt, so werden doch auch nicht weniger andere Punkte sich bemerklich machen, in welchen sie auseinandergehn und jede von ihnen ein verschiedenes Gebiet vernünftiger Entwicklung für sich in Anspruch nimmt. Giebt es nicht eine Kunst, welche das Religiöse nicht im Entferntesten sich zum Zweck macht, welche vielmehr ganz dem Weltlichen sich zuwendet? Wir meinen nicht jene leichtsinnige, frivole Kunst, welche wohl nur als eine Ausartung zu betrachten und deswegen aus dem Gebiet der wahren Kunst zu verweisen sein dürfte, sondern die Kunst, welche in unschuldigen Spielen sich ergeht und leicht dahinflatternd nur die äußere Oberfläche der Gegenstände berührt ohne in die Tiefe des Gemüths einzudringen, in welcher die Religion ihre Wohnung und Herrschaft hat. Ein solches unschuldiges Spiel werden wir

der ſchönen Kunſt wohl nicht verſagen können ohne ſie wider ihre Natur zu beſchränken. Und von der andern Seite bei allen Religionen und in einer jeden kirchlichen Gemeinſchaft dürften ſich wohl Symbole und ſymboliſche Handlungen vorfinden, in welchen das Schöne und das künſtleriſche Element faſt ganz verſchwindet und die dennoch von der Religion am höchſten geachtet werden. Wenn aber an die Religion eine Lehre ſich anſchließt, ſo tritt auch dieſe auf eine Weiſe in ihr hervor, welche der Weiſe der ſchönen Kunſt durchaus fremd iſt, indem dieſer die rein lehrende Haltung immer als etwas Froſtiges erſcheint, und wenn wir nun bemerken, daß der Gebrauch, welchen die Religion von der ſchönen Kunſt macht, faſt immer etwas Erinnerndes oder Ermahnendes, alſo etwas Lehrendes an ſich trägt, wie in den Darſtellungen der heiligen Geſchichte, ja ſelbſt im religiöſen Geſange und der religiöſen Rede am entſchiedenſten heraustritt, ſo werden wir auch beſorgen müſſen, daß ſelbſt wenn die kirchliche Geſelligkeit der ſchönen Kunſt ſich bedient, dies nicht völlig in dem Sinne der ſchönen Kunſt geſchieht, ſondern dieſem etwas Fremdartiges unterſchiebt. Daher wird man auch anſtehn müſſen, wenn die ſchöne Kunſt in Sachen der Kirche angewendet werden ſoll, dabei dem Künſtler ganz freies Spiel zu geſtatten; er muß vielmehr angehalten werden den Bedingungen ſich zu fügen, welche die Bedürfniſſe der kirchlichen Geſellſchaft ihm auflegen, ſonſt würde man ſagen müſſen, daß es nur ein Zufall ſein könnte, wenn die Ergüſſe des künſtleriſchen Geiſtes ganz mit den Zwecken der Kirche übereinſtimmten. Alle dieſe Betrachtungen werden uns davon überzeugen, daß religiöſe

und künſtleriſche Geſelligkeit zwar Berührungspunkte mit einander haben, welche in ihrem gemeinſamen Zwecke liegen die Menſchen unter einander in ihrem eigenthümlichen Leben zu einem geſelligen Vereine zu verſammeln, daß ſie aber doch in den Mitteln, welche ſie dazu gebrauchen, und in der Bildung, welche ſie in dieſem Vereine entwickeln ſollen, nicht unbedeutend ſich von einander entfernen.

Was wir bisher dafür angeführt haben, war aus der Beobachtung entnommen; wir müſſen aber auch den Grund dieſer Erſcheinungen uns zu entwickeln ſuchen. Dabei können wir nun nicht umhin auf einen allgemeinen Gegenſatz zu verweiſen, welcher in dem ganzen Gange unſerer Bildung in den wichtigſten Unterſchieden ſich bemerklich macht und unſerem Weſen gemäß in entgegengeſetzte Richtungen uns verflechten muß. Wir müſſen durch eine Reihe von Lebensacten den Zweck verfolgen, für welchen wir in der Welt ſind. Unſer Weſen entwickelt ſich uns in ſolcher Weiſe in einer Mannigfaltigkeit von Thätigkeiten, welche bedingt ſind durch unſere Verbindung mit der Außenwelt, indem ſie ſich äußern und dadurch mit den Thätigkeiten anderer Dinge ſich miſchen. Da ſcheint die Thätigkeit des einen Dinges an der Thätigkeit des andern; unſere eigene Thätigkeit tritt in ihrer Äußerung nicht rein heraus, ſondern nur in der Vermiſchung mit den Thätigkeiten der Außenwelt, indem dieſe und jene wechſelſeitig an einander ſcheinen. Dies iſt die Natur der Erſcheinung. In einer Mannigfaltigkeit ſolcher Erſcheinungen kommen wir uns und Andern zum Bewußtſein, ſo wie auch Andere in derſelben Weiſe ſich und uns zum

Bewußtſein kommen. Allein ſollen wir uns zum Bewußtſein kommen in dieſen Erſcheinungen, ſo dürfen dieſelben nicht allein als Mannigfaltigkeit ſich uns darſtellen, ſondern ſie müſſen zuſammengenommen werden zu einer Einheit, zu der Einheit unſeres Ich. Die verſchiedenen Thätigkeiten, welche in der Mannigfaltigkeit unſerer Erſcheinung uns ſelbſt zugeſchrieben werden dürfen, müſſen alle zurückgeführt werden auf die Eigenthümlichkeit unſeres Weſens, welche wir unſern Charakter nennen, und in derſelben Weiſe haben wir auch zu verfahren, wenn wir in den Erſcheinungen anderer Dinge zum Bewußtſein ihres Weſens gelangen wollen. So ſtellt ſich uns der Gegenſatz zwiſchen Mannigfaltigkeit und Einheit in dem Verlaufe unſeres ganzen Bewußtſeins dar. Er wird im wiſſenſchaftlichen Bewußtſein dadurch bezeichnet, daß man auf der einen Seite den Scharfſinn aufzubieten hat, um die Unterſchiede zu finden, welche in der Mannigfaltigkeit der Lebensacte heraustreten, auf der andern Seite aber den Tiefſinn aufzurufen, um die Einheit zu ergründen, aus welcher die Mannigfaltigkeit als aus ihrem Grunde hervorgeht. Und wenn wir außer dem allgemeingültigen oder wiſſenſchaftlichen noch ein eigenthümliches Bewußtſein anzuerkennen haben, ſo wird auch in dieſem Gebiete etwas Ähnliches gefordert werden müſſen. Dabei werden wir nun freilich von der Forderung nicht abgehen dürfen, daß die beiden Richtungen, welche wir in unſerem Bewußtſein nachgewieſen haben, auf das innigſte mit einander ſich verbinden ſollen, um das Geſchäft, welchem ſie vorſtehen, zweckmäßig zu verwalten. Nur wenn das Weſen eines Dinges in der ganzen Mannigfaltigkeit ſeiner

Erſcheinungen und Thätigkeiten ſich uns offenbart hat, wenn unſer Scharfſinn eingedrungen iſt in alle Verſchiedenheiten der Äußerungen dieſes Weſens, werden wir hoffen dürfen eine vollſtändige Einſicht in dasſelbe gewonnen zu haben. Und auch von der andern Seite, wenn wir nicht ſagen können, daß alle dieſe Verſchiedenheiten zu ihrem Geſammtergebniß die Einſicht gebracht haben, welche uns die Einheit des Weſens als übereinſtimmend mit allen ſeinen einzelnen Thätigkeiten darſtellt, daß alſo unſer Tiefſinn nicht zur Vereinigung aller Gegenſätze in dem Umfange ſeines Begriffs gelangt iſt, werden wir auch unſer Geſchäft in der Erkenntniß nicht für beendigt anſehn können. Allein wenn auch hieraus mit Recht gefolgert werden kann, daß wir beide Richtungen nicht von einander abſondern, ſondern ſo viel als möglich mit einander vereinigen ſollen, ſo wird ſich doch nicht leugnen laſſen, daß eine völlige Durchdringung derſelben, in welcher keine von ihnen das Übergewicht über die andere hätte, uns nicht gelingen will; vielmehr werden wir verſchiedene Gebiete unſeres Bewußtſeins von einander unterſcheiden müſſen, von welchen das eine vorherrſchend der Richtung nach der Mannigfaltigkeit, das andere ebenſo nach der Einheit ſich zuwendet. Im wiſſenſchaftlichen Bewußtſein ſcheiden ſich ſo das empiriſche Wiſſen und das philoſophiſche, die zwar in der Meinung des allgemeinwiſſenſchaftlichen Lebens gegenſeitig ſich zu durchdringen ſtreben, aber doch eben nur in einer Meinung, d. h. in einer ſchwankenden Geſtalt zur Vereinigung mit einander gelangen. Daß dem ſo ſein müſſe, ſo lange wir leben, läßt ſich aus der Natur der vernünftigen Entwicklung

nachweiſen. Denn wenn wir in der Mannigfaltigkeit des Lebens die Einheit des Weſens zu begreifen ſuchen, ſo verſteht ſich, daß dieſe eben nur in der Vollendung, in dem Ganzen aller Lebensthätigkeiten vollſtändig heraustreten könne; ſo lange wir alſo noch in der Entwicklung des Lebens ſind, kann ſie nicht vollſtändig herausgetreten ſein; es giebt da noch etwas Zukünftiges, welches wir als ein ſolches nicht gegenwärtig in unſerem Bewußtſein haben können. Mithin iſt nothwendig in dem Fluſſe unſeres Lebens eine unausgleichbare Verſchiedenheit zwiſchen der Einheit und der Mannigfaltigkeit geſetzt und das Beſtreben beide mit einander zu völliger Gleichheit zu bringen äußert ſich eben nur als Grund der weitern Fortſchritte des Lebens, in welchen zwar die Verſchiedenheit beider theilweiſe ausgeglichen wird, aber auch theilweiſe von Neuem hervortritt. Dazu kommt, daß ja auch das Leben eines jeden Einzelnen und mit ihm ſein Weſen nur im Zuſammenhange mit der ganzen Welt zum Bewußtſein gebracht werden kann. Da haben wir alſo eine in der That unüberſehbare Aufgabe vor uns, welche immer nur annäherungsweiſe gelöſt werden kann und nach entgegengeſetzten Richtungen verläuft. Wir müſſen in unſerem Bewußtſein vorzudringen ſuchen auf den einheitlichen Grund aller Erſcheinungen der Welt, welche, ſo wie ſie in ununterbrochenem Zuſammenhange ſich uns zeigen, ſo auch alle zuſammengenommen ihre Erklärung aus einem Grunde verlangen. Dieſen Grund müſſen wir uns daher auch als weit hinausgreifend über alle Grenzen der anſchaulich vor uns liegenden Mannigfaltigkeit denken. Je mehr wir nun aber befürchten müſſen durch die Weite des Blicks,

welcher ſich hiermit uns eröffnet, in das Unbeſtimmte gleichſam zu verfliegen, um ſo mehr werden wir uns dadurch auch wieder gedrungen ſehen feſtzuhalten an der Wirklichkeit der Erſcheinungen und des Lebens, welches vor unſern Augen liegt und die Grundlage aller unſerer beſtimmten Thätigkeiten bildet. Da werden wir ſondernd einzudringen haben in die Mannigfaltigkeit, ein jedes Moment derſelben ſo beſtimmt als möglich uns darſtellend, zwar nicht ohne nach der Bedeutung eines jeden Einzelnen in dem tiefſten Grunde ſeiner Wahrheit zu forſchen, aber doch immer genöthigt anzuerkennen, daß alles, was in ſolcher Weiſe uns vorliegt, keineswegs geeignet iſt das volle Weſen der zum Grunde liegenden Wahrheit uns zum Bewußtſein zu bringen.

Die Anwendung hiervon auf unſere beſondere Unterſuchung wird nicht überraſchen. Wenn wir der tiefſinnigen wiſſenſchaftlichen Forſchung nach der Einheit des Grundes in dem Gebiete des eigenthümlichen Bewußtſeins etwas Entſprechendes zur Seite ſetzen ſollen, ſo wird niemand bezweifeln, daß dies die Religion ſein müſſe. Nennen wir das eigenthümliche Bewußtſein das Gefühl, ſo wird man nirgends mit größerem Rechte die Tiefe des Gefühls ſuchen können, als in den Regungen unſeres Gemüths, welche unſer ganzes Inneres umkehren, von der Zerſtreuung des Weltlichen zu der Quelle unſeres Heils, zu Gott, uns ſammeln, zurückführen und in dem beſeligenden Bewußtſein einer Gemeinſchaft mit ihm den geſtörten Frieden unſeres Herzens uns wiedergeben. Dieſer Gott, welchen wir verehren, iſt eben als einheitlicher Grund aller Erſcheinungen zu erkennen, und einer Gemein-

ſchaft mit ihm können wir uns nur bewußt ſein, wenn wir in den Regungen unſeres Gemüths gewahr werden, wie ſie auf ihn zurückgehn, in ſeinem heiligen Willen ihren Grund haben, in dieſem Willen, welcher alles mit allem zu einer vollkommenen Übereinſtimmung und Einheit verbindet. Selbſt wenn in vielgötteriſchen Religionen ein ſolcher einheitliche Grund aller weltlichen Dinge nicht anerkannt wird, darf doch in den Gefühlen, welche ſich ihnen anſchließen, ſo weit ſie wirklich religiöſen Gehalt haben, die tiefſte Erregung des Gemüths nicht vermißt werden, und wenn man alsdann einer der Gottheiten ſeinen Glauben zuwendet, ſo kann man ihr wahrhaft vertrauen in der That nur unter der Bedingung, daß man eine unbeſchränkte Macht ihr beilegt und ſie gleichſam als die Vertreterin des höchſten und letzten Grundes aller Dinge verehrt. Von der andern Seite aber, wenn wir eine Art des Gefühls ſuchen ſollen, welche an die Mannigfaltigkeit der Erſcheinungen auf eine ähnliche Weiſe ſich anſchließt, wie in dem Gebiete der Wiſſenſchaft der Scharfſinn, ſo dürften wir auch wohl nichts finden, was dem mehr entſpräche, als das äſthetiſche Bewußtſein. Überall ſchließt es an Erſcheinungen ſich an und wir dürfen es wohl das feine und zarte Gefühl nennen, welches in faſt unmerkliche Verſchiedenheiten des anſchaulich Vorliegenden eingeht und in allen Beziehungen das Übereinſtimmende oder Misſtimmende unter den Elementen der Erſcheinung aufzufinden weiß und hierin bis auf die kleinſten Faſern des Gegebenen eindringt. Gehen wir nur einigermaßen in die Thätigkeiten des äſthetiſchen Gefühls ein, ſo werden uns überall Beiſpiele beweiſen, wie das

Schöne nur in einer Verknüpfung von Erscheinungen gefunden wird, welche bis auf das Kleinste herunter ein Ganzes zu bilden streben, und daß wo ein solches nicht stattfindet, unser Schönheitssinn sich beleidigt fühlt. Darin zeigt sich der gebildete, feine Geschmack, daß er von der zartesten Regsamkeit ist für das Passende und Unpassende in der Zusammensetzung des Einzelnen zu einem Ganzen, welches sich sinnlich überschauen läßt; darin hat auch die Phantasie, welche vom Geschmacke nicht getrennt werden kann, ihr Geschäft, daß sie Elemente der Erscheinung sondert und verbindet, alles bis auf das Kleinste herunter zu einem Gesammtbilde zusammenstellend. Die vereinigende Thätigkeit wird hierbei natürlich nicht fehlen dürfen, so wie sie ja ebenfalls einer jeden Bethätigung des Scharfsinns zur Seite gehen muß; aber in ganz anderer Weise wird sie im ästhetischen Gefühle wirksam sein, in ganz anderer im religiösen. In diesem geht sie auf eine Einheit, welche weder sichtbar ist, noch überhaupt sinnlich wahrnehmbar, auf etwas durchaus Überschwengliches; durch keine Wirklichkeit, welche uns anschaulich ausgedrückt werden könnte, ist sie zu erschöpfen, vielmehr soll sie Vergangenheit und Gegenwart mit der Zukunft zusammenfassen und so das Ewige bezeichnen, weswegen auch jede Religion mit Prophezeiungen und Verheißungen zu thun hat. Sollte man den Versuch machen wollen die göttliche Einheit, deren Bewußtsein die Religion nothwendig in sich schließt, anschaulich sich darzustellen, so würde man eben damit in das künstlerische Gebiet hinüberstreifen. In dem ästhetischen Gefühle nemlich ist die Einheit, welche man in dem Kunstwerke und in einer jeden schönen Zu-

ſammenſetzung finden kann, durchaus eine anſchauliche, mag ſie nun durch Worte, welche Sachen bezeichnen und unſerer Einbildungskraft vergegenwärtigen, ausgedrückt oder mag unmittelbar die Sache oder ein Bild derſelben uns vorgeführt werden. Da kommen wir von der Forderung nicht los, daß die Schönheit uns gezeigt werde in einem abgeſchloſſenen Ganzen, welches alle ſeine Elemente aus vorhergegangener Anſchauung eines Wirklichen entnommen hat. Sie muß eine beſtimmte Geſtalt, beſtimmte Umriſſe, beſtimmte Ausdehnung und Größe haben, ein beſtimmter Charakter im Ganzen und Einzelnen muß ſich uns darin bedeutſam ausdrücken und gänzlich über die Grenze der Schönheit hinaus geht ein jedes, was in eine unergründliche, durch keine beſtimmte Anſchauung auszudrückende Ferne deutet. Vom Überſchwenglichen muß die Kunſt ſich losſagen, während die Religion eben darin ihr Weſen hat. So nimmt das äſthetiſche Gefühl auch in der Richtung auf die Einheit, welche es nicht vernachläſſigen darf, doch eine ganz andere Wendung als die Religion und es wird demnach nicht verkannt werden können, daß dieſe beiden, wenn gleich nahe mit einander verwandt, weil ſie ihre Gemeinſchaft im Gefühl und im Leben der Muße haben, doch in bezeichneter Weiſe von einander merklich ſich abſondern und die entgegengeſetzteſten Richtungen der Gefühlsweiſe darſtellen.

Wenn wir jedoch hiermit das Verhältniß zwiſchen dem religiöſen und dem äſthetiſchen Leben ſchon hinlänglich bezeichnet zu haben glauben ſollten, ſo würden wir dem Vorwurfe uns ausſetzen ein weſentliches Moment zu vernachläſſigen, welches hervorzuheben den Freunden der Re-

ligion beſonders am Herzen zu liegen pflegt. Zwar werden ſie wohl zugeſtehn, daß die Religion in allen ihren Regungen dem überſchwenglichen Grunde alles Daſeins ſich zuwendet und damit hinausdeutet in eine Zukunft, in welcher dieſer Grund erſt völlig uns offenbar und die Verheißungen unſerer Religion erfüllt werden ſollen, allein daß dadurch das religiöſe Bewußtſein von der Wirklichkeit ſich entferne, mehr ſogar als das äſthetiſche Bewußtſein, dies zuzugeben dürften ſie Anſtand nehmen. Doch möchten wir ſie bitten uns nicht etwa darauf verweiſen zu wollen, daß der Gott, welchen wir verehren, doch in der That die höchſte Wirklichkeit ſei, das aber, was im äſthetiſchen Leben Liebe und Verehrung erfährt, nur Schein und Schaum, Ausgeburten einer träumeriſchen Phantaſie, eine Schönheit, welche ein jeder anders ſehe. Denn wenn auf der einen Seite von der höchſten Wirklichkeit, d. h. von der Steigerung eines Begriffs die Rede iſt, welcher keine Steigerung zu vertragen ſcheint, auf der andern Seite aber die Wirklichkeit deſſen in Zweifel gezogen wird, was das äſthetiſche Leben erfüllen ſoll, ſo möchten ſchon die Ausdrücke verrathen, wie nahe hier die Gefahr liege durch Worte ſich täuſchen zu laſſen. Die höchſte Wirklichkeit Gottes iſt ja wohl eine ſolche, welche gar nicht irgend einer Möglichkeit oder auch Nothwendigkeit Gottes entgegengeſetzt werden kann und in welcher alſo der Gegenſatz verſchwindet, den wir früher bei unſern Unterſuchungen zwiſchen der werdenden Mannigfaltigkeit und der weſentlichen Einheit ſetzten. Von einer ſolchen Wirklichkeit reden wir daher hier nicht, müſſen vielmehr bezweifeln, ob ſie ohne bildliche Ungleichheit und mit vollem

Recht Wirklichkeit genannt werden könne; ſondern unſere Rede iſt von der Wirklichkeit, welche im Werden ſich erzeugt hat oder ſich noch erzeugen ſoll, und in dieſem Sinne des Wortes wird es uns nicht zweifelhaft ſein können, daß wenn die Religion das Heil unſerer Seele ſucht, dies ihr eine Beziehung auf etwas noch nicht Wirkliches giebt. Und wenn man im äſthetiſchen Leben einen leeren Schein der Phantaſie finden will, um ihm dadurch einen wirklichen Gegenſtand ſeiner Beſchäftigung abzuſprechen, ſo bitten wir auch hierbei zu bemerken, daß in dieſem Einwurfe der Begriff der Wirklichkeit nicht in dem geeignetſten Sinne genommen werde. Denn wie träumeriſch auch unſere Phantaſien ſein mögen oder wie perſönlich gefaßt die Schönheit, welche wir finden, ſo ſind ſie doch wirklich in unſerer Seele und nur in der Außenwelt mögen unſere Phantaſien noch nicht ſich verwirklicht haben oder mit der Wirklichkeit außer uns mögen ſie nicht übereinſtimmen und unſere Auffaſſung des Schönen mag vor Andern ſich nicht rechtfertigen laſſen. Darauf aber kommt es eben nicht an; wir faſſen den Begriff der Wirklichkeit nicht in einem ſo engen Sinne, daß wir ihm ſein Gebiet nur in der Außenwelt anweiſen, oder daß wir einem Urtheile Wirklichkeit abſprechen ſollten, in welchem wir nicht mit allen außer uns übereinſtimmen. Demnach möchte von dieſer Seite nichts weiter hinzuzuſetzen ſein zu dem vorher Geſagten, als daß die wirkliche Mannigfaltigkeit und die nicht wirkliche Einheit, von welcher wir reden um den Unterſchied zwiſchen dem äſthetiſchen und dem religiöſen Leben zu bezeichnen, nicht in der Außenwelt allein zu ſuchen ſind, aber auch nicht in einem Gebiete über

der Welt, in welchem Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit gar nicht auseinandertreten. Das äſthetiſche Leben hat es mit Wirklichkeiten zu thun, welche ſchon abgeſchloſſen vorhanden ſind in dieſer Welt, ſei es in der Phantaſie oder in dem Kunſtwerke; die Religion dagegen richtet ſich auf zukünftige Dinge, welche in dieſer Welt erſt wirklich werden ſollen, indem für uns und in unſerem Bewußtſein nur allmälig zur Wirklichkeit kommt, was von Ewigkeit war, iſt und ſein wird.

Allein wenn auch dieſe Einwürfe nichts bedeuten ſollten, ſo machen ſie doch auf einen Umſtand aufmerkſam, welchen wir bei Unterſuchung über das Verhältniß zwiſchen Religion und äſthetiſchem Leben nicht überſehn dürfen. Wenn man den Begriff der Wirklichkeit in dem beſchränkten Sinn nimmt, welchen wir vorher bemerkten, ſo daß ſie nur die äußere Wirklichkeit der Dinge bezeichnet, ſo werden wir freilich geſtehn müſſen, daß alle Entwicklungen des äſthetiſchen Lebens damit weit weniger zu thun haben, als das religiöſe Leben. Dem gewerbthätigen Manne, dem Freunde des Nützlichen, welcher mit der äußern Wirklichkeit zu thun hat, kann daher ſehr leicht das äſthetiſche Leben als ein Leben im Schein und Schaum, als entblößt von allem dem erſcheinen, was von uns als Bürgern einer im Kampfe mit der Natur begriffenen Geſellſchaft zu erwarten und zu fordern iſt. Sollte er aber von dieſen Betrachtungen auf die Unterſuchung des religiöſen Lebens übergehn, ſo wird er über dasſelbe gewiß bei weitem ſchwieriger dasſelbe Urtheil auszuſprechen ſich entſchließen. Denn wenn auch das religiöſe Leben keine beſondere Arbeit in der Vertheilung

der Arbeiten übernimmt, welche irgend etwas nützen könnte, so ſtellt es ſich doch offenbar in einen viel weniger ſchneidenden Gegenſatz gegen das arbeitende Leben, als dies mit dem äſthetiſchen Leben der Fall iſt. Dieſes zögert nicht alles, was es hervorbringt, für bloße Spiele der Phantaſie zu erklären, welche keine andere Wirklichkeit haben oder haben werden, als in der Seele des Künſtlers oder des Kunſtliebhabers, und wenn es auch nicht ſelten in das arbeitende Leben mit eingreift und zu den Erzeugniſſen desſelben einen verſchönernden Schmuck hinzubringt, ſo iſt dies doch eher eine Störung, als eine Beförderung, welche dadurch das Syſtem der Arbeiten erfährt; denn wenn dieſes den nützlichen Werken nachſtrebt, ſo muß es eine jede Bemühung einen ſolchen überflüſſigen Schmuck zu Wege zu bringen nur als eine Zeit- und Kraftverſchwendung anſehn. Die Religion dagegen wird weit davon entfernt ſein zuzugeben, daß die Weiſe, in welcher ſie die Verhältniſſe des Lebens und der Welt uns darſtellt, nur auf luftige Phantaſien hinauslaufe, vielmehr ſchließt ſie, je vollkommner ſie ſich entwickelt, um ſo entſchiedener an das Wiſſenſchaftliche ſich an, von welchem wir ſchon geſehn haben, daß es einen Theil des arbeitenden Lebens ausmacht, und wenn ſie auch darauf nicht Anſpruch machen ſollte eine wiſſenſchaftliche Erkenntniß zu gewähren, ſo wird ſie hiervon den Grund doch nur darin ſuchen, daß die Wiſſenſchaft in unſerem gegenwärtigen Zuſtande nur beſchränkt ſein könne, indem das Schauen und die reine Einſicht in die zukünftige Vollendung aller Dinge uns nicht gewährt ſei; aber die Ahndungen, welche ſie über dieſe und über die Offenbarung des Göttlichen ausſpricht,

werden ihr als eben ſo untrüglich erſcheinen, wie die Sätze der Wiſſenſchaft. Wegen dieſer ihrer Verwandtſchaft mit der Wiſſenſchaft alſo werden die Freunde des arbeitenden Lebens ſie nicht ſo verächtlich behandeln können, wie ſie es wohl dem äſthetiſchen Leben thun, ſondern wenn ſie als Gegner der Religion auftreten, ſo werden ſie wenigſtens erſt Anſtalt machen müſſen darzuthun, daß die Prophezeiungen und Ahndungen, deren die Religion ſich rühmt, nur Ausgeburten eines ſchwärmeriſchen Wahns ſeien. Und ſelbſt dieſen Weg einzuſchlagen, auch die Richtigkeit ihrer Behauptung vorausgeſetzt, dürfte ihnen doch vielleicht bedenklich erſcheinen. Denn auch hierin bewährt ſich die Verwandtſchaft der Religion mit der Wiſſenſchaft, daß ſie eben ſo kräftig und wohl noch kräftiger als dieſe in die Bearbeitung der Natur und in die Ordnung der arbeitenden Geſellſchaft eingreift. Da ermahnt ſie einen jeden ſeinem Berufe mit Gewiſſenhaftigkeit ſich zu widmen, den geſellſchaftlichen Pflichten ſelbſt ſeinen Genuß und ſeinen Vortheil zu opfern und den Frieden und die Ordnung der menſchlichen Geſellſchaft als einen heiligen Willen Gottes zu verehren. Sollten nun auch alle dieſe Ermahnungen aus einem Wahn hervorgehn, ſo dürften wir ihn wenigſtens als einen frommen Wahn achten, und weil nur wenige zu der rechten wiſſenſchaftlichen Einſicht über dieſe Dinge zu gelangen im Stande ſind, würde man ſich ſcheuen müſſen einen ſolchen nützlichen Wahn der Menge zu entreißen, welche auf ihm ihre Tugenden erbaut; alſo nur dahin etwa würde zu ſehen ſein, daß nicht ſchädliche Folgerungen aus ihm gezogen würden. Wie dem nun auch ſein möge, auf jeden Fall zeigt ſich

doch in dieſen Überlegungen, daß die Religion viel genauer mit dem arbeitenden Leben zuſammenhängt, als die ſchöne Kunſt. Wer das bezweifeln ſollte, dem würden wir rathen nur einmal zu vergleichen, wie der Staat mit den kirchlichen Angelegenheiten beſtändig zu thun hat, bald friedlich, bald feindlich, wie ſorglos er aber meiſtentheils gegen die ſchöne Kunſt ſich verhält, nur nebenbei etwa als Schmuck ſie herbeiziehend oder um ſich als ein großmüthiger Gönner ausgezeichneter Männer zu zeigen oder auch um ſie als Mittel zu fremden Zwecken zu verwenden.

Den Grund dieſer Erſcheinungen werden wir aber auch alsbald entdecken, wenn wir auf die vorher ausgeführte Verſchiedenheit der Religion und des äſthetiſchen Lebens zurückblicken. Wenn die Religion darauf ausgeht den einheitlichen Grund aller Erſcheinungen im eigenthümlichen Bewußtſein darzuſtellen, ſo kann ſie dabei nicht anders als auf das Äußerſte bemüht ſein das Ganze unſeres Lebens zuſammenzufaſſen, und ſie muß daher fordern, daß in allen Beſtandtheilen, in allen Entwicklungen unſeres Lebens, ja in allen ſeinen Beziehungen zur Welt dieſer einheitliche Grund ſich ihr offenbare; wo es aber ſcheinen könnte, daß derſelbe ſich verberge, da muß ſie dennoch auffordern genauer zuzuſchaun und mit größerem Vertrauen einzuwirken, damit auch an ſolchen Stellen die verborgenen Keime des Göttlichen uns offenbar werden. Da darf ſie denn alſo in keiner Weiſe geſtatten, daß wir in unſerem eigenthümlichen Leben uns loslöſen von dem Ganzen und von den Pflichten, welche unſere Gemeinſchaft mit unſerer Art, welche unſere Stellung zur Welt uns auferlegt, und es verſteht ſich, daß hierin auch noth-

wendig mit eingeſchloſſen iſt ihre Einwirkung auf das arbeitende Leben. Indem ſie das Heil des Einzelnen in ſeinem tiefſten Gemüthe, in dem Gefühle ſeiner Seligkeit, ſeiner Verſöhnung mit Gott betreibt, weiſt ſie ihn auch ermahnend an die Rolle zu übernehmen, welche in dieſer Welt ihm von der göttlichen Vorſehung beſtimmt iſt, und dadurch in der Gemeinſchaft aller Dinge, in welcher er als ein einzelnes Glied lebt und webt, eine göttliche Haushaltung anzuerkennen, welche ihre heiligen und unverletzlichen Wege hat. Dies thätige Eingreifen der Religion in alle Zweige unſeres Lebens beruht auf der zuſammenhaltenden Kraft der Idee, welche ſie belebt, der Idee der Einheit, welche alles beherrſcht und nichts loſe oder locker läßt. Dies hat der Tiefſinn der Religion mit dem Tiefſinn der philoſophiſchen Wiſſenſchaft gemein. So wie dieſe alle Erzeugniſſe der Wiſſenſchaft unter einen Blick zuſammennimmt und ſie auch über das eigenthümliche Leben zu verbreiten ſucht; ſo nimmt die Religion alle Erzeugniſſe des eigenthümlichen Lebens zuſammen und ſtrebt ihre Geſinnung auch allen Zweigen des allgemeinen Lebens einzupflanzen. Anders iſt es mit dem Scharfſinn, welcher in den empiriſchen Wiſſenſchaften vorherrſchend ſich geltend macht; anders auch mit dem feinen Gefühle, welches im äſthetiſchen Leben wirkt. So wie die empiriſchen Wiſſenſchaften in eine Mannigfaltigkeit von einzelnen Gebieten zerfallen, obgleich ſie über das Ganze aller Erſcheinungen ſich zu verbreiten ſuchen, ſo wie ſie eben deswegen manches zur Seite fallen laſſen müſſen, was gleichſam zwiſchen ihren Grenzfugen liegt, und obgleich ſie bemüht ſind überall geſetzmäßige Entwicklung zu ſehen,

doch ſich genöthigt finden mancherlei anzuerkennen, was ſie aus ihren Geſetzen nicht zu erklären vermögen, ſo ſtrengt zwar auch das äſthetiſche Leben ſich an in allem, ſelbſt in der Arbeit, ſelbſt in der Darſtellung der Wiſſenſchaft, das Schöne zu finden und geltend zu machen, aber es kann ſich doch dem Geſetze nicht entziehen, welches in der Betrachtung der Mannigfaltigkeit nothwendige Unterſchiede unverſöhnt und unausgeglichen auseinanderfallen läßt. Wenn freilich die ganze Welt in voller Entfaltung vor uns läge und in unſerem eigenthümlichen Bewußtſein ſich abſpiegelte, welches ſchönere Schauſpiel möchten wir begehren? Aber ſo iſt es nun eben nicht. Wir haben nur ein Stückwerk vor uns liegen, deſſen Glieder zum Theil gefällig ſich uns ineinanderfügen, zum Theil aber auch das Gefühl einer unbefriedigten Sehnſucht nach Übereinſtimmung und ſchöner Geſtaltung uns zurücklaſſen, und jenen Gliedern wendet ſich nun das äſthetiſche Wohlgefallen zu, von dieſen dagegen findet es ſich zurückgeſtoßen und da es nun ſeinem Begriffe nach gewieſen iſt an die Wirklichkeit der Erſcheinungen, welche es anſchaulich in ſich auffaſſen kann, unbeſtimmte Ahndungen aber einer tiefern, nicht anſchaulich heraustretenden Einigung von ſich zurückweiſen muß, ſo kann das Leben und die ganze Mannigfaltigkeit der Erſcheinung nur in einer zwieſpältigen Geſtaltung ſich ihm darſtellen. Einiges erſcheint ihm nothwendig, aber nicht ſchön; in anderem dagegen wird es das Geſetz des Schönen herrſchend finden. Daß nun zu jenem auch das arbeitende Leben ſeinen meiſten Beſtandtheilen nach gehören werde, bedarf keiner weitläuftigen Auseinanderſetzung. Der Nothdurft zeigt es ſich dienſtbar;

der Zweck, welcher es zusammenhält, will nirgends als ein vollendeter heraustreten. Darum zieht das ästhetische Leben von ihm sich zurück und sucht dagegen eine Befriedigung seiner Neigungen in einem Gebiete, welches es mit einzelnen anschaulich herausgetretenen Elementen der Wirklichkeit ausschmückt, sie zu einer gefälligen Harmonie in der Phantasie zusammenstellend. Die Phantasien des ästhetischen Lebens werden nun nicht angesehn als etwas Wirkliches außer uns darstellend nach Weise des wissenschaftlichen Denkens; sie wenden sich auch nicht dem praktischen Leben zu, damit sie in ihm verwirklicht werden, denn dies erscheint zu sehr von beschränkenden Bedingungen abhängig, als daß die freie Phantasie in ihm einen hinlänglich bildbaren Stoff finden sollte; sondern wenn auch der Künstler die ihm vorschwebende Harmonie in der äußern Natur auszudrücken suchen sollte, so ist doch alles, was er so hervorbringt, nur ein Bild, welches im Gegensatz gegen die Wirklichkeit der vorliegenden Natur und des vorliegenden Lebens gedacht werden muß.

In der angegebenen Weise werden wir also zwei Arten des eigenthümlichen Bewußtseins zu unterscheiden haben, dessen Entwicklung wir im sittlichen Leben betreiben sollen, und dem gemäß auch zwei Arten dieses Bewußtseins gesellig zu äußern. Gewiß diese beiden Arten der Geselligkeit unterscheiden sich sehr merklich, die kirchliche, welche die Religion zu einer gemeinschaftlichen Sache macht, und die weltliche, deren Seele das Gefällige und Schöne ist. Über die Verschiedenheit ihrer Erscheinungsweisen noch etwas hinzuzusetzen ist dafür wohl unnöthig. Dagegen dürfte noch eine Bemerkung an ihrer Stelle sein, um einem

Misverſtändniſſe zu begegnen, welches wir durch den Gang unſerer Unterſuchungen fortgezogen nicht genug vermieden zu haben befürchten. Es war allerdings ſchon früher davon die Rede, daß die Befriedigung unſeres Gemüths nicht allein in der Geſelligkeit, ſondern auch in der Einſamkeit gefunden werden könne, und ſo werden wir denn auch nicht leugnen dürfen, daß nicht alles, was den äſthetiſchen oder religiöſen Charakter an ſich trägt, zum geſelligen Leben gehören müſſe, das Wort in dem Sinne genommen, in welchem es genommen zu werden pflegt. Doch haben wir auch ſchon früher bemerkt, daß ein Streben nach Geſelligkeit dabei nicht vermißt werden dürfte, ſo wie die Befriedigung des Gemüths einigermaßen ſich vollendet hat. Denn man betrachte nur die Natur unſeres gemüthlichen Lebens, möge es nach der äſthetiſchen oder nach der religiöſen Seite ſich wenden, ob es nicht, ſollte es auch noch ganz im Innern verſchloſſen ſein, dennoch die größeſte Ähnlichkeit mit der geſelligen Gemeinſchaft hat und wohl als eine innere Geſelligkeit betrachtet werden könnte. Zum Frieden nemlich mit uns ſelbſt gehört weſentlich die Übereinſtimmung der einzelnen Momente, welche in unſerem Leben ſich entwickelt haben oder noch entwickeln, ſofern ſie in unſerem gegenwärtigen Bewußtſein noch irgend einen Nachklang finden oder finden können; um ſo tiefer und ſicherer wird dieſer Friede ſein, je völliger alle dieſe Momente ſich unter einander verſtändigt haben. Ein wechſelſeitiger Verkehr unter ihnen kann uns nicht ausbleiben, weil ſie die Einheit unſeres Bewußtſeins über uns ſelbſt bilden ſollen. Da haben ſie nun unter einander gleichſam ſich zu beſprechen und indem

jedes Moment in seiner eigenthümlichen Bedeutung sich zu behaupten sucht, doch mit einander sich auszugleichen, ihres Widerstreits oder ihrer Übereinstimmung sich bewußt zu werden. Dies kann man nun wohl einen Umgang mit sich, einen geselligen Verkehr in seinem Innern nennen. Es giebt in diesem Verhältnisse der einzelnen Momente unseres Bewußtseins unter einander größere und geringere Grade der Vertrautheit, wie im geselligen Leben; ein Moment zieht das andere an und stößt das dritte von sich ab; alle wirken auf einander ihrer Eigenthümlichkeit nach ein, suchen sich in derselben zu behaupten und doch auch von der fremden Eigenthümlichkeit in sich aufzunehmen. Dies giebt nun die mannigfaltigsten Verhältnisse der einzelnen Lebensthätigkeiten unter einander und erst durch die Beruhigung aller dieser Verhältnisse unter einander gewinnt der Mensch seinen Frieden in sich selbst. So lange er in Widerstreit mit sich selbst, im Innern zerrissen, d. h. im Kampfe seiner einzelnen Lebensthätigkeiten unter einander lebt, flieht er auch den Umgang mit sich selbst, oder da er doch seinem eigenen Bewußtsein nicht entgehen kann, so scheuen sich vielmehr, dies ist der Sinn jener Redensart, die einzelnen Gedanken und Bewegungen seiner Seele sich unter einander zu verständigen und ein scharf ausgeprägtes Bild seines Innern in seiner Gesammtheit heraustreten zu lassen, sondern immer nur im Einzelnen und mit einander zerfallen jagen sie sich in unstäter Flucht und ziehen sich vor einander gleichsam in die Einsamkeit zurück. Da ist der geringste Grad der Geselligkeit mit sich selbst, der innern Geselligkeit vorhanden. Offenbar aber geht die Religion darauf aus diesen

Zuſtand der innern Zerriſſenheit aufzuheben und den Menſchen mit ſich ſelbſt zu befreunden, und dasſelbe werden wir auch vom äſthetiſchen Leben ſagen müſſen, wenn auch in einer andern Richtung. Aus einem zerriſſenen Gemüth geht es nicht hervor; unter den Bildern der Einbildungskraft ſucht es vielmehr Einklang und ein Zuſammenſtimmen der einzelnen Punkte des Bewußtſeins, welche dem Menſchen ſich eröffnet haben. Dieſe innere Geſelligkeit iſt nun aber die Geſelligkeit im kleinſten Kreiſe, nur im Innern der Seele verſchloſſen; es iſt natürlich, daß ſie dieſen engſten Kreis nicht verlaſſend, aber erweiternd auch nach außen ausſchlägt, daß ſie einen größern Kreis der Menſchen ſucht und zuletzt darauf ausgeht mit aller Welt ſich zu verſtändigen und in Übereinſtimmung ſich zu fühlen. Die innere Geſelligkeit iſt nur die geſellige Geſinnung, die Geſelligkeit als Tugend, welche nach außen ſich zu bethätigen nicht unterlaſſen kann. Daher können wir ſie auch als Grundlage des geſammten geſelligen Lebens betrachten. Sie macht den Anfang desſelben; denn erſt müſſen wir mit uns ſelbſt einig geworden ſein, ehe wir mit Andern uns einig zeigen können. Aber freilich ſind wir auch niemals ganz einig mit uns und daher können wir auch in keinem Abſchnitte unſeres Lebens es entbehren immer wieder in uns ſelbſt zurückzugehen und mehr und mehr einig mit uns ſelbſt werdend die innere Geſelligkeit auszubilden, welche der äußern in demſelben Grade zum Grunde liegen muß, in welchem dieſe aufrichtig und ohne Heuchelei iſt. So zeigt ſich, daß die Gemüthsentwicklung, aus welcher das äſthetiſche und religiöſe Leben hervorgeht, mit der kirchlichen Gemeinſchaft und

mit der weltlichen Geſelligkeit im nächſten Zuſammenhange ſteht.

Zweiter Abſchnitt.

Über die Form der Äſthetik.

Erſtes Kapitel.

Kritik der Formen, in welchen die Äſthetik ausgebildet worden iſt.

Wir haben nun durch unſere bisherigen Unterſuchungen das Verhältniß uns feſtgeſtellt, in welchem wir das äſthetiſche Leben zu allen übrigen Zweigen der Sittlichkeit uns zu denken haben, und dürfen uns von jetzt an weitern Forſchungen überlaſſen, welche jenem Beſtandtheile des Lebens im Beſondern ſich zuwenden. Wenn das, was wir bisher ausgeführt haben, einleuchtend geweſen ſein ſollte, ſo werden wir daran feſthalten können, daß die Ausbildung des äſthetiſchen Lebens auf einen ſelbſtändigen Werth Anſpruch zu machen hat in dem Sinne, in welchem überhaupt einzelne Richtungen unſerer vernünftigen Thätigkeit, wie die Wiſſenſchaft, die Religion und die Arbeit im Kreiſe unſeres Berufs einen ſolchen Werth ſich aneignen dürfen. Wenn aber von dieſem Werthe die Rede iſt, ſo heißt dies in Wahrheit nichts weiter als für einzelne Beziehungen des Lebens das Recht behaupten neben den übrigen bald in untergeordnetem, bald in vorherrſchendem Maße ſich ſo geltend zu machen, daß weder

das Vorherrschen, noch das Untergeordnetsein der einen oder der andern Beziehung dem Lebensacte einen größern oder geringern Werth giebt. Wenn wir z. B. der Wissenschaft einen selbständigen Werth beilegen, so behaupten wir damit, sie sei nicht allein als Mittel zu denken, sondern unbeschadet dem, daß sie auch als Mittel für das praktische Leben im engern Sinne, für die Religion oder für die Kunst gebraucht werden könne, dürfe sie auch als Zweck sich geltend machen, und es sei ein Lebensact darum nicht für geringer zu achten, weil er vorherrschend dem wissenschaftlichen Leben diene, aber nicht vorherrschend der Religion, der praktischen Wirksamkeit oder der Kunst sich zuwende. In diesem Sinne setzen wir nun auch dasselbe für das ästhetische Leben. Wir erkennen es als Aufgabe des sittlichen Lebens überhaupt an auch diesem Bestandtheile sein Recht widerfahren zu lassen und können dagegen nicht zugeben, daß irgend eine Lebensthätigkeit darum niedriger angeschlagen werden müßte, weil in ihr die Arbeit oder die Religion weniger hervorträte, als das ästhetische Gefühl, vielmehr weil nun eben in dem Wechsel unseres Lebens ein völliges Gleichgewicht jener Beziehungen selten oder nie eintritt, gewiß aber nicht für immer sich behaupten kann, so müssen wir auch fordern, daß solche Momente in ihm sich geltend machen, in welchen das ästhetische Gefühl vorherrschend sich bethätigt. Und wenn jemand das sittliche Leben als pflichtmäßiges Leben sich zu denken gewohnt sein sollte, so würden wir ihm gegenüber auch sagen müssen, es sei unsere Pflicht das ästhetische Gefühl nicht nur als Mittel, sondern auch als Zweck in aller Weise auszubilden. Wir würden es nur

als eine Beſchränktheit des ſittlichen Standpunktes anſehn können, wenn jemand aus ſeiner Sittenlehre die äſthetiſchen Zwecke ausſchließen wollte. Geſetzt es wäre jemand mit einem künſtleriſchen Talente begabt, durch welches er mächtig einwirken könnte auf die äſthetiſche Bildung ſeines Volkes oder der Menſchheit überhaupt, würden wir es ihm nicht zur Verſchuldung anrechnen müſſen, wenn er dieſes Talent untergehn ließe, wenn auch in einer Vielgeſchäftigkeit, die aber ſeiner natürlichen Anlage weniger entſpräche? Es muß alſo ſeine Pflicht ſein dieſem Talente und der entſprechenden äſthetiſchen Entwicklung ſeinen beſondern Fleiß zu widmen. Wir geſtehen gern zu, daß dieſer Fall ſchon der Vertheilung der Arbeiten und dem Berufsleben ſich zuwendet; aber dennoch zeigt er, daß dem äſthetiſchen Leben auch eine Stelle in dem Syſteme der Pflichten gebühre. Aber man wähne nur nicht, daß hiernach die äſthetiſche Entwicklung nur einzelnen Menſchen, dieſem oder jenem, zur Pflicht gemacht werden könnte. Denn ſollten wir wohl jemanden von der Natur ſo vernachläſſigt finden, daß er nicht auch einiges Talent empfangen hätte das Schöne entweder an ſich ſelbſt oder auch in äußern Werken darzuſtellen? Sollte es ihm nicht zum Vorwurfe gereichen, wenn er in ſeinem Leben durchaus eckig und widerwärtig ſich darſtellte, anſtatt ſeinen Geſellen anmuthig und wohlgefällig ſich zu zeigen? Gewiß ein jeder hat ein Talent auch das Schöne irgendwie zur Erſcheinung zu bringen, der Eine vielleicht ein größeres als der Andere; aber auf Größe oder Kleinheit kann es hierbei nicht ankommen, ſondern ſo wie der, welcher ein größeres Talent empfangen hat, davon nicht losgeſprochen

werden kann es mit aller Sorgfalt zu pflegen, ſo dürfen wir auch den, welchem ein geringeres Talent verliehen worden, nicht davon losſprechen mit gleicher Sorgfalt es zur Entwicklung zu bringen; für ihn iſt die Aufforderung nicht geringer, denn es dürfte wohl von ihm verlangt werden, daß er durch Fleiß die Mängel ſeiner Natur ſo viel als möglich zu erſetzen ſuchte.

Doch um dies durchzuführen dazu gehört, daß wir genauer in die Einzelheiten des äſthetiſchen Lebens eingehn. Es liegt im Vorigen, daß wir dasſelbe in einem doppelten Verhältniſſe zu den übrigen Zwecken des Lebens zu betrachten haben, bald in der Dienſtbarkeit, bald frei und ſelbſtändig heraustretend. Wenn auch ſeine Bedeutung in der letzten Art der Entwicklungen entſchiedener ſich bemerklich machen wird, ſo dürfen wir doch jene geringern und oft kaum bemerklichen Äußerungen des äſthetiſchen Triebes nicht außer Augen laſſen, um auch in ihnen dieſelbe Bedeutung nachzuweiſen. Es läßt ſich nicht verkennen, daß bei der Darſtellung wiſſenſchaftlicher Gedanken das Schöne oft ungeſucht heraustritt; wir haben früher ſchon bemerkt, daß an die verſchiedenen Weiſen der Gottesverehrung die verſchiedenartigſten Künſte ſich anſchließen, oft freilich mit Bedacht, aber auch vielleicht eben ſo oft ohne Abſicht, indem nur die religiöſe Begeiſterung in Wort und Geſang oder in andern künſtleriſchen Werken wie von ſelbſt das Schöne hervorbringt; wir werden eben dasſelbe bemerken können auch an Werken der Arbeit, wenn ſie mit einer gewiſſen Zierlichkeit und Schönheit vollbracht werden, die ſich bald an den Arbeitenden ſelbſt, bald an dem Hervorgebrachten offenbart,

ohne daß eine ſolche Schönheit, wie man zu ſagen pflegt, mit Bewußtſein erſtrebt würde; ſelbſt in die nothwendigſten Verrichtungen des täglichen Lebens, in den Gang der Perſon, in das Heben und Tragen miſcht ſich dieſe Schönheit ein und verbindet in der Anordnung unſerer Umgebungen, in der Geſtaltung unſerer Werkzeuge mit dem Zweckmäßigen und Nützlichen etwas Würdevolles, Anmuthiges und Liebliches, an welchen der Geſchmack ſich ergötzt und die Phantaſie ihre Nahrung findet. Sollte dies nun weiter ausgebildet werden, ſo würde auch alsbald das Bewußtſein ſich einſtellen, welches jene Keime der Schönheit pflegt und mit Abſicht das zu entfalten ſucht, was in ihnen kaum merklich angelegt iſt. Aber ſo lange in irgend einem Zweige des Lebens die Zwecke der Wiſſenſchaft, der Religion oder der Bearbeitung der Natur vorherrſchend betrieben werden, ſo lange bleibt die äſthetiſche Entwicklung dienſtbar und ordnet ſich dem Hauptzwecke der ſo eben im Gange begriffenen Entwicklung unter oder ſchließt ſich ihm nur etwa als ein Moment an, welches in der Arbeit ſelbſt, in dem Ernſte der Wiſſenſchaft oder der Religion uns eine augenblickliche Ergötzung, eine kurze Nachgiebigkeit gegen unſere eigenthümliche, der Mannigfaltigkeit der Erſcheinungen ſich zuwendende Neigung geſtattet, gleichſam als wenn wir eine flüchtige Erholung uns zu Gute kommen ließen, in welcher wir das Vollbrachte mit Wohlgefallen betrachteten oder nach unſeres Herzens Belieben noch auszuſchmücken ſuchten. Eine ähnliche Weiſe der Entwicklung des äſthetiſchen Lebens werden wir auch in den Zeiten finden, welche der äſthetiſchen Muße gewidmet werden. Auch in dieſen Zei-

ten tritt häufig eine absichtlose und ungesucht hervortretende Schönheit ein, in welcher wir die Anfänge der Kunst und des gebildeten Geschmacks suchen müssen. Wenn wir uns für uns allein der Muße überlassen, da werden wir uns gern zuweilen der Beschauung dessen hingeben, was als ein uns Anmuthendes unser Geschmack aus der Natur herauswählt, zuweilen in unserer Phantasie dem nachgehn, was entweder früher uns erfreulich erschien oder was wir als eine wünschenswerthe Zusammenstellung von Erscheinungen uns vorstellen können. Solche Äußerungen unseres Geschmacks, solche Bilder unserer Phantasie kommen uns ungesucht; es spricht sich darin nur eine Neigung unserer Eigenthümlichkeit aus, welche noch kaum zum Bewußtsein sich erhoben hat. Wenn wir mit Andern der Geselligkeit pflegen, so suchen wir ihnen unsere Eigenthümlichkeit in allen Lebensäußerungen auf eine gefällige Weise auszudrücken, in Worten, Mienen und Geberden möchten wir ihnen, soweit eben der gesellige Trieb uns beherrscht, das darlegen, was am besten von ihnen als ein harmonisch Ausgebildetes aufgefaßt werden kann. Alles dies arbeitet aber auf das Schöne hin und es gehört eben nur eine geringe Steigerung der Lebhaftigkeit unserer Gefühle dazu, daß es in Gesang oder Tanz oder in irgend eine andere künstlerische Darstellung übergehe, auch hier ohne ein bestimmtes Bewußtsein, daß eben das Schöne beabsichtigt werde, nur als ein fast unwillkürlicher Erguß unserer individuellen Neigungen. Wir dürfen also hierin den Charakter des ästhetischen Lebens nicht verkennen, obgleich dasselbe auf dieser Stufe noch ein seiner unbewußtes genannt werden

darf. Nicht als wäre dabei kein Bewußtſein unſerer Eigenthümlichkeit; dies kann uns ja in keinem Augenblicke verlaſſen, in welchem wir überhaupt Bewußtſein haben; aber ſo wie bei allen Entwicklungsarten unſeres Lebens dies ſtattfindet, daß wir ſie erſt leben ohne den Zweck, die Bedeutung derſelben und das davon abhängige Geſetz ihrer Übung zu kennen, alsdann aber auch wohl allmälig uns in den Stand geſetzt ſehen über dieſe Punkte uns bewußt zu werden, wie wir z. B. früher denken, und ſpäter erſt der Bedeutung und der Geſetze des Denkens uns bewußt werden; ſo geſchieht es uns auch mit der äſthetiſchen Übung des Geſchmacks und der Kunſt, daß ſie früher als eine unwillkürliche ohne Abſicht, d. h. ohne Bewußtſein des Zwecks und des Geſetzes in uns auftritt, aber ſpäter bei fortgeſetzter Übung und weiterer Ausbildung auch dieſes Bewußtſein ſich hinzufindet. Wir werden nun hiernach in der unbewußten Kunſt und in dem unbewußten Geſchmack zwar auch Kunſt und Geſchmack zu ſehen haben, aber beide nur in einem geringern Grade ausgebildet, indem wir es nicht wohl anders denken können, als daß bei einer längern Übung, die ja wohl auch zu einer größern Ausbildung führen muß, allmälig die Zwecke dieſer Thätigkeiten, wenn auch nur in erfahrungsmäßiger Weiſe uns zum Bewußtſein kommen werden. Es würde aber in der That nur ein grobes Misverſtändniß ſein, wenn man das unbewußte äſthetiſche Leben als weſentlich verſchieden von dem bewußten äſthetiſchen Leben ſetzen wollte. Denn der Unterſchied zwiſchen beiden beſteht wirklich nur darin, daß in dieſem zu jenem eine Art der Erkenntniß hinzugetreten iſt, ſei es in empiriſcher

oder in philoſophiſcher Weiſe, eine Erkenntniß des Zwecks und der Mittel, welche geſetzmäßig zur Erreichung des Zwecks angewendet werden können, indem dieſe Erkenntniß den Zwecken des äſthetiſchen Lebens ſich unterordnet und zur Betreibung derſelben angewendet wird, während in beiden Arten des äſthetiſchen Lebens doch der Zweck und mithin auch die Bedeutung der äſthetiſchen Entwicklung dieſelbe bleibt. Wir müſſen alſo auch die Keime des äſthetiſchen Lebens in jenem Zuſtande des Unbewußtſeins aufſuchen, in welchem ſeine Entwicklung zuerſt auftritt, aber auch nicht vernachläſſigen dieſe Entwicklung alsdann weiter zu verfolgen bis zu den höchſten Erzeugniſſen der Kunſt, welche mit völligem Bewußtſein der Aufgabe und der zur Löſung erforderlichen Mittel betrieben werden. Nur in ſolcher Weiſe forſchend werden wir das äſthetiſche Leben als ein Ganzes zu begreifen im Stande ſein.

Nachdem wir nun hierdurch geſorgt haben, daß der Kreis des äſthetiſchen Lebens nicht in zu engen Grenzen vorgeſtellt werde, wollen wir uns einen vorläufigen Blick über das ganze Syſtem der Äſthetik erlauben, bei welchem natürlich vorausgeſetzt werden muß, daß die Punkte, welche er berührt, nicht erſchöpft, ſondern nur angedeutet werden können. Daß dies Syſtem von den Geſichtspunkten aus, welche wir aufgeſtellt haben, in vieler Rückſicht anders ſich geſtalten werde, als es ſonſt durchgeführt worden iſt, kann wohl niemanden entgehn. Um aber unſern Begriff der Äſthetik entſchiedener im Gegenſatz gegen andere übliche Formen dieſer Wiſſenſchaft heraustreten zu laſſen, wollen wir dabei auf eine Prüfung der drei wichtigſten eingehen, welche ſie entweder als Theorie

des Schönen oder als Geschmack- oder als Kunstlehre behandeln.

Wenn wir in der Ästhetik von dem Begriffe des ästhetischen Lebens ausgehn, so betrachten wir alles, was ihren Untersuchungen angehört, als etwas, was sich erzeugen soll in der Entwicklung der vernünftigen Thätigkeit. Es wäre hiernach sogar möglich, daß die Gegenstände der ästhetischen Forschung, namentlich das Schöne und die Kunst, noch nicht vorhanden wären; denn alsdann würde nur die Forderung heraustreten, daß sie hervorgebracht werden sollten. Hierdurch haben wir nun den Vortheil die Gegenstände des ästhetischen Lebens nicht nur als etwas Gegebenes zu begreifen, sondern auch die Gründe zu erforschen, aus welchen sie hervorgehn, und wie sie aus denselben sich bilden. Und in der That nur eine solche Weise der Forschung scheint den philosophischen Charakter an sich tragen zu können, wenn anders es das Wesen der Philosophie ist nicht das Gegebene nur zu zerlegen und in seinen Bestandtheilen kennen zu lehren, sondern auf die Gründe dieser Bestandtheile und ihrer Zusammensetzung einzugehn und das, was geworden ist, aus seinen Principien zu begreifen.

Daß dagegen die Ästhetik, wenn sie als Lehre vom Schönen behandelt wird, in Gefahr ist das Erzeugniß von seinen erzeugenden Gründen loszulösen, möchte beim ersten Anblicke einleuchten. Dieser Gefahr entgeht wenigstens der nicht, welcher das Schöne als eine Eigenschaft der Dinge ansieht, sei es daß sie dieselbe an sich besäßen oder sie nur in Beziehung auf uns annähmen, indem sie in natürlicher Weise auf uns einwirkten. Denn in dieser

Weiſe aufgefaßt gewinnt es den Schein, als hätten wir in der Unterſuchung des Schönen nur an die Betrachtung der Dinge uns zu halten oder nur darauf zu ſehen, wie ſie nothwendig einen Eindruck auf uns machen. In der erſten Weiſe der Unterſuchung würde man nun ſchwerlich davon abkommen können, daß ein jedes Ding für ſchön zu halten ſei, welches ſich zu irgend einem Grade der Vollkommenheit entwickelt hätte, ſo daß es ſich in demſelben Grade als ſchön darſtellte, in welchem es an der Vollkommenheit Theil hätte. Den Grad der Vollkommenheit eines Dinges zu erkennen würde aber offenbar eine Sache des Verſtandes und der Wiſſenſchaft ſein und es bliebe daher dieſer Schönheitslehre nichts anderes übrig, als von der einen Seite die Schönheit nach demſelben Maße zu meſſen, nach welchem das Sein gemeſſen werden ſoll, von der andern Seite den für den größeſten Kenner der Schönheit zu halten, welcher die Wiſſenſchaft überhaupt am meiſten in ſeiner Gewalt hätte. Dies in allen ſeinen Beziehungen durchzuführen würde nun nichts anderes heißen, als die Äſthetik für eins ausgeben mit der Wiſſenſchaft überhaupt, und daher hat es auch niemanden Ernſt damit zu machen einfallen können, welcher das Äſthetiſche als den Gegenſtand einer beſondern Wiſſenſchaft zu behandeln unternahm. Dagegen finden ſich wohl die Verſuche das Schöne als eine Eigenſchaft der Dinge in Beziehung auf uns ſich zu denken und ihre Schönheit nach dem nothwendigen Eindrucke, welchen ſie auf uns machen, zu meſſen, welches denn nothwendig darauf hinaus läuft, daß man in der Erklärung der Schönheit die ſinnliche Erſcheinung berückſichtigt, in welcher die Dinge uns heraus-

treten. Möge man nun in dieſer Vorſtellungsweiſe nach bekannten Theorien die ſinnliche Vollkommenheit oder die Idee in ihrer ſinnlichen Erſcheinung als das Schöne bezeichnen, ſo wird man doch dadurch in gleicher Weiſe in Gefahr gerathen das Schöne mit dem Angenehmen zu verwechſeln. Denn wenn die Vollkommenheit oder die Idee ſinnlich ſich bemerkbar macht, ſo wird dies immer eine angenehme Erſcheinung geben. Wie weit aber beide, das Schöne und das Angenehme von einander abſtehn, zeigt ſich uns augenſcheinlich, wenn wir nur darauf achten, daß eben die Sinne, welche am meiſten dem Angenehmen dienen und den ſtärkſten ſinnlichen Genuß bereiten, auch am weiteſten davon entfernt ſind uns das Schöne zum Bewußtſein zu bringen. Wenn wir die Eindrücke des ſinnlichen Gefühls und Getaſtes, des Geruchs und des Geſchmacks durchmuſtern, ſo finden wir da vieles, was angenehm in einem hohen Grade genannt werden muß, aber den äſthetiſchen Geſchmack berühren ſie kaum. Dagegen die Sinne des Gehörs und des Geſichts, welche den ſinnlichen Genuß zwar auch, aber in einem viel geringern Grade erwecken, zeigen ſich im höchſten Grade tauglich ſolche Eindrücke uns zuzuführen, welche das Bewußtſein des Schönen in ihrer Begleitung haben. Doch wir wollen uns hierauf nur nebenbei berufen, weil ſich vielleicht neue Beſchränkungen finden ließen, durch welche man den Begriff des Schönen auch gegen ſolche Einwendungen ſicher zu ſtellen meinen könnte; weit ſicherer wird eine andere Betrachtung uns zu unſerm Ziele führen. Man wird nemlich nicht leugnen können, daß wir Unterſchiede zu machen haben unter den Menſchen in Rückſicht

auf ihre Auffaſſung des Schönen, indem einige empfänglicher dafür ſind, andere weniger empfänglich, einige zwar einen lebhaften Eindruck desſelben zu empfangen pflegen, aber doch nur oberflächlich und vorübergehend von ihm berührt werden, andere dagegen zwar träger ſind in ihrer Weiſe ſich von ihm rühren zu laſſen, aber den Eindruck um ſo feſter halten, und wie ſonſt andere Verſchiedenheiten bezeichnet werden mögen, welche man als Arten des Geſchmacks für das Schöne zu betrachten pflegt. Sollte nun das Schöne in einer Eigenſchaft der Dinge in Beziehung auf uns beſtehn und nach einem nothwendigen Eindrucke, welchen die Dinge auf uns machen, gemeſſen werden müſſen, ſo würden alle dieſe Verſchiedenheiten unter den Menſchen darauf hinauslaufen, daß der Eine von Natur eine andere Empfänglichkeit für das Schöne empfangen hätte, als die Übrigen, einen feinern oder gröbern, einen geſundern oder weniger geſunden Geſchmack, und die Verſchiedenheit der Geſchmacksurtheile hätten wir nur daraus zu erklären, daß eben in der menſchlichen Natur die Möglichkeit läge verſchieden gebildet oder organiſirt zu ſein für die von außen kommenden Eindrücke, welche innerlich die Empfindung des Schönen bedingten. Aber daraus würde auch folgen, daß wir niemanden tadeln oder loben könnten wegen ſeines feinen oder groben, ſeines geſunden oder verbildeten Geſchmacks in einem andern Sinne, als in welchem wir auch wohl jemanden loben oder tadeln könnten wegen ſeiner Geſundheit oder Krankheit, wegen ſeines guten oder ſchlechten Geſichts; denn was die Natur in uns vollzieht, das iſt einem ſittlichen Lobe oder Tadel nicht unterworfen. Anders aber iſt doch in der

That unſere Weiſe die Geſchmacksverſchiedenheiten unter den Menſchen zu beurtheilen. Wir ſprechen von einem verkehrten Geſchmack, von einer Verbildung desſelben, ſo wie wir auch einen gebildeten, mit Fleiß und Ernſt zur Reife des Urtheils entwickelten Geſchmack anzuerkennen pflegen, und ſetzen hierbei immer voraus, daß der Menſch nicht ohne Gewalt ſei über die Art, wie er das Schöne und das Häßliche unterſcheidet. Hierin alſo können wir der Lehre vom Schönen, welche in der angeführten Weiſe ihre Aufgabe durchzuführen ſtrebt, nicht beiſtimmen, müſſen uns vielmehr dahin entſcheiden, daß der Begriff des Schönen erſt in einer Bildung unſerer Vernunft ſich uns entwickelt und daß die wahre Schätzung des Schönen, zu welcher wir gelangen ſollen, erſt ein Ergebniß unſeres äſthetiſchen Lebens iſt, welches wir als ein Beſtandtheil unſeres vernünftigen und ſittlichen Lebens zu betrachten haben.

Es iſt allerdings wohl eine weit verbreitete und oft ausgeſprochene Meinung, daß es ein Schönes in der Natur gebe, welches als ſolches von uns durch Sinn und Verſtand erkannt werden könne, ja dieſe Meinung iſt ſogar bis dahin fortgeſchritten, daß ſie das Schöne der Kunſt nur als eine Nachahmung des Schönen in der Natur hat anerkennen wollen; allein wenn man nur einigermaßen in den Sinn derer eingeht, welche dieſe Sätze behauptet haben, ſo wird man auch bemerken müſſen, daß unter ihren Worten Vorſtellungsweiſen ſich verbergen, welche nach ſehr verſchiedenen Seiten hin verlaufen und nur den Ausdruck Natur mit einander gemeinſam ſich aneignen, ihm aber ſolche Nebenbedeutungen geben, daß

kaum ein wiſſenſchaftlicher Begriff dabei ſich feſthalten läßt. Daß wir den echten Begriff der Natur in ſeiner wiſſenſchaftlichen Bedeutung in dieſen Lehren vom Schönen nicht wiedererkennen können, dafür ſpricht die Naturwiſſenſchaft auf das Entſchiedenſte, indem kein Theil derſelben mit der Schönheit ſeiner Gegenſtände ſich beſchäftigt und der Naturkundige als ſolcher den Unterſchied zwiſchen ſchön und häßlich gar nicht kennt. Geſund findet er die einzelnen Dinge der Natur oder krank, kräftig gediehen oder ſchwächlich, und ſollte er ja von einem ſchönen Exemplare ſprechen, ſo geſchieht es nur, weil es ſeine Art auf das vollſtändigſte darſtellt und deswegen den Zwecken der Naturforſchung die natürlichen Arten der Dinge zur Erkenntniß zu bringen auf das beſte entſpricht. Daß aber dieſe Zwecke anderer Art ſind als die Zwecke der äſthetiſchen Betrachtung, haben wir nicht weiter zu erörtern.

Am genaueſten ſchließt ſich nun wohl die Meinung von der natürlichen Schönheit an den gewöhnlichen Begriff der Natur an, wenn von einzelnen Naturgegenſtänden behauptet wird, ſie müßten als ſchön anerkannt werden. Dies ſind denn meiſtens organiſche Dinge, denn die Exemplare der unorganiſchen Natur ſondern ſich ſelten ſo entſchieden von ihren Umgebungen ab, daß ſie als ein ſchönes Ganzes betrachtet werden könnten; von ſchönen Pflanzen aber und ſchönen Thieren iſt ja ganz gewöhnlich die Rede und als das Schönſte in der Natur pflegen wir alsdann wohl den Menſchen uns zu denken. Allein wenn wir einen Menſchen ſchön finden, ſo geſchieht dies in einer unwillkürlichen Vergleichung mit andern Menſchen, und es wird ſich dabei nicht leicht überſehen laſſen, daß

eine ſolche Vergleichung immer von einem perſönlichen Standpunkte aus geſchieht und alſo den Gegenſtand nicht rein in ſeiner Natur auffaßt. Wer würde behaupten können, daß er in einem Urtheile dieſer Art ſich losmachen könne von dem Standpunkte ſeines Volkes oder gar ſeiner Raſſe? Neger und Europäer, Hindu und Chineſe werden gewiß nicht dasſelbe Urtheil über dieſe Art der natürlichen Schönheit fällen. Und dürfen wir nun wohl ſagen, das Urtheil des einen Volkes oder der einen Raſſe ſei entſchieden dem Urtheil der übrigen vorzuziehen? Überdies haben wir noch ein Paar Bemerkungen über dieſe Schönheit der Menſchen zu machen. Zuerſt finden wir es ſehr ſchwer abzuſondern, was an dem Menſchen Werk iſt der Natur und was Werk der Kunſt, indem ja von Jugend an der Menſch in ſeine Glieder auch die Übungen ſeiner Kräfte zu vernünftigen Zwecken niederlegt und dadurch ſich eine Geſtalt giebt, welche alſo, wenn auch nicht unabhängig von Naturbedingungen, ſo doch auch nicht reines Product der Natur iſt. Wir ſtoßen hier wieder auf jene unbewußte Kunſt, von welcher wir früher haben ſagen müſſen, daß man ſich zu hüten habe, ſie nicht etwa aus dem Kreiſe der äſthetiſchen Hervorbringungen des vernünftigen Lebens auszuſchließen. Ganz verkehrt würde es ſein ſie mit dem Natürlichen im eigentlichen Sinne genommen zu verwechſeln, obgleich man von einem natürlichen Anſtande der Bewegungen, von einer natürlichen Anmuth des Spiels unſerer Glieder zu ſprechen pflegt. Wir finden es in der That unmöglich die menſchliche Schönheit von den Bewegungen oder von den Erfolgen der Bewegungen abzuſondern, welche die Vernunft in die-

ſelbe gelegt hat, und können ſie daher nicht als eine rein natürliche Schönheit betrachten. Eine zweite Bemerkung, welche bei der Betrachtung der menſchlichen Schönheit ſich uns aufdrängt, geht von der Nachbildung derſelben vermittelſt der Kunſt aus. Daß dieſe ganz naturgetreu zu ſein pflegte, wird wohl kaum geſagt werden können und ſollte etwa ein Künſtler ſich vornehmen der Natur der menſchlichen Geſtalt ſklaviſch zu folgen, ſo würden wir dies Unternehmen auch nur in Darſtellung einzelner Theile des menſchlichen Leibes durchgeführt ſchon für unzweckmäßig anſehn müſſen, noch viel mehr aber, wenn in ſolcher Weiſe das Ganze einer Perſon abgebildet werden ſollte. Wir bemerken im Allgemeinen, daß die bildenden Künſte, auch wenn ſie nur nachbildend ſein ſollten, mancherlei am menſchlichen Körper verdecken oder weglaſſen, was ihnen entweder als bedeutungslos oder gar als die Bedeutung ſtörend erſcheint, daß ſie ſelbſt die natürlichen Maße und Verhältniſſe der Glieder zu einander nicht ganz getreu bewahren und daß ſolche Abweichungen von der Natur ſelbſt als kanoniſche Muſter von ihnen anerkannt worden ſind. Dies findet ſelbſt bei dem männlichen Körper ſtatt, viel mehr aber noch beim weiblichen. Wenn dies nun unbeſtreitbare Thatſachen ſind und die Künſtler wegen ſolcher Abweichungen von der Natur nicht getadelt werden können, ſo müſſen wir fragen, wodurch ſie wohl nach der Schönheit der Darſtellung ſtrebend berechtigt werden ſich ſo von einer Natur zu entfernen, welche für ſchön gehalten wird. Offenbar muß dieſe Natur nicht ganz ſchön ſein; wir müſſen darin etwas finden, was wir abſondern oder anders auffaſſen müſſen, um unſern

Sinn für Schönheit zu befriedigen. Und so ergiebt sich denn ohne Zweifel, daß wir um Schönheit in der Natur des Menschen zu entdecken, mit derselben bewußt oder unbewußt gewisse Umänderungen vornehmen, welche beweisen, daß diese Natur nicht schlechthin für schön gehalten werden kann.

Wenn dies nun also gefunden wird bei der höchsten Schönheit, welche die Natur in einem einzelnen Dinge gewährt, wie vielmehr wird dasselbe der Fall sein bei den niedern Graden der Schönheit, welche wir natürlichen Dingen beilegen. Wir berufen uns wieder auf das Beispiel nachbildender Künstler. Wenn sie die menschliche Gestalt nicht ganz naturgetreu darstellen, so verübeln sie es sich noch viel weniger die Gestalten der Thiere und der Pflanzen zuweilen in einer fast phantastischen Willkür nicht sowohl nach- als umzubilden, welches wir kaum der Entschuldigung würdigen, wenn es sonst den künstlerischen Zwecken nicht unangemessen sich zeigt. Die geringere Schönheit glauben wir schon freier behandeln zu können, als die größere. Meistens ergiebt sich denn auch, daß einzelne Theile dieser Naturdinge uns zwar Schönheit zu haben scheinen, andere dagegen weit davon entfernt sind unsern Forderungen in dieser Beziehung zu entsprechen. Wir richten alsdann eben unsere Aufmerksamkeit auf gewisse hervorstechende Glieder und erlauben uns andere stillschweigend zu beseitigen, als gehörten sie dem Ganzen nicht an, welches die Natur gebildet hat. So finden wir die Blume einer Pflanze schön, den Dorn aber, auf welchem sie wächst, vergessen wir dabei, oder wenn wir auch Zweige, Stamm und Blätter alles in eins ge-

nommen schön finden sollten, so ziehen wir doch unsere Aufmerksamkeit von der Wurzel zurück, welche die Erde verbirgt, und wagen diese nicht in das Bild der Schönheit aufzunehmen, welches wir uns von der ganzen Pflanze bilden. Genug auch bei diesen Schönheiten der Natur werden wir uns darüber ertappen können, daß wir uns aus ihnen in unserer Vorstellung ein anderes Ganzes zusammensetzen, als wie es die Natur wirklich gegeben hat. Und dies geschieht um so mehr, je gewöhnlicher es ist, daß wir unter den Naturdingen in Rücksicht auf ihre Schönheit betrachtet uns noch etwas anderes denken, als was sie unmittelbar darstellen. Denn wir pflegen in ihnen Symbole zu sehn gewisser Eigenschaften, die wir an ihnen bemerkt haben oder bemerkt zu haben glauben, in dem Pferde das Symbol eines edeln Muths, einer kräftigen Schnelligkeit, in dem Löwen das Symbol der großmüthigen Stärke und so in anderen anderes; aber dabei werden wir uns wieder darüber ertappen können, daß wir solche Bedeutungen den Gegenständen der Natur vielmehr andichten, als von ihnen unmittelbar in ihrer Erscheinung ausgedrückt empfangen.

Demnach dürfte es wohl keinem Zweifel unterworfen sein, daß wir in alle einzelne Gegenstände der Natur das Schöne mehr hineinlegen, indem wir sie in unserer Phantasie umbilden, als es darin finden. Aber von den größern Zusammenstellungen, von den Gruppen, welche die Natur uns darbietet, könnte vielleicht jemand meinen, sie wären ohne weitere Nachhülfe der Phantasie für schön zu halten. Diese Meinung wird ganz besonders unterstützt durch die große Vorliebe, welche sich unter uns

nicht ſeit gar zu langer Zeit für die landſchaftliche Schönheit verbreitet hat. Was erfreut uns mehr als eine ſchöne Gegend zu überſchauen, die Erhabenheit der Gebirge zu bewundern, die unendliche Wüſte des Meeres anzuſtaunen? Dieſer unſer Geſchmack für die ſtille, mannigfache und einfache, immer unverkünſtelte Schönheit der Natur, wenn er auch früher bei weitem nicht ſo breit ſich gemacht haben ſollte, als jetzt, dennoch ſcheint es uns ganz natürlich zu ſein, und auch wir werden uns nicht dagegen ſträuben die Schönheiten dieſer Art zu lieben und zu loben, wenn man uns nur zugeſtehn will, daß ſie keinesweges ſo reine Schönheiten der Natur ſind, als man gewöhnlich meint, und daß auch ein wenig Geſchmack, ein wenig ausgebildete Empfänglichkeit von unſerer Seite dazu gehöre ſolche Schönheiten zu empfinden. Wir ſagen ausgebildete Empfänglichkeit, um nur zuerſt eins feſtzuhalten, aus welchem ſich alsbald das andere ergeben wird. Nemlich wir meinen nicht, daß dieſe Empfänglichkeit, welche man mit dem Namen des Geſchmacks bezeichnet, von Natur uns gegeben ſei, ſondern daß ſie nur im Verlauf eines vernünftigen Lebens ſich erzeuge, über welches wir Gewalt haben. Denn rohen oder gar verbildeten Menſchen ſchreiben wir einen ſolchen Geſchmack nicht zu. Und nun fügen wir das andere hinzu, daß dieſe Empfänglichkeit nicht allein eine ausgebildete, ſondern auch zugleich eine ſich ausbildende iſt, indem wir werden zugeben müſſen, daß wir nicht in jedem Augenblicke dieſelbe Empfänglichkeit für jene Schönheiten der Natur haben, ſondern eine gewiſſe Stimmung unſerer Seele dazu gehört um ſie zu empfinden, eine Stimmung, in welche wir uns verſetzen müſſen, über

welche wir durch die Thätigkeit unſerer Vernunft eine Gewalt ausüben in demſelben Momente, in welchem wir das Schöne empfinden. Wir haben hiermit, denke ich, genug uns genommen, um daraus den Schluß zu ziehen, daß auch jene zuſammengeſetzten Schönheiten der Natur nicht an ſich ſchön ſind, ſondern nur mit der Thätigkeit unſerer auffaſſenden und, was wohl zu merken, die empfängliche Stimmung erzeugenden Vernunft zuſammentreffend ſchön werden. Wir machen ſie in Wahrheit erſt zu etwas Schönem und es iſt mit ihnen nicht anders, als mit den zuvor betrachteten einfachen Schönheiten der Natur, wenn es den Gegenſatz, den wir vor Augen haben, ſo zu bezeichnen erlaubt iſt. Dieſelben Thätigkeiten unſerer Vernunft, welche wir dort bemerken mußten, treten auch hier ein. Wie vorher geſagt wurde, es ſind ſelten reine Schönheiten der Natur; denn wir werden es ungemein ſchwer finden das, was der Kunſt angehört, von der landſchaftlichen Schönheit zu ſondern, indem nur in wenigen Fällen die Natur ohne alle Spur der Menſchenhand ſich zeigt, welche durch Gebäude, durch Wege, Geräthe, durch irgend eine Staffage Wohnſitze der Menſchen oder Bahnen ihres Verkehrs uns andeutet. Sollten wir aber auch irgendwo die völlig rohe Natur vorfinden, ſo werden wir an ihr doch wahrſcheinlich hier oder da etwas zu verdecken oder von ihr abzuſondern haben, was in das Bild, welches unſere Phantaſie feſthalten möchte, nicht recht zu paſſen ſcheint. Und faſt unwillkürlich und unbewußt verfahren wir ſo abſondernd oder verdeckend, weil wir die große Mannigfaltigkeit der Erſcheinungen, welche die Natur in einem Blicke bietet, doch nicht zu einem

vollständigen Überblicke ohne Auslassungen zusammenzudrängen vermögen, und selbst indem wir auch nur eine Mannigfaltigkeit von Gegenständen zu einem Bilde und damit zu einem abgeschlossenen Ganzen zusammenfassen, die Landschaft gleichsam in einen Rahmen einschließend, uns nicht verleugnen dürfen, daß dieser Rahmen nicht von der Natur gegeben ist, sondern daß wir ihn machen. Hat nun, müssen wir fragen, die Natur das Schöne gebildet, oder haben wir es erst vollendet, indem wir dem gegebenen Stoffe der Natur, wie passend er auch war, wie wenig wir auch nachzuhelfen hatten, doch erst Rundung und Abschluß in unserer Phantasie gaben? Aber auch noch ein Drittes fehlt hierbei nicht, was ebenfalls schon bei Betrachtung der Schönheit einzelner Naturdinge von uns bemerkt wurde, nemlich die symbolische Bedeutung, welche wir in die sogenannten Naturschönheiten zu legen gewohnt sind. Man braucht nur einigermaßen damit vertraut zu sein über die Gefühle sich Rechenschaft zu geben, welche beim Anblicke einer schönen Landschaft in uns hin und her schweben, um gewahr zu werden, daß weniger die Schönheit des Gegenstandes an sich uns entzückt, oder um uns genauer auszudrücken, weniger die Gedanken und Vorstellungen, welche unmittelbar von dem Gesehenen angeregt werden, als vielmehr das, was mittelbar in uns sich hinzufindet. Das Gesehene spielt an früher Erlebtes, an Erinnerungen, aber auch an Wünsche und Hoffnungen oder an Betrachtungen an, welche mit unserem Gemüthe auf das innigste verwachsen sind; da fühlen wir manches in uns sich regen, was über dem Geräusch des Lebens uns lange geschwiegen hat, Saiten klingen wieder an,

welche früher unſer Gemüth in Bebung ſetzten, und unvermerkt hat unſere Phantaſie uns in ein Gebiet entrückt, mit welchem das vor Augen Liegende nur eine entfernte Ähnlichkeit zeigt. Wir lieben es Trümmer der Vergangenheit zu ſehn, aber nicht weil ſie ſchönere Verhältniſſe zeigen, als ſo eben vollendete Gebäude, ſondern weil ſie Erinnerungen erwecken; wir erblicken mit Luſt den kühnen Bau auf der Spitze des Felſens, aber nicht weil das Gleichmaß ſeiner Glieder Befriedigung dem vergleichenden Auge gewährt, ſondern weil wir dabei an den ſichern Geiſt des Menſchen denken, welcher der Natur zu trotzen wagt; in die Weite des Meeres hinausſchauend erregt ſich uns die Sehnſucht in die Ferne, in das Unermeßliche, welches wir dennoch durchmeſſen möchten. Wir wollen damit nicht ſagen, daß nicht auch der Farben Schmelz, die Harmonie der Verhältniſſe, welche unſerem Auge wirklich vorliegen, eine äſthetiſche Wirkung auf uns ausüben; aber daß aus ihnen nicht allein die Gewalt, welche landſchaftliche Schönheiten über uns haben, abgeleitet werden dürfe, ſcheint uns entſchieden zu ſein.

Wenn nun bei allen dieſen Unterſuchungen die Bemerkung ſich uns aufnöthigt, daß in das Bewußtſein des Schönen überall der Geſchmack ſich eindrängt, ſo ſchließt ſich hieran eine andere Form der Äſthetik an, welche dieſelbe als Geſchmackslehre behandelt. Dieſe wird es zu ihrer Aufgabe zu machen haben die Regeln zu entwickeln, nach welchen unſer Geſchmack das Schöne beurtheilt oder beurtheilen ſoll. Das Schöne wird ihr nicht als etwas von Natur Gegebenes erſcheinen, welches ſich uns nach der Weiſe unſerer ebenfalls von Natur gegebenen Empfäng-

lichkeit nothwendig so darstellen müßte, wie es sich darstellt, sondern es wird ihr ein Gegenstand sein, welcher erst zwischen dem gegenständlich Gegebenen und zwischen der für diesen Gegenstand gebildeten Vernunft sich erzeugt.

Man hat so oft gefragt, was das Schöne sei, und der eine hat diese der andere eine andere Antwort darauf zu geben versucht; diese Antworten sind verschieden ausgefallen und würden wahrscheinlich noch verschiedener ausgefallen sein, wenn die Verschiedenheit ihres Sinnes nicht hinter allgemeine und vieldeutige Formeln sich versteckt hätte. Daß nun die Frage nicht aufgeworfen werden sollte, weil sie nicht beantwortet werden könnte, welcher wissenschaftliche Mensch würde das sagen mögen? Aber ein jeder hätte sich sagen können, daß er seinen Geschmack zu Rathe ziehen müsse, wenn er diese Frage beantworten wollte, denn nur was seinem Geschmacke gefällt, wird er für schön anerkennen können. Da haben wir denn auch schon eine Antwort auf die aufgeworfene Frage, freilich nicht eine solche, wie Viele sie erwartet haben möchten, eine Anwort, welche das Wesen des Schönen an sich bestimmte, soudern nur im Verhältniß zu einem andern wird es bestimmt, vermuthlich weil es nur in einem solchen Verhältnisse besteht. Aber soll denn nun alles, möchte jemand weiter fragen, schön sein, was dem Geschmacke irgend eines Menschen gefällt? Giebt es nicht auch einen schlechten Geschmack? Niemand wird dies leugnen wollen, eben so wenig, als wir einen irrenden Verstand uns ableugnen können. Aber wie dennoch nur das auf Wahrheit Anspruch hat, was der echte Verstand, von keinem Schein getäuscht, für wahr anerkennen kann, so hat auch

Anſpruch auf Schönheit nur, was der Geſchmack, von keiner Annehmlichkeit für den Sinn verlockt, nicht der geſchmackloſe, ſondern der echte und geſunde Geſchmack als ſchön gelten laſſen darf. Hierbei jedoch wird auch niemand ſtehen bleiben wollen, ſondern weiter forſchend haben wir zu beſtimmen, worin die rechte Bildung des Geſchmacks beſtehe, welche nur an dem Schönen Geſchmack findet und auch alles Schöne zu empfinden weiß. Es wird dabei vorausgeſetzt, daß die Vernunft, in welcher der Geſchmack ſich bildet, dabei nicht etwa unthätig, leidend oder nur in einer gezwungenen Wirkſamkeit iſt, ſondern ihrem Weſen gemäß muß ſie in freier Thätigkeit ihres Gegenſtandes ſich bemeiſtern, den Geſchmack erſt in ſich ausbildend. Daher können wir auch den Menſchen, wie früher geſagt, ſeines Geſchmacks wegen tadeln oder loben.

Greift man nun von dieſer Seite die Äſthetik an, ſo iſt man dadurch der Gefahr enthoben das Schöne als einen Gegenſtand phyſiſcher Betrachtung anzuſehn; aber es drohen nun zwei andere Klippen, an welchen das Unternehmen ſcheitern könnte. Von der einen Seite das gegenſtändlich Gegebene, an deſſen Auffaſſung der Geſchmack ſich beweiſt, es möchte als etwas dem Geſchmacke ganz Fremdartiges angeſehn werden, welches ſich eben deswegen einer durchaus willkürlichen Behandlung unterwerfen müßte, ſo daß es der Thätigkeit der Vernunft frei ſtände an ihm wegzulaſſen oder zu verdecken, auch wohl zu ihm zuzuſetzen, wie es ihr beliebte, und alsdann würde es kaum gerechtfertigt werden können, daß wir dasſelbe noch als etwas Schönes bezeichneten, da vielmehr unſere Vernunft durchweg erſt die Schönheit hervorbrächte

und allein daran Schuld wäre, wenn sie nicht einen jeden Gegenstand zu einem schönen machte. Von der andern Seite aber scheint doch der Geschmack nur eine Empfänglichkeit für das Schöne zu bezeichnen und erwarten zu müssen, daß irgend etwas Gegebenes ihn anrege, wobei er denn nichts zu thun haben würde, als ohne unlautern Zusatz dasselbe in sich wirken zu lassen und es, freilich nicht ohne Thätigkeit der Vernunft und ohne fortschreitende Ausbildung, aber doch nur, ähnlich dem Verstande, so vollständig als möglich in sich aufzunehmen.

Man sieht wohl, daß die Gefahr nach entgegengesetzten Enden uns hinzieht und daß daher die Sicherung gegen sie auch nur dadurch gewonnen werden könne, daß wir die beiden Momente, welche im Begriff des Geschmacks auseinanderfallen wollen, zu vereinigen wissen. In dem Geschmacksurtheile sollen das Schöne und die Auffassung der Vernunft, welche den Gegenstand nicht nach allgemeingültigen Gesetzen, wie er ist, beurtheilt, sondern in einer persönlichen Neigung, in Beziehung auf das eigenthümliche Wohlgefallen sich aneignet, mit einander zu einem Ergebniß sich verbinden; dies mittlere Ergebniß zwischen beiden kann auch nur aus der Natur beider erklärt werden. Wollte man es allein von der persönlichen Auffassung der vernünftigen Wesen abhängig machen, so würde man sich mit Recht den Vorwürfen aussetzen, welche nicht selten erhoben worden sind gegen die Behauptung, daß der Geschmack verschieden sei in verschiedenen und daß man nicht streiten dürfe über die Verschiedenheit seiner Urtheile. Daß ein Gegenstand, wenn auch nicht vollkommen schön, so doch schöner sei, als ein anderer, wird

man ſich nicht abſtreiten laſſen und daher auch verlangen dürfen, daß der gebildete Geſchmack an ihm das Schöne anerkenne, welches ihm mit Recht zugeſchrieben werden kann. Aber von der andern Seite dürfen wir auch nicht davon ablaſſen, daß es den Urtheilen des Geſchmacks erlaubt iſt, eine perſönliche Wendung zu nehmen, ſo daß zwar anerkannt werden mag, daß dies oder jenes eben ſo ſchön ſei oder vielleicht noch ſchöner, aber die Perſon es dennoch ſich vorbehalten darf einem andern Gegenſtande ihre Vorliebe zuzuwenden. Der eine liebt mehr die erhabnen und ernſten, der andere mehr die anmuthigen und heitern Schönheiten, und ſollte auch ein Geſchmack getadelt werden dürfen, welcher der einen oder der andern Art des Schönen gar zu ausſchließlich ſich zuwendete, ſo werden wir es doch durchaus unverfänglich finden, wenn wir es uns vorbehalten nach unſern Stimmungen bald der einen, bald der andern Seite uns zuzuwenden. Und wie viele andere Verſchiedenheiten des Schönen ließen ſich noch aufzählen, in deren vorzugsweiſe heraustretender Beachtung die perſönliche Neigung ſich verräth, ohne daß wir deswegen der Bildung des Geſchmacks einen Vorwurf zu machen hätten. In einem recht auffallenden Maße tritt dies in der Verſchiedenheit des Geſchmacks bei verſchiedenen Völkern heraus und bei dieſen wieder in der Verſchiedenheit der Kunſtarten und der Kunſtſchulen. Da kann man wohl ſagen, verſchiedene Künſtler wären gleich groß in ihrer Art, in einer ſolchen Art nemlich, daß ihr Geſchmack in verſchiedener Weiſe in ihren Kunſtwerken ſich bewährte, ohne darum dem einen oder dem andern eine Einſeitigkeit Schuld geben zu können. Gänzlich werden

wir dabei die Forderung ablehnen müſſen, daß der eine dem Geſchmacke des andern folgen ſollte in der Wahl ſeiner Gegenſtände, in der Art ihrer Behandlung und in der techniſchen Ausführung des Kunſtwerks. Wir wiſſen es wohl, daß wir hierin einem jeden ſeine Freiheit laſſen müſſen und daß es geradezu das Weſen des künſtleriſchen Geſchmacks aufheben würde, wenn wir verlangen wollten, der eine ſollte gewachſen ſein, wie der andere. So wie wir aber den Künſtlern ihre Freiheit laſſen müſſen ſich in ihrem eigenthümlichen Geſchmacke auszubilden, ſo werden wir auch wieder uns die Freiheit behaupten müſſen unſerem eigenen Geſchmacke in der Wahl des Schönen zu folgen, an welchem wir uns erfreuen mögen. Es iſt eben, wie früher geſagt worden, daß in dem Leben der Muße ein jeder ſeiner Neigung nachgeben darf. Haben wir nun in ſolcher Weiſe die Bildung des Geſchmacks zu betrachten, ſo werden wir auch in den Geſchmackslehren dafür zu ſorgen haben, daß die Freiheit, in welcher der Einzelne ſeine Neigung in der Auffaſſung des Schönen walten läßt, eben ſo wenig überſehen werde, als die zwingende Gewalt, mit welcher das Schöne uns unſern Beifall abnöthigt. Sollten nun dieſe beiden Momente nur ſo mit einander verbunden werden, daß eins das andere beſchränkte und ebenſoviel der Freiheit abgezogen würde, als dem Zwange zufiele, ſo würde ſich die angeregte Frage leicht beſeitigen laſſen; aber dem iſt nicht alſo, vielmehr in dem äſthetiſchen Genuſſe, wenn uns dieſer Ausdruck erlaubt iſt, müſſen wir von der einen Seite, ſo weit er vollkommen iſt, ſo weit auch die Entfernung alles und jedes Zwanges fordern, von der andern Seite

aber auch verlangen, daß der Genießende ganz dem Gegenſtande, ſo weit er ſchön iſt, ſich hingebe. Sollte er irgendwie ſich gezwungen fühlen und nur ungern in die Beſchränkung ſeiner freien Neigung eingehn, ſo würde dadurch auch ſein Genuß geſtört werden, und je mehr der Gegenſtand ihm Beifall abnöthigte, um ſo weniger würde er ſeinem Geſchmacke ſich überlaſſen können; ſollte er dagegen dem Gegenſtande irgendwo ſich nicht hingeben, ſo würde ihm eben darin nur ein unwahres Bild des Gegenſtandes entſtehn und er würde etwas ſchön finden, was in ſolcher Weiſe nicht vorhanden wäre. Daher können wir, indem wir unſerem Geſchmacke in der Anſchauung des Schönen folgen, Freiheit und Zwang nur dadurch mit einander vereinen, daß wir vorausſetzen, der Gegenſtand, welchen wir ſchön finden, zwinge uns in derſelben Richtung und eben ſo weit unſern Beifall ab, in welcher und wie weit die freie Neigung unſeres Geſchmacks uns führe.

Dies ſetzt nun aber voraus, daß der ſchöne Gegenſtand in der That ganz dieſelbe Art des Bewußtſeins anrege, welche unſer Geſchmack in uns zu entwickeln geneigt iſt oder welche wir in uns zu erzeugen wünſchen. Daß dem wirklich ſo ſei, möchte ſich zuerſt am leichteſten an den Werken der ſchönen Kunſt nachweiſen laſſen. In ihnen geht der Künſtler uns voraus in einer Reihe von eigenthümlich verknüpften Gedanken oder Vorſtellungen, indem ſein Geiſt zuerſt erfindet, was in der Ausführung des Kunſtwerks Andern zur Anſchauung gebracht werden ſoll; wir aber folgen ſeiner erfinderiſchen Phantaſie und ſuchen das zu begreifen oder uns anzueignen, was er in dem Kunſtwerke hat ausdrücken wollen. Und vorausgeſetzt

das Kunſtwerk wäre ſchön, in allen ſeinen Theilen wohl erfunden und ausgeführt, ſo werden wir eben um ſo mehr unſern Geſchmack bewähren, je genauer wir dem Gange ſeiner eigenthümlich verknüpften Gedanken oder ſeiner Phantaſie zu folgen und den Sinn ihrer Verknüpfungen zu faſſen vermögen. Die Bewährung unſeres Geſchmacks iſt nichts anderes, als daß wir in unſerer Phantaſie der Phantaſie des Künſtlers getreulich nachgehn, und was wir daher Geſchmack zu nennen pflegen in der Auffaſſung des ſchönen Kunſtwerkes, iſt nur Thätigkeit der Phantaſie, ſofern dieſelbe angeregt wird durch den äußern Gegenſtand. Erſt wenn wir dies eingeſehn haben, werden wir die Verbindung zwiſchen dem ſchönen Gegenſtande und dem Geſchmack nicht mehr für ſo zufällig halten, als ſie beim erſten Anblicke es zu ſein ſcheinen könnte. In dem ſchönen Gegenſtande liegt dieſelbe Verknüpfung der Phantaſie, welche der Geſchmack durchmacht; der Geſchmack ſchließt ſich an jene an, weil er in ihm dasſelbe findet, was er zu erzeugen wünſcht ſeiner Natur nach; er iſt keinesweges eine bloße Empfänglichkeit für den von außen gegebenen Eindruck, ſondern in der That eine Quelle für dieſelbe Art der vernünftigen Thätigkeit, welche im Künſtler war, als er das Kunſtwerk erfand und ausführte. Ganz in dasſelbe Verhältniß ſtellen ſich Geſchmack und Phantaſie zu einander in dem nach einem eigenthümlichen Geſetze ſich geſtaltenden Bewußtſein, wie in dem nach allgemeingültigen Geſetzen ſich vollziehenden Bewußtſein Lernen und Lehren zu einander ſtehn. So wie der Lernende dasſelbe Denken zu vollziehen hat durch ſeine eigene Thätigkeit, was früher der Lehrer vollzog, ſo hat der Kunſtfreund

dieſelben Verknüpfungen der Phantaſie zu vollziehen durch ſeine eigene Thätigkeit, welche früher der Künſtler vollzog, und es wird daher auch derſelbe oder wenigſtens ein ähnlicher Erfolg dem Kunſtfreunde aus der Thätigkeit ſeines Geſchmacks ſich ergeben, welcher früher dem Künſtler aus der Thätigkeit ſeiner Phantaſie ſich ergab.

Gehen wir nun auf das früher Bemerkte zurück, daß wir in dem Leben der Muße unſern Phantaſien nachhängen, um dadurch zu einer Befriedigung unſeres perſönlichen Bewußtſeins zu gelangen, ſo erklärt ſich auch hieraus, warum die Betrachtung des ſchönen Kunſtwerks uns eine ſolche Befriedigung gewähren kann. Aber es liegt dabei auch die Frage nahe, warum wir in dem Gange unſerer Phantaſie an das uns anſchließen und binden, was die Phantaſie des Künſtlers uns vorgebildet hat, warum wir nicht vielmehr unſerer eigenthümlichen Neigung allein folgen und die Verknüpfungen der Phantaſie ſelbſt erzeugen, welche unſere Neigungen zu befriedigen geeignet ſind. Erſt durch die Beantwortung dieſer Frage wird die Aufgabe gelöſt, welche wir vorfanden, zu erklären, wie in dem Zwange, welchen der ſchöne Gegenſtand auf uns ausübt, dennoch die Freiheit unſeres Geſchmacks keine Beſchränkung erfährt. Erinnern wir uns aber an das, was wir früher über die Bedeutung der Geſelligkeit für das Leben der Muße geſagt haben, ſo wird uns die Beantwortung auch keine Schwierigkeit darbieten. Es iſt eben nicht gegen unſere Neigung den Neigungen Anderer uns zu bequemen, beſonders wenn ſie auch geneigt ſind uns das Gleiche zu thun, welches wir bei einem jeden wahren Künſtler werden vorausſetzen müſſen, wenn der-

ſelbe anders verſteht in das rechte Verhältniß zum Kreiſe der Kunſtfreunde ſich zu ſetzen. Eine ſolche einſchmeichelnde Weiſe, ſo anmuthige, zierliche oder auch großartig beherrſchende Manieren, wie ſie die ſchöne Kunſt zeigt, gewinnen unſere Neigung; wir geben uns ihnen gern hin und warten die Zeit ab, welche auch uns einmal geſtatten wird aufzutreten und den Künſtlern gegenüber unſere Eigenthümlichkeit in urſprünglicher, von uns ſelbſt anhebender Weiſe geltend zu machen. Dies iſt das geſellige Wechſelſpiel der Muße, in welcher wir ſo gern dem Austauſche der Eigenthümlichkeiten uns hingeben und im Gegenſatz gegen Andere unſere perſönlichen Richtungen zur Anerkennung bringen. Da findet kein Zwang ſtatt, weil ein jeder, indem er den Andern ſich anbequemt, auch von den Andern dasſelbe erfährt und ſeiner Neigung gemäß ein jeder mit den Andern verkehrt, gewiß daß ſie bereit ſein werden ihm wieder in ſeinen Neigungen entgegenzukommen. Da bildet der Künſtler abſichtlich das Schöne für die geſelligen Kreiſe der Kunſtfreunde, weil er vorausſetzen darf, daß ſie geneigt ſein werden die Saiten ihres Gemüths, welche er anſchlägt, anklingen zu laſſen. Nicht allzu ſpröde entzieht er ſich den Neigungen derer, welche ſich um ihn verſammeln, welche ſeinen Werken ihre Gunſt zuzuwenden geneigt ſind, oder wenn er auch einmal finden ſollte, daß er in den gewöhnlichen Gang dieſer Neigungen nicht einſchreiten könne, ſondern ihre Phantaſie in andere Bahnen rufen müſſe, ſo ſetzt er dabei doch voraus, daß in den Gemüthern derer, welche er erwecken will, im Geheimen noch andere Neigungen ſchlummern, welche nur mit geſchickter Hand angerührt zu werden brauchen, um ſich

hervorzuarbeiten und dem Menſchen einen weitern Kreis ſeines Bewußtſeins über ſich ſelbſt zu eröffnen.

In Rückſicht auf das künſtleriſche Schöne finden wir alſo den Geſchmack in der genaueſten Verbindung mit ſeinem Gegenſtande und begreifen ihn nur, indem wir bei ihm ein Eingehen in dieſelben Thätigkeiten vorausſetzen, aus welchen das Schöne urſprünglich hervorgeht. Wenn wir aber zu der andern Art des Schönen, dem natürlichen Schönen, uns wenden, ſo werden wir wohl nicht dieſelbe Übereinſtimmung des Geſchmacks mit ſeinem Gegenſtande nachweiſen können. Die Natur bequemt ſich nicht unſerem Geſchmacke, wie der Freund dem Freunde, wie der Künſtler dem Kreiſe der Kunſtfreunde. Wollten wir vorausſetzen ſie brächte das Schöne hervor ausgehend von einer Phantaſie, welche der unſrigen ähnelte, und die wir nur nachbildend zu ſchmecken hätten, ſo würden wir uns ſelbſt nur einem ſehr gewagten Zuge unſerer Phantaſie überlaſſen. Aber dennoch, wenn wir uns belauſchen in unſerer Weiſe der Natur Geſchmack abzugewinnen, ſo werden wir eine Ähnlichkeit zwiſchen unſern Verhältniſſen zur Natur und der Weiſe, wie wir die künſtleriſche Schönheit auffaſſen, nicht überſehen können. Auch mit der Natur, indem wir ihrer Schönheit uns zugänglich zeigen, ſetzen wir uns faſt in ein geſelliges Verhältniß. Es iſt, als ſpräche ſie zu uns, als riefe ſie zur Freude uns auf, als wollte ſie Anklänge ihrer Gedanken, ein Gefühl ihrer tiefen Ruhe, ihrer geheimen bildenden Thätigkeit oder ihres kühnen Strebens, ihres raſtloſen Schaffens, ihrer in wilder Kraft einherſtürzenden Gewalt uns mittheilen. Genug eine Art der Sympathie erregt ſie in uns, ſobald wir

etwas Schönes in ihr zu erblicken glauben. Daher je empfänglicher wir für die Schönheiten der Natur sind, um so mehr bemeistern sich dieselben auch unserer Phantasie und selbst in der todten Natur glauben wir Leben zu erblicken, Formen, welche etwas ausdrücken sollen, was sie von innen gestaltet hat, selbst in der stummen Natur glauben wir Stimmen zu vernehmen, die in fremder Sprache zu uns reden und eine unserer eigenen gleichartige Stimmung uns wenigstens ahnen lassen. Zwar nicht überall wird uns so die Sprache der Natur vernehmlich entgegentreten, aber eben deswegen finden wir auch die Natur nicht überall schön, verdecken vielmehr an ihr vieles, rücken anderes zurecht und verfahren überhaupt mit der Schönheit, welche wir ihr entnehmen, auf eine viel willkürlichere Weise, als mit den schönen Kunstwerken, welche ein menschliches Gemüth uns öffnen sollen. Freilich werden wir bei einer nüchternen Betrachtung der Natur zugeben müssen, daß was wir so der Natur abzulauschen meinen, keineswegs von ihr beabsichtigt sein möge, allein dies wird dennoch keinen Einfluß haben auf das Gefühl des Schönen, welches wir in der Natur zu finden glauben. Es ist eben nur unser Glaube, auf welchen es hierbei ankommt. Legen wir durch diesen der natürlichen Erscheinung eine andere Bedeutung bei, als sie an sich haben mag, so ist es gleichsam unser Widerbild, welches wir in ihr finden, und es spinnt sich damit eine Unterhaltung in uns an mit keinem Andern als mit uns selbst; wir haben alsdann die Schönheit in der Natur nicht sowohl gefunden, als gemacht, wie wir sagten, und erfreuen uns an unserer eigenen Phantasie, deren Erzeugnisse wir uns

gefallen laſſen. Deswegen ſind auch dieſe Schönheiten der Natur, ſoweit wir wiſſen, nur abſichtslos und in der That zufällig, ſie ſind nur theils geſchickter, theils weniger geſchickt unſere Phantaſie zu Schöpfungen zu erregen, welche ſich unſerer Eigenthümlichkeit gemäß entwickeln, und nur deswegen nennen wir ſie ſchön, weil ſie Schönes in uns erregen. Alſo auch in Beziehung auf ſie ergiebt ſich dasſelbe, was wir früher von den künſtleriſchen Schönheiten haben ſagen müſſen, nur auf der einen Seite in einem höhern, auf der andern Seite in einem niedern Grade. Nur in einem niedern Grade, werden wir geſtehn müſſen, iſt in der Natur die gegenſtändliche Schönheit vorhanden, welche uns zwingt in denſelben Bahnen der Gedanken und Vorſtellungen unſerem Vorbilde zu folgen; denn Gedanken und Vorſtellungen liegen eben nur in einer weniger vernehmlichen Weiſe der Natur zum Grunde als der Kunſt, und deswegen haben wir auch eine größere Freiheit in die Betrachtung des natürlich Schönen unſern eigenen Sinn hineinzulegen. Um ſo größer aber finden wir auch bei Betrachtung des natürlich Schönen die Übereinſtimmung der in uns angeregten Phantaſie mit unſerem Geſchmacke; denn eben dieſe Phantaſie haben wir ſelbſt größtentheils uns geſchaffen und wir erfreuen uns nun um ſo ungeſtörter an einer Schöpfung, die ſo genau mit unſeren eigenen Neigungen übereinſtimmt, während bei der Betrachtung von Kunſtwerken doch wohl leichter es vorkommen mag, daß wir den Gang, welchen die Phantaſie des Künſtlers genommen, nicht ganz mit den Richtungen unſeres Geſchmacks in Übereinſtimmung finden. Es möchte wohl hieraus zu erklären ſein, daß es uns häuſ-

ger bei Betrachtung von Kunſtwerken begegnet, wenn ſie auch ſonſt uns anziehen, dennoch hie und da einen Widerwillen gegen einzelne Theile derſelben zu verſpüren, als dies bei Betrachtung der Schönheiten der Natur der Fall iſt.

Aus allen dieſen Unterſuchungen geht uns nun hervor, daß wenn wir die Äſthetik rein als Geſchmackslehre behandeln wollten, uns daraus nur eine Einſeitigkeit erwachſen würde. So wenig man in der Didaktik das Lehren von dem Lernen trennen darf, eben ſo wenig darf man in der Äſthetik den Geſchmack von der Phantaſie trennen. Damit wendet ſich denn aber die Unterſuchung nothwendig auf ein größeres Gebiet, nicht allein auf das, was die Geſchmackslehre abzuhandeln beabſichtigt, wie das Schöne zu beurtheilen ſei und das Häßliche, ſondern auch auf alle die Fragen, welche die Erfindung des Schönen zu Zwecken der Kunſt betreffen. Und hiermit verbindet ſich alsdann auch die Unterſuchung über die Weiſe, wie die Phantaſie des Einen zu dem Geſchmacke des Andern paſſe und wie vorausgeſetzt werden dürfe, daß der Neigung des Einen keine Gewalt geſchehe, wenn er im Genuſſe des Schönen der Phantaſie eines Andern zu folgen genöthigt werde. Dies aber führt uns unaufhaltſam in die Bahn der Unterſuchungen über das geſellige Leben der Muße, auf welche wir früher gekommen ſind, als wir die Bedeutung des äſthetiſchen Lebens ermitteln wollten, und wenn wir die Bildung der Phantaſie in Frage ziehen, ſo werden wir dabei auch die Weiſe nicht überſehen können, wie wir in uns ſelbſt Übereinſtimmung und gleichſam ein geſelliges Weſen unter den einzelnen Elementen unſeres Lebens zu bringen haben.

Wir haben das Schöne früher erklärt als das, was dem richtig gebildeten Geſchmacke gefalle. Aber wenn wir uns nun weiter fragen, welche Bildung des Geſchmacks die richtige ſei und wie ſie gewonnen werde, ſo möchte wohl niemand ſo beſchränkt ſein, daß er überſehen könnte, wie nicht allein dieſe oder jene Übung des Geiſtes jene Bildung betreibe, ſondern daß in der That alle Entwicklungen unſeres vernünftigen Lebens in ſie eingreifen. Um ſo weniger wird dies überſehen werden, je mehr beherzigt worden, was wir ſo eben auseinandergeſetzt haben, daß der Geſchmack nur mit der Phantaſie ſich bilde. Wenn der Verſtand in allgemeingültiger Weiſe denkt und daher auch in einer gleich vertheilten Gabe der Natur wurzelnd zunächſt das Allgemeine ergreift, nur mit Mühe aber und ſpät das Eigenthümliche zu faſſen vermag; ſo müſſen wir neben ihm noch eine andere Art der Regungen unſeres Geiſtes ſetzen, welche dem Eigenthümlichen ſich zuwenden; denn ſo wie in eines Jeden Weſen auch ſeine Eigenthümlichkeit liegt, ſo wird ſie nothwendig auch vom Beginn des Lebens an ſich zu entfalten ſtreben. Eine ſolche Entfaltung wird ſie gewinnen im Wechſelverkehr mit andern vernünftigen Weſen, welcher für ein jedes vernünftiges Vermögen die lebhafteſten und fruchtbarſten Erregungen darbietet. Da werden Geſchmack und Phantaſie beide nicht ohne Geſetz, aber nicht nach allgemeingültigen Geſetzen, wie der Verſtand, ſondern nach einem Geſetze, welches in einem jeden ein anderes, der Ausdruck ſeines eigenthümlichen Weſens iſt, ſich entwickeln. So wie für den Verſtand die Nahrung iſt das allgemeine Geſetz, in welchem wir leben, ſo iſt des Geſchmackes Nahrung das

eigenthümliche Leben, welches in einem jeden aus einer eigenen Quelle urſprünglich und perſönlich hervordringt. Da bildet ſich aus einer Reihe von Erfahrungen und Gedanken, von Neigungen und Stimmungen, welche bei keinem Andern ſo vorkommen, eine Anſicht der Dinge, welche nur einmal in der Welt gefunden werden kann, und was in dieſe Anſicht eingeht ohne Reibung, ohne Hader, mit Luſt den übrigen ſchon zu einer Anſchauung verſchmolzenen Elementen ſich anfügend, das liebt unſer Geſchmack. Wie kahl und ärmlich ſind doch hiergegen alle die Formeln, in welchen man den rechten Geſchmack, das wahrhaft Schöne, das Geſetz für den Künſtler hat beſchreiben wollen! Sie wollen eines Menſchen Anſicht der Dinge, noch dazu in einen abſtracten unzureichenden Begriff gefaßt, aller Welt aufdrängen. Aber niemand ſoll ſich meiſtern laſſen durch eine ſolche fremde Anſicht; er ſoll ſich vielmehr offen erhalten für alles Eigenthümliche und ſeinen Geſchmack bilden, indem er die Übereinſtimmung Anderer mit ſich ſelbſt ſich zum Bewußtſein bringt. Hierzu wird natürlich am meiſten beitragen, daß er die ausgebildete Schönheit in Andern ſich aneignet, und dieſe findet er nirgends ſtärker ausgeprägt als in der ſchönen Kunſt.

Es bleibt uns nun noch übrig die Äſthetik zu beleuchten, welche als Kunſtlehre ſich auszubilden ſtrebt. Dieſe zeigt ſich zunächſt unſern Anſichten vom äſthetiſchen Leben günſtiger, als alle die früher betrachteten Formen der Äſthetik. Denn die Kunſt muß doch offenbar als eine Aufgabe des ſittlichen Lebens erſcheinen, und wenn wir einigermaßen gewohnt ſind das Sittliche nicht in einem gar zu beſchränkten Kreiſe, allein im perſönlichen Leben

des Einzelnen, zu betrachten, ſondern auch ſeine Regungen in den größern Kreiſen der Geſellſchaft, z. B. im Leben eines Volkes, zu verfolgen, ſo werden wir begreifen, daß dieſe Aufgabe keineswegs nur als eine willkürlich ergriffene ſich uns ergiebt, ſondern eine ſittliche Nöthigung hat, daß wir ſie löſen ſollen und daß es unmöglich iſt, die Geſammtheit des ſittlichen Lebens herzuſtellen, wenn darin nicht auch die ſchöne Kunſt ihre Stelle erhält. Denn wir werden doch wohl bekennen müſſen, daß ein Volk auf einer ſehr niedern Stufe der Bildung ſtehn müßte, wenn nicht künſtleriſche Werke von ihm gepflegt werden ſollten.

Allein dennoch müſſen wir beſorgen, daß die Äſthetik, welche rein als Kunſtlehre ſich ausbildet, einen Kreis des menſchlichen Lebens zu ſehr von dem Ganzen desſelben abſondern werde, als daß auch nur die Bedeutung dieſes Kreiſes ihr vollſtändig heraustreten könnte, indem doch der Theil nur aus ſeinem Verhältniſſe zum Ganzen richtig erkannt werden kann. Denn warum ſonſt ſondert ſie die Kunſt ſo völlig von den übrigen und beſonders von den ihr ſo nahe verwandten Aufgaben des vernünftigen Lebens ab? Unſere Beſchäftigung mit der ſchönen Kunſt, ſei es als Kunſtwerke hervorbringend, ſei es als ſolcher Werke uns erfreuend, wird ſie zwar als einer gebildeten Muße angehörig darſtellen, aber indem ihr dabei eben nur die höchſten und ausgezeichnetſten Erzeugniſſe unſerer Muße vor Augen ſtehen, wird ſie nur zu leicht verführt werden die weniger gebildeten Anfänge, auf deren Grundlage ſie beruhen, zu überſehen oder zu gering anzuſchlagen, und alsdann kann es nicht ausbleiben, daß auch die Verbindungsglieder, welche die Kunſt an das übrige Le-

ben der Menſchen anſchließen, in den Schatten treten. Wir wollen hiermit nicht etwa der Kunſtlehre die Umſicht abſprechen, zu welcher ſie ihr wiſſenſchaftliches Beſtreben führen muß, nemlich auch das Kleinſte, was als Kunſtthätigkeit hervortreten mag, in ihre Unterſuchungen mit aufzunehmen, um den ganzen Umfang der Kunſt vor Augen zu haben, ſondern nur das befürchten wir, daß ſie überſehen werde, wie auch ohne künſtleriſches Bewußtſein auf eine natürliche Weiſe, wie man zu ſagen pflegt, etwas ganz Ähnliches ſich ergiebt, wie das Kunſtwerk, etwas Schönes. Dieſes Schöne der Natur, welches am Menſchen nicht ohne ſein Zuthun, nicht ohne ſittliche Thätigkeit ſich ausbildet, welches aber auch wieder in einer ähnlichen Weiſe in der übrigen Natur gefunden wird, fällt nothwendig außerhalb der Betrachtung der Kunſtlehre, ſobald man ſie rein als Kunſtlehre behandelt.

Noch in einer andern Rückſicht iſt die Kunſtlehre in Gefahr in eine einſeitige Abſonderung ihres Gegenſtandes zu verfallen. Wenn nemlich die Kunſt ihrem Begriffe nach es mit dem Können zu thun hat, ſo wenden ſich die Unterſuchungen der Kunſtlehre auch weſentlich auf das Talent in der Darſtellung des Schönen oder auf die Ausbildung einer eigenthümlichen Tüchtigkeit in der Bearbeitung der Natur, zwar nicht zu nützlichen Zwecken, aber doch zur Befriedigung des Geſchmacks. Jenes Talent oder dieſe Ausbildung ſind aber nicht in gleicher Weiſe unter den Menſchen vertheilt, ſondern der Eine beſitzt ſie in größerm, der Andere in einem geringern Grade, manchem könnte man ſie vielleicht ganz abſprechen. Hiernach könnte nun wohl die Meinung ſich geltend machen, daß ein Unterſchied

unter den Menſchen zu ſetzen wäre, nach welchem nur einige Menſchen zur Ausübung der ſchönen Kunſt Beruf hätten, die meiſten aber nicht. Dadurch aber würde in der That das äſthetiſche Leben wieder in das Leben der Arbeit gezogen werden, denn dieſem gehört der Beruf an, da wir es doch unſern frühern Unterſuchungen nach in das Leben der Muße ſetzen mußten. Nun wollen wir zwar keinesweges leugnen, daß auch die Beſchäftigung mit der Kunſt eine Arbeit und ein Werk des Berufs werden könne, wie wir ſchon früher bemerkt haben, daß unſer Gegenſatz zwiſchen Arbeit und Muße keinesweges ausſchließender Art iſt; aber wenn die Kunſtlehre ihrer Natur nach den ſtärkſten Nachdruck im äſthetiſchen Leben eben auf die Kunſt und damit auf den beſondern Beruf in der Bearbeitung der Natur legt, ſo kann ſie kaum vermeiden die Geſchicklichkeit in der Arbeit für das Weſentliche im äſthetiſchen Leben anzuſehen und das Techniſche in der Kunſt in einer Weiſe hervorzuheben, welche den wahren Beweggründen im äſthetiſchen Leben Abbruch thut.

Faſt noch nothwendiger ſcheint uns hiermit eine dritte Einſeitigkeit der Kunſtlehre in Verbindung zu ſtehn. Wenn nemlich die ſchöne Kunſt als Beruf eines beſondern Standes angeſehn wird, des Künſtlerſtandes, welcher aber nicht wie andere Klaſſen geringerer Arbeiter zum Nutzen der übrigen bürgerlichen Geſellſchaft arbeitet, ſo ſcheint dadurch ein Beruf eingeführt zu werden, welcher nicht für die Übrigen, ſondern nur für ſich ſelbſt berufen iſt. Hieraus ſtammen die Klagen über Misbrauch der ſchönen Kunſt, über Entweihung ihrer ſelbſtändigen Würde, wenn von ihr gefordert wird, daß ſie irgend etwas den übrigen

Entwicklungen des vernünftigen Lebens leiſte, anſtatt daß man anerkennen ſollte, wie es in der Natur des äſthetiſchen Lebens liege bald vorherrſchend ſeine Zwecke geltend zu machen, bald willig andern Zwecken ſich unterzuordnen und wie das letztere eben ſo wenig der Kunſt zur Unehre gereichen könne, als es auch der Wiſſenſchaft Schande macht, wenn ſie zu Zwecken der Kunſt ſich gebrauchen läßt. Hieraus fließt auch der Künſtlerſtolz, welchen wir eben ſo wenig loben können, als jeden andern Stolz eines Standes, welcher aber natürlich daraus fließen muß, daß man den Künſtlern einbildet, ſie wären die einzigen Menſchen, welche ein wahrhaft freies Geſchäft trieben, ein Geſchäft, in welchem ſie niemanden zu berückſichtigen, ſondern ihrem Genius allein zu folgen hätten, weil man ſie nemlich die Kunſt betrachten lehrt ohne ihre Beziehung zu den Kreiſen der Geſellſchaft, für welche ſie arbeitet.

Wir wollen zunächſt an dieſen Punkt anknüpfen, um in weiterer Ausführung zu zeigen, wie die Kunſtlehre nur dadurch ihrer Einſeitigkeit ſich erwehren kann, daß ſie einem allgemeinern Standpunkt der Unterſuchung über das äſthetiſche Leben ſich anſchließt. Man hat die Meinung geäußert, der Künſtler werde in ſeinen Werken von nichts anderem getrieben, als nur von dem Beſtreben das Schöne darzuſtellen und ſich ſelbſt in dieſer Darſtellung zu genügen. Es lebe in ihm eine eigenthümliche Begeiſterung, welche an der Anſchauung der Natur und des menſchlichen Lebens ſich erzeuge und aus dieſer die Elemente des Schönen ſchöpfe. Dieſe Begeiſterung treibe ihn zum Werke an und was er hervorbringe, das ſei nichts weiter als die Äußerung des in ihm waltenden Triebes. Dabei nehme

er eben keine Rückſicht auf den Beifall oder das Misfallen, welche ihm werden könnten. Sollte es aber anders ſich zeigen, daß vielmehr Künſtler von dem Geſchmack ihrer Genoſſen, der Kunſtfreunde, ſich abhängig machten, ſo glaubt man ſie tadeln zu dürfen; man meint, in demſelben Maße, in welchem ſie ſich abhängig machten, in demſelben vergäben ſie ihrer künſtleriſchen Würde. Dem würden wir nun wohl beiſtimmen müſſen, wenn dabei die Rede wäre von einer Menge der Menſchen, deren ungebildetem oder verbildetem Geſchmacke geſchmeichelt werden ſollte durch die künſtleriſche Darbringung; aber ganz anders würde ſich die Sache ſtellen, wenn ein gebildeter Geſchmack vorausgeſetzt wird in den Freunden der Kunſt. Abhängig, werden wir freilich ſagen müſſen, kann der wahre Künſtler ſich nicht machen von irgend einer Verkehrtheit oder auch nur von einer andern Stufe der Bildung, als die, welche er ſelbſt inne hat. Er muß ſogar einen jeden Anſpruch zurückweiſen, welcher ſeiner Eigenthümlichkeit, ſeiner Originalität irgend etwas aufdrängen will, was ihr fremd und ſtörend iſt. Dies verlangt das Leben der Muße, welchem wir die Kunſt zueignen, daß in demſelben ein jeder ſeinen Neigungen, den Trieben ſeiner Perſönlichkeit ſich überlaſſe. Aber dennoch werden wir ſagen müſſen, daß die künſtleriſche Thätigkeit in allen ihren Werken an einen Zuſtand der Geſelligkeit ſich anſchließt, an einen Bildungsſtand, welcher in dieſer Zeit, in dieſem Volke verbreitet und aus welchem ſelbſt die Perſönlichkeit des Künſtlers hervorgewachſen iſt; daß ſie alsdann auch keineswegs unempfänglich ſich zeigt für Lob und Tadel der Edlen, welche dem Künſtler

ſich gleich ſchätzen können, wenn nicht in allen Rückſichten, doch in den weſentlichen, und daß ſie in voraus ihre Werke zubereitet in dem Blicke auf das, was dem Geſchmacke der wahren Freunde der Kunſt Genüge und Luſt bereiten werde. Dies iſt keine Abhängigkeit, welche der Originalität des Künſtlers Abbruch thut, ſondern nur ein Mittel, die unentwickelten Keime des ſelbſtändigen Lebens zu freier Entwicklung aufzuregen und die Schlacken der Rohheit und eines angebildeten fremdartigen Zuſatzes von ſich abzuſtreifen. In einer ſolchen Wechſelwirkung mit den Freunden der Kunſt müſſen wir den wahren Künſtler uns denken. Und in der That es wäre eine leere Abſtraction, wollten wir den Künſtler von dem Liebhaber der Kunſt im Gedanken abſondern. In ſeinem Begriffe liegt es, daß er gedacht werde umgeben von einem Kreiſe, welcher ſeiner Werke ſich erfreut, wie es im Begriffe der Urſache liegt nicht ohne Wirkung zu ſein. Wir würden ſchon eine krankhafte Stimmung in ihm vorausſetzen müſſen, welcher auch das wahrhaft Schöne hervorzubringen nicht gegeben ſein würde, wenn wir annähmen, daß er allein ſeinetwegen das Kunſtwerk vollendete, ohne den Andern die Freude an demſelben zu geſtatten oder auch nur ohne ſie dazu aufzufordern ſich desſelben zu erfreuen. Denn wir könnten fragen, wozu er es denn ausführte, wenn nicht für die Andern, da es ihm zu ſeinem eigenen Genuſſe ſchon hinreichen würde, es in ſeiner Phantaſie empfangen zu haben; ſollte er aber auch, um die flüchtige Phantaſie zu feſſeln oder ſelbſt um ſie nur im Einzelnen völlig ſich ausbilden zu können, die Ausführung des Kunſtwerkes nöthig haben, ſo würde es dennoch eine thörichte Einbil-

dung von ihm ſein, wenn er glaubte, ſeine Äußerung im Kunſtwerke ſei nur hierzu beſtimmt und habe keine Bedeutung für die Übrigen. Demnach müſſen wir es für unausführbar halten die ſchöne Kunſt allein zum Gegenſtande der wiſſenſchaftlichen Unterſuchung zu machen, abſehend von der Weiſe, wie ſie auf Andere wirkt und für dieſe Wirkung berechnet iſt, abſehend auch davon, wie ſie von Andern Wirkungen empfängt.

Wir erlauben uns noch etwas tiefer in die Wechſelwirkung einzugehn, welche hierdurch zwiſchen dem Künſtler und dem Kreiſe ſeiner Mittheilung geſetzt iſt. In der Kunſtlehre betrachtet man ſie meiſtens nur von der Seite der Einwirkung, welche die Kunſt auf ihre Umgebungen ausübt. Da erſcheint der Künſtler wie der machtvollkommene Herrſcher, welcher jede Gewalt in ſich vereinend keine Rückſicht zu nehmen hat auf die ihm Untergebenen, alles in ſeine Bahn mit ſich fortreißt und wie aus einer ungeſtalteten Materie alles aus ihnen macht, was ihm beliebt. Der Künſtler verlangt vom Kunſtfreunde nur, daß er die Schönheit ſeines Werkes mit empfänglichem Geiſte in ſich aufnehme. Dieſe Empfänglichkeit verhält ſich zu ſeinem Schaffen nur, wie das Leiden zum Thun. Wer jedoch das früher Geſagte bedenkt, dem muß dieſe Anſicht wie eine leere Dichtung erſcheinen. Das mag Gott überlaſſen bleiben auf ſo vollkräftige Weiſe ſich zu beſtimmen, wie es nach dieſer Lehre der Künſtler thun ſoll; und nur wenn jemand nichts weiter, als nur von Gott begeiſtert wäre, dem möchten wir auch wohl zugeſtehn, daß er gegen alles Übrige unempfindlich ſich verhalte außer gegen Gott und nichts weiter aus ſich aus-

ſtrömen laſſe als die Stimme des Gottes. Aber weit entfernt müſſen wir uns bekennen von jener alterthümlichen Anſicht, daß der Dichter oder der Künſtler, von welcher Art er auch ſein möge, eben nur als ein Begeiſterter des Gottes ſich erweiſe; wir erblicken vielmehr einen Menſchen in ihm, ungefähr wie wir ſelbſt ſind; möchte es auch ſein, daß er etwas über uns hervorragt, dennoch wird auch er ähnlichen Einflüſſen wie wir ſich unterworfen zeigen und, wie er giebt, nicht weniger auch empfangen. Das iſt eben, wie ſchon früher geſagt, das Verführeriſche für die Kunſtlehre, daß ſie den Werken der ſchönen Kunſt in ihren höchſten Gipfelpunkten ſich zuwendet und nun den Künſtler anſtaunt wie einen Gott unter den Menſchen, aber die Stufen vergißt, auf welchen er nur allmälig ſich erhebend zu der Höhe gelangt iſt, auf welcher er ſteht, derſelben Mittel bedürftig, durch welche wir uns erheben, und auch dann noch bedürftig, wenn er ſchon oben ſteht, um auf dieſer Höhe ſich zu erhalten. Sollte die Kunſtlehre hierüber ſich nicht täuſchen, ſo wird ſie gewahr werden, daß eine wechſelſeitige Abhängigkeit des Künſtlers und der Kunſtfreunde ſtattfindet, daß ſo wie jene ihr Publicum bilden, ſo ſie auch wieder von dieſem gebildet werden, eine Abhängigkeit, in welche beide Theile gern eingehn, weil es eben ihren Neigungen entſpricht ſich gegenſeitig auszutauſchen und ein geſelliges Verhältniß unter ſich auszubilden. Man möge nur darauf blicken, daß eine jede ſchöne Kunſt die Gegenſtände, welche ſie behandelt, aus der Bildungsmaſſe der Geſellſchaft entnimmt, welcher ſie angehört, und daß ſie eine geſchichtliche Fortbildung hat, welche um ſo ſicherer fortſchreitet, je genauer ſie dabei an

die Verhältniſſe der Geſelligkeit ſich anſchließt, in welcher ſie ſich ausbildet. Volksthümliche Sage oder Geſchichte, Religion, weitverbreitete Gelehrſamkeit bieten ihr die Stoffe dar, welche ſie bearbeitet, nicht ungern empfängt ſie die Aufgaben, welche die geſelligen Feſte bald kleinerer Kreiſe, bald eines Volkes, bald einer Kirche ihr darbieten, und um ſo vollkommner wird ſie dieſelben zu löſen geſchickt ſein, je lebendiger ſie die Intereſſen in ſich aufnimmt, welche ſolche geſellige Vereinigungen durchdringen und verbinden. Wer nur geneigt und geübt iſt die Erzeugniſſe der menſchlichen Vernunft nicht bloß da zu betrachten, wo ſie offen heraustreten und in glänzenden Erſcheinungen die Augen der ſtaunenden Menge auf ſich ziehen, ſondern ſie bis in die kleinſten und unſcheinbarſten Anfänge zu verfolgen, der wird bei den ſo eben angeregten Betrachtungen nun wohl kaum zu entſcheiden wagen, ob der Künſtler mehr thätig oder mehr leidend ſich verhalte zu ſeinem Publicum. Bedenken wir, wie die Feſte ſich bereiten, wie ſie zuerſt eine Bereitwilligkeit Vieler vorausſetzen zu einem beſtimmten Zweck, in Erinnerung an eine frühere Begebenheit, in gemeinſamen Vorſätzen für die Zukunft oder in der Freude über gegenwärtige Vorgänge ſich zu verſammeln; wie nun auch nach dieſem gegebenen Inhalte des Feſtes ein jeder eine beſtimmte Erwartung von der Form ſeiner Begehung hegt, wie allmälig dieſe Form von rohen Anfängen aus ſich verfeinert und veredelt, nicht ohne Einfluß derer, welche das Feſt ordnen, und der Künſtler, welche hierbei angeſtellt werden, aber auch eben ſo wenig ohne Einfluß der Menge, welche vom Feſte eine beſtimmte Erwartung hegt und deren Geſchmack

in jeder Weiſe zu berückſichtigen iſt, und wie ſich nun hieraus eine beſtimmte Norm, ein feſtſtehender Typus, eine Sitte und ein Stil für das Kunſtwerk ausbildet, welche alle der Künſtler beachten muß, ſo werden wir dieſen faſt in keinem andern Lichte erblicken können, als wie einen Diener der öffentlichen Anſtalten, welcher ſich hauptſächlich nur zu bemühen hat, den Sinn derſelben zu treffen und in dieſem Sinne ſeine Geſchicklichkeit aufzuwenden. Da findet ſich nun die ſich ergötzende Menge als der Herrſcher, welcher ſeinem Diener gebietet; dieſem Herrſcher zu gefallen, das iſt der Lohn des Künſtlers; ſein Beifall iſt der Gott, welcher ihn begeiſtert. Es verſteht ſich freilich, daß wir hiermit nur die Kehrſeite der Münze zeigen wollen. Das Wahre an der Sache iſt, daß ſie zwei Seiten hat, indem Künſtler und Publicum in Wechſelwirkung mit einander ſtehen, wobei kein Theil nur leidend ſich verhalten kann. Weil aber die Kunſtlehre nur die eine Seite zeigt, drehen wir um ſo gefliſſentlicher die andere Seite heraus.

Gehen wir weiter ein auf die weſentlichen Beſtandtheile des Kunſtwerks, auf die Erfindung und die techniſche Ausführung, ſo werden wir auch in beiden Rückſichten den Künſtler wenigſtens eben ſo ſehr empfangend als ausſpendend finden. Für ſeine Erfindung zuerſt iſt ihm gegeben ein beſtimmter Inhalt der Sage, der Geſchichte oder im Allgemeinen des Kreiſes von Vorſtellungen, von Gedanken und Anſchauungen, in welchem ſich ſein Geiſt entwickelt hat und in welchem auch die Menge der Zuhörer oder Zuſchauer lebt. An ihm begeiſtert er ſich; aus ihm ſchöpft er die Ideen, welche ſeine Empfindung zu einem

ungewöhnlichen Schwunge ſteigern. Dieſe Bildungsmaſſe, wenn dieſer Ausdruck erlaubt iſt, iſt nicht von ihm geſchaffen worden, ſie iſt nicht das Erzeugniß einiger Wenigen, ſondern alle, welche dem Entwicklungsgange dieſer Bildungsmaſſe angehören oder angehörten, haben an ihr gebildet von einer langen, unüberſehlichen Zeit her, und einiges wohl mag nun auch der Künſtler ihr zuſetzen, aber wie gering iſt es gegen das Ganze der Maſſe! Er thut das Seine hinzu, wie alle die Vielen, welche den Kreis ſeiner Mittheilung bilden, das Ihre hinzugethan haben. In dieſer Bildungsmaſſe, irgend wie um eine beſondere Geſtalt oder Gruppe wie um einen Kern vereinigt, wird er nun wieder den begeiſternden Gott anerkennen müſſen, welcher ihn beherrſcht, und ſo nicht allein als herrſchend, ſondern auch als beherrſcht ſich darſtellen, als ein Glied einer Kette von Wirkungen, welches in dieſer Kette auch als Urſache an ſeiner Stelle und nach ſeiner Würde ſich erweiſt. Er iſt eben ein Glied in einer geſelligen Ordnung.

Was nun noch die techniſche Ausführung betrifft, ſo wird auch in dieſer der Künſtler nur begriffen werden können, wenn man ihn in ſeinem Verhältniſſe zu einer geſchichtlichen Reihe von Entwicklungen denkt, welche theils ſeiner Kunſt im Beſondern angehören, theils aber auch über den Kreis ſeiner Kunſt hinaus ſich erſtrecken. Was das erſtere anbelangt, ſo iſt es allgemein anerkannt, daß die techniſchen Fertigkeiten und die Mittel zur Unterſtützung derſelben nur allmälig ſich ausbilden, durch Überlieferung und weiter fortſchreitende Erfindung vervollkommnet werden und daß ein jeder Künſtler daher, was die techniſche

Seite ſeiner Kunſt betrifft, nur als ein Schüler ſeiner Meiſter betrachtet werden kann. Allein von dieſer Seite wird denn doch vielleicht die Kunſtlehre behaupten können, daß ſie in den Grenzen ihres Begriffs ſich halte, indem ſie eben nur mit Künſtlern und Kunſt zu thun habe, wenn ſie den einzelnen Meiſter und ſeine Kunſtwerke zu begreifen ſuche, wie ſie ſich ergeben haben aus der Geſchichte ſeiner Kunſt. Wenn nur nicht auch zugleich darauf zu achten wäre, daß die Entwicklungen anderer Fertigkeiten, welche außerhalb der ſchönen Kunſt liegen, in dieſe mit eingreifen und theils Mittel der Kunſt darbieten, theils Anforderungen an dieſelben ſtellen. Wenn wir beſonders die Anfänge der Kunſt betrachten, ſo werden wir finden, daß ſie mit dem ganzen geſellſchaftlichen Leben ſo verwachſen ſind, daß es ſchwer halten möchte ſie aus dem Treiben eines abgeſonderten Künſtlerſtandes abzuleiten, und wenn nun doch von dieſen Anfängen auch die weitern Fortſchritte der Kunſt abhängen, ſo ergiebt ſich unſtreitig die Aufgabe die Kunſt aus der Mitte der ganzen vernünftigen Entwicklung des Menſchen zu erklären. Am offenbarſten iſt dies natürlich bei den Künſten, deren Technik am mannigfaltigſten verzweigt iſt mit dem Leben der ganzen Geſellſchaft. Dies iſt im weiteſten Umfange der Fall mit den Künſten, welche der Sprache zu ihrem Mittel ſich bedienen. Denn an der Ausbildung dieſer nimmt die ganze Geſellſchaft Theil, und wenn daher jemand die Künſte der Rede nach ihren Gründen erklären will, ſo wird er dabei nicht übergehen können, wie die Sprache als Gemeingut eines ganzen Volks ſich ausbildet, welches nicht allein für die weniger Begabten dichtet und denkt,

ſondern von welchem auch der beſte Künſtler wird bekennen müſſen, wie es ihm in ſeinen ſchönſten Werken vorgearbeitet habe.

Aber nicht weniger greifen auch die Anforderungen, welche an die Kunſt gemacht werden, in die Entwicklung der techniſchen Fertigkeiten ſo wie in die Erfindung ein und es verſteht ſich, daß alsdann dieſe zum großen Theil nicht von den Künſtlern ausgehn, ſondern von denen, welche den Künſtlern Arbeit geben. Faſſen wir dieſen Punkt noch beſonders in das Auge, ſo wird auch an ihm offenbar werden, wie wenig es ſtatthaft iſt die Entwicklung der ſchönen Kunſt als ein abgeſondertes Gebiet für die vernünftige Thätigkeit zu betrachten, mit deſſen Ausbildung nur die Künſtler zu thun hätten. Denn da, wo den Künſtlern Arbeit gegeben wird und beſtimmte Aufgaben für die Ausführung vorliegen, da kommt es natürlich weniger auf die innere Erregung, auf die Erfindung des Künſtlers an, als auf die geſchickte Handhabung der Kunſtmittel, und es miſchen ſich nun, wenn die Kunſtlehre nicht umhin kann auch ſolche Werke, die von beſtimmten Aufgaben des Beſtellers ausgehn, mit in ihre Unterſuchung zu ziehn, in ihren Lehren zwei Arten der Kunſt mit einander, von welcher die eine frei nur dem Schönen und der Phantaſie des Künſtlers folgt, die andere dagegen faſt nur auf die techniſche Ausführung ſieht. Leicht möchte jemand in Verſuchung gerathen die letztere von der äſthetiſchen Unterſuchung ganz auszuſchließen und ſie nur dem Handwerke, der Technik, zuzurechnen, wenn er nicht darauf achtete, wie tief doch dieſe Weiſe der Kunſtübung mit der Geſchichte der ſchönen Künſte verwachſen iſt und

wie ſchwer die Scheidung ſein möchte, welche man zwiſchen der ſchönen Kunſt und der reinen Technik zu bewerkſtelligen gedächte. Zwar ein Unterſchied zwiſchen beiden wird ſich wohl nicht leugnen laſſen; aber alles der letztern zuzuweiſen, in welchem ein Künſtler der Beſtellung folgt und nur getreu ihren Anordnungen nachzugehen bemüht iſt, dürfte doch das Gebiet der ſchönen Kunſt gar zu ſehr ſchmälern. Auch in dieſer Beziehung dürfen wir wohl unſerer Anſicht Raum verſtatten, daß eben das Leben der Kunſt ein geſelliges iſt und daher in ihm zwiſchen dem Künſtler und zwiſchen dem, für welchen er ſeine Kunſt übt, etwas Gemeinſchaftliches ſich ausbildet, ein Erzeugniß, welches weder dem einen, noch dem andern Theile allein zugeſchrieben werden kann. Geſetzt auch der Beſteller verlangte von dem Künſtler nichts anderes, als daß er in ſeine Idee einginge und ſie ausführte, ſo brauchte der Künſtler dadurch noch nicht ſich beſchränkt zu fühlen und nur wie ein leidendes Werkzeug; ſondern wenn jene Idee in einem Geſchmacke aufgefaßt wäre, welcher dem ſeinigen entſpräche, ſo würde er nur die Anregung von dem Beſteller empfangen, übrigens aber das Werk vollbringen, als wäre es in ſeinem eigenen Kopfe entſprungen. Und wenn nun auch das Vorausgeſetzte in ſeiner ganzen Strenge ſchwerlich jemals vorkommen ſollte, ſo müſſen wir doch vorausſetzen, daß der Beſteller den Künſtler ſich auswählen werde, welcher in ſeine Idee wenigſtens einigermaßen einzugehen im Stande iſt; denn je mehr dies ſtattfindet, um ſo beſſer wird ſeine Idee ausgeführt werden; und wir müſſen ebenfalls vorausſetzen, daß der Beſteller ſeine Idee entnehmen werde aus dem

gesellschaftlichen Bildungsstande, in welchem er und der Künstler ihre Bildung empfangen haben, so daß sie auch gemeinschaftliche Berührungspunkte in jener Idee nicht vermissen werden.

Dies sind die Gründe, aus welchen wir auch die Kunstlehre verwerfen müssen, sofern diese darauf ausgehen sollte alles das zu umfassen, was als Aufgabe einer wissenschaftlichen Ästhetik zu denken ist. Dennoch räumen wir gern ein, daß diese Form der Ästhetik dem am nächsten kommt, was unserer Ansicht nach die Lehre vom ästhetischen Leben zu leisten hat. Verfolgt sie ihren Gegenstand gründlich, so wird sie alsbald auch den Forschungen sich zuwenden müssen, welche über das Gebiet der Kunst und des künstlerisch Schönen hinausgehn. Die Kunstlehre bildet sich ihrem Wesen nach in einer doppelten Neigung aus, theils praktische Vorschriften für den Künstler zu geben, theils die Leistungen der Kunst geschichtlich überblicken zu lassen. Die praktischen Vorschriften sind aber entweder technisch und neigen sich alsdann dem Empirischen zu, denn die Kunstfertigkeit wird nur durch Übung und Erfahrung erlangt, oder sie gehen darauf aus dem Künstler die Zwecke vorzuzeichnen, welche er in der Ausübung seiner Kunst verfolgen soll; in diesem Falle können sie einen philosophischen Charakter gewinnen. Allein, wenn sie diese Seite ergreifen, so werden sie auch den Begriff des Schönen entwickeln müssen, weil der Künstler nach dem Schönen zu streben hat, und es wird sich alsdann ergeben, was wir bei der Untersuchung über die Ästhetik als Schönheitslehre gesehen haben, daß die Schönheit nicht als etwas in der Natur Gegebenes, von dem vernünfti-

gen Leben Unabhängiges gedacht werden kann, daß sie vielmehr auf das genaueste mit der Entwicklung unserer Phantasie und unseres Geschmacks in Zusammenhange steht. Ebenso wie wir nun hierbei Phantasie und Geschmack in Verbindung gefunden haben, ebenso stellen sich auch Künstler und Kunstkenner als nothwendig zu einander gehörig dar und ihr Verhältniß zu einander leitet auf die Untersuchung der geselligen Verhältnisse, in welchen beide mit einander zusammentreffen. Wenn aber von der andern Seite die Kunstlehre der geschichtlichen Untersuchung sich zuwendet, so wird ihr auf das deutlichste sich ergeben, daß die Kunst nur in einer gesellschaftlichen Verbindung sich erzeugt und an der einen Stelle aus der Entwicklung und der Blüthe eines Volkslebens ihr Gedeihen, an der andern Stelle aus dem Verfall eines Volkes ihre Ausartung hervorgeht, überhaupt aber ihr Geschick an allgemeinere Bedingungen des geselligen Lebens gebunden ist. Da werden wir es denn auch nicht ablehnen dürfen die Gründe der Kunst in der Gestalt zu suchen, welche das gesellige Leben vernünftiger Wesen in den verschiedenen Richtungen seiner Entwicklung erstreben soll.

Zweites Kapitel.

Verhältniß dieser Formen zu der Lehre über das ästhetische Leben.

In unsern bisherigen Untersuchungen sind zwar im Allgemeinen die Grundsätze entwickelt worden, von welchen

wir in einer philoſophiſchen Lehre über das äſthetiſche Leben ausgehen müſſen, da aber andere Weiſen die Äſthetik zu behandeln ſich geltend gemacht haben, ſo wird es paſſend ſein nicht allein die Einſeitigkeit dieſer nachzuweiſen, ſondern auch zu zeigen, wie ſie mit der richtigen Auffaſſungsweiſe zuſammenhängen. Auf das Letztere haben wir jetzt noch unſere Forſchung zu richten. Erſt dadurch wird uns das Verhältniß des allgemeinen äſthetiſchen Lebens zu ſeinen hervorſtechenden Erſcheinungen recht anſchaulich werden. Da aber, wie früher bemerkt, die Kunſtlehre der richtigen Geſtalt der Äſthetik am nächſten ſteht, ſo werden unſere folgenden Bemerkungen auf ſie die meiſte Rückſicht zu nehmen haben.

Wenn die Kunſtlehre zur Einſeitigkeit führt, ſobald ſie das Treiben des Künſtlers allein zum Gegenſtande der Forſchung macht ohne zur Ergänzung das Leben des Kunſtfreundes herbeizuziehen, ſo ergiebt ſich uns für die äſthetiſche Unterſuchung die Aufgabe nachzuweiſen, wie beide, Künſtler und Kunſtfreund, auseinandertreten und dennoch zuſammengehören. Ihr Zuſammengehören ſpricht ſich, wie früher bemerkt, in der Gleichartigkeit ihrer Phantaſie aus, weil der Geſchmack nur die umgekehrte Phantaſie iſt; aber um ſo ſchwieriger ſcheint es zu ſein ihr Auseinandertreten zu begründen, weil das Mittel, an welches wir es anſchließen möchten, auch wieder ihr Zuſammengehören zu gefährden ſcheint. Sehr leicht iſt es freilich zu bemerken, daß die Gaben für die künſtleriſche Darſtellung verſchieden vertheilt ſind, worüber wir uns nicht wundern können, da dieſe in das Techniſche eingreift und auf die Bearbeitung der Natur ſich bezieht, in welcher wir ſchon

gewohnt ſind die Vertheilung der Arbeiten zu finden. Da werden wir alſo unſern früher entwickelten Grundſätzen nach uns nicht bedenken können zuzugeben, daß die Natur die Talente für die künſtleriſche Darſtellung verſchieden vertheilt hat und daß der Eine vermöge dieſer Vertheilung zum Maler, der Andere zum Dichter oder zum Muſiker oder ſonſt zum Künſtler in einer andern Art der Kunſt beſtimmt iſt; wenn aber einem Menſchen keins dieſer Talente in einem ausgezeichneten Grade zugefallen ſein ſollte, ſo würden wir auch zugeben müſſen, daß dieſer nicht zum Künſtler beſtimmt ſei, ſondern auf die Seite der Kunſtfreunde ſich zu ſtellen habe. In Beziehung auf dieſe verſchieden vertheilten Gaben der Natur gilt das alte Wort, daß man ſich zum Dichter nicht mache, ſondern dazu geboren werde. Und ſo wie zum Dichter, alſo auch zum Künſtler in einer andern Art der Kunſt. Allein ſo wie es mit ſolchen Gemeinplätzen zu ſein pflegt, ſo finden wir auch bei dieſem die Gefahr ſehr nahe liegend, daß er in einer zu großen Allgemeinheit genommen werde. Wer würde ſie nicht erkennen, wenn jemand auf jenes Wort ſich berufend ſich allein ſeiner Natur überlaſſen wollte in der Ausübung ſeiner Kunſt und nicht auch mit allem Fleiße ſich bemühte ſowohl in techniſcher Fertigkeit als in innerer Bildung der Phantaſie und des Geſchmacks ſeiner Natur die mögliche und nöthige Beihülfe zu geben? Aber auch von der andern Seite droht die Gefahr, daß ein Anderer darauf ſich berufend, daß die Natur ihn zum Künſtler nicht beſtimmt habe, alle Bildung ſeiner Phantaſie und ſeines Geſchmacks vernachläſſigte und das Anmuthige und Schöne ſowohl in ſeiner innern Entwicklung als auch

in seiner äußern Erscheinung von sich wiese. Wollten wir in diesem Gebiete die Theilung der Arbeiten so weit treiben, daß nur der Eine mit der ästhetischen Bildung sich abgäbe, der Andere um dieselbe sich nicht kümmerte, so würden wir alsbald gar nicht mehr irgend eine Gemeinschaft zwischen den Künstlern und den Kunstfreunden aufzuweisen haben und in die Einseitigkeit der Künstler verfallen, welche wohl zuweilen sich geäußert hat, wenn sie nur Künstlern ein Urtheil über sich zugestehn wollten und einem jeden, welcher sie zu tadeln wagte, die Anmuthung entgegenstellten, daß er es besser machen möchte.

Offenbar legt diese Anmuthung bei Betrachtung der Kunst alles Gewicht auf die technische Ausführung, auf die Geschicklichkeit in Handhabung der Mittel, welche natürlich nur der Künstler recht zu würdigen weiß, als wenn die Mittel ohne den Zweck etwas bedeuteten; denn den Zweck werden wir doch nicht allein in der Wirkung zu suchen haben, welche das Kunstwerk auf andere Künstler, sondern auch in der, welche es auf alle übrige Kunstfreunde macht. Dennoch würde man nicht mit Unrecht behaupten, daß die Ausübung der Kunst auch eine größere Befähigung für die Beurtheilung der Kunstwerke verschaffe, und man bemerkt daher auch, daß Künstler sich lieber dem Urtheil anderer Künstler, auch in einer andern Art der Kunst unterwerfen, als dem Urtheil solcher, welche niemals in irgend einer Kunst sich versucht haben, wobei nun offenbar nicht die technische Fertigkeit, sondern nur die ästhetische Bildung überhaupt berücksichtigt wird. Es kann keine Frage sein, daß die Beschäftigung mit dem Schönen überhaupt, indem man es darzustellen sucht, um

so tiefer in die Würdigung seiner Natur einführt, je genauer die Ausführung im Einzelnen auch die Betrachtung des Einzelnen nothwendig macht. Wer unerfahren ist in der Kunst, wird meistens an den Eindruck des Ganzen sich halten und von diesem so ergriffen werden, daß darüber das Einzelne nur eine mangelhafte Berücksichtigung erfährt. Und versetzen wir uns in das Gemüth eines Künstlers, so werden wir auch wohl nicht anders sein Verfahren uns denken können, als daß er zuerst nur im Allgemeinen die Idee seines Kunstwerkes faßt, alsdann aber während der Ausführung immer mehr in das Einzelne derselben eingeht, sie in besondern Bestimmungen sich ausmalt und dadurch zu einer immer lebendigern Anschauung des Ganzen geführt wird. Setzten wir daher, es wäre jemand ohne alle künstlerische Übung, so würden wir von ihm auch sagen müssen, daß er nur wenig oder gar nicht geübt wäre in die Weise einzugehen, wie ein Kunstwerk in den Einzelheiten seiner Ausführung sich zusammensetze, worin ja doch eben nach unserer frühern Erklärung das Wesen des Ästhetischen beruht, und in demselben Grade, in welchem er hierin ungeübt wäre, in demselben würde auch seine Gemeinschaftlichkeit mit dem Künstler aufgehoben und er zum Genusse des Kunstwerks unfähig sein. Hieraus müssen wir nun folgern, daß unsere vorher aufgestellte Voraussetzung falsch sein müsse und der wahre Kunstfreund nicht ohne künstlerische Ausübung sein könne.

Dazu werden wir ja wohl auch von einer andern Seite nicht weniger gedrungen. Wenn wir vorher zur Unterscheidung der Künstler und Kunstfreunde annahmen,

die letztern würden die sein, welchen gar kein ausgezeichneter Grad des künstlerischen Talents zugefallen wäre, so ist diese Annahme schon nicht genau, sondern sofern jemanden auch nur einiges Talent zur künstlerischen Technik zukäme, würde er auch zu den Künstlern, wenn auch nicht zu den technisch ausgezeichneten Künstlern sich zu schlagen haben; zur strengen Aufrechthaltung jenes Unterschiedes würde also vorauszusetzen sein, es gäbe Menschen und zwar nicht selten, welchen gar kein Talent zur Kunst beiwohnte. Aber wie würden wir wohl die Natur rechtfertigen können, daß sie jemanden so gänzlich vernachlässigt hätte? Das gestatten wir gern und ohne Neid, daß der Eine für die eine, der Andere für die andere Kunst von Natur ein hervorragendes Talent sich zuschreiben könne; denn damit eignet er sich in der Vertheilung der Arbeiten nur einen bestimmten Beruf zu und ebenso viel als er sich herausnimmt, ebenso viel theilt er auch wieder zu allgemeinem Besten mit; es bezeichnet dies nur die Seite der Kunst, von welcher sie der Vertheilung der Arbeiten sich anschließt; aber daß jemand für die Darstellung und Äußerung des Schönen gar kein Mittel von Natur gegeben besitzen sollte, während er doch in seinem Innern das Schöne zu fühlen und von ihm begeistert zu werden befähigt wäre, das würde in der That einen unerträglichen Zwiespalt zwischen dem Äußern und dem Innern voraussetzen und eine tiefe innere Qual würde ein solcher empfinden müssen, wenn er zu erfahren verdammt wäre, daß er innerlich das Schöne hegend doch äußerlich immer nur das Häßliche oder wenigstens das ästhetische Gleichgültige zu Tage förderte. Also auch von dieser Seite

müſſen wir fordern, daß niemand ohne Anlage ſei für die Darſtellung des Schönen, und es demnach auch für ſeine ſittliche Aufgabe anſehn, daß er dieſer Anlage durch Übung zu Hülfe komme und ſo in künſtleriſcher Ausübung ſich ergehe.

Allein ſchreiben wir nun hiernach einem jeden Menſchen eine künſtleriſche Anlage zu und mithin auch einen künſtleriſchen Trieb und eine Bethätigung desſelben in künſtleriſchen Werken, ſo wird es ſich auch ohne weiteres von ſelbſt verſtehen, daß hiermit nicht die Anlage und die Übung in einer beſondern Kunſt gemeint ſein könne. Für die beſondern Künſte giebt es beſondere Anlagen und beſondere Übungen, ſo wie einen beſondern Beruf, welcher mit andern Berufsweiſen Anderer ſich nicht vereinigen läßt. Und hiermit ſpringt es denn ohne Zweifel in das Auge, daß wir eine allgemeine Kunſt zu ſetzen haben werden, an welcher Alle Theil haben mehr oder weniger, und von welcher keiner gänzlich verlaſſen ſein darf, damit er ſowohl offenbaren könne, was für ein Gefühl des Schönen in ihm lebe, als auch ſich befähigen könne das Schöne, welches Andere ihm vorführen, als etwas zu verſtehen, was in ſeinem eigenen Innern ſein Gleichartiges findet. Von dieſer allgemeinen Kunſt werden wir ſagen müſſen, daß niemand darin unerfahren ſein dürfe, welcher darauf Anſpruch mache ein ganzer Menſch zu ſein; in demſelben Maße, in welchem ſie uns fehlte, in demſelben würden wir auch unfähig ſein unſere Eigenthümlichkeit in der Mannigfaltigkeit der Erſcheinungen auszudrücken und die Eigenthümlichkeit Anderer in der Mannigfaltigkeit ihrer Erſcheinungen zu verſtehn. Wie alle Künſte würde ſie

zwar eine Fähigkeit voraussetzen zur Darstellung dessen, was in unserem Innern sich gestaltet hat, aber nicht eine besondere Fähigkeit, die sich an irgend eine besondere Art der Darstellungsmittel anschließt und in der geschickten Behandlung eines solchen Mittels sich zu erkennen giebt. Und da nun das Talent der Darstellung auch immer einen Einfluß ausübt auf die Gestaltung der Phantasie — denn unstreitig wird der Musiker in andern Phantasien sich ergehn zum Behuf seiner Kunst, als der Maler — so wird zwar auch die allgemeine Kunst eine gewisse Gestaltung der Phantasie voraussetzen, aber nicht eine solche besondere, welche einer bestimmten Art der Darstellungsmittel sich anschließt.

Man wird aus diesen Forderungen, welche wir an den Begriff der allgemeinen Kunst stellen müssen, leicht abnehmen können, daß wir nicht die Meinung derer theilen, welche in der Dichtkunst die allgemeine Kunst gesucht haben. Denn diese ist in der That eine besondere Kunst, welche sich eines besondern Kunstmittels bedient, der gebundenen Rede; sie setzt ein besonderes Talent in dieser Art der Rede bei dem voraus, welcher sich berufen fühlt ihr seine Kräfte zu weihen; wir können daher auch nicht von jedem fordern, daß er in ihr sich üben solle; sie giebt auch der Phantasie eine besondere Richtung auf das, was in Worten sich ausdrücken läßt. Zwar wird man sagen können, daß die Rede ein allgemeiner verbreitetes Mittel ist sein Inneres zur Darstellung zu bringen, als die Mittel aller übrigen schönen Künste, daß ein jeder an der Ausbildung dieses Mittels einen Antheil hat und schon für den gewöhnlichen Verkehr des Lebens sich bemühen muß

mit der Handhabung dieſes Mittels einigermaßen ſich vertraut zu machen. Daraus aber mag denn wohl geſchloſſen werden, daß die Übung der Dichtkunſt weiter ſich verbreiten könne, als die Übung einer jeden andern ſchönen Kunſt, aber daß ſie allgemein ſein ſolle, folgt daraus nicht; denn es iſt immer noch ein bedeutender Unterſchied zwiſchen der Übung der Rede zum gewöhnlichen Verkehr und zur Darſtellung des Schönen, und wenn auch die Rede das am weiteſten verbreitete, vielleicht auch das vollkommenſte von allen beſondern Mitteln für die Darſtellung ſeines Innern iſt, ſo iſt ſie doch keineswegs das einzige.

Den Begriff der allgemeinen Kunſt haben wir daher in einem viel weitern Kreiſe zu ſuchen. Sie wird an kein beſonderes Mittel der Darſtellung gebunden ſein, ſondern nach Belieben das eine oder das andere gebrauchen, alle aber nur als beſondere Weiſen eines gemeinſamen Mittels, durch welches alle Äußerung hindurchgeht, zu ihren Zwecken behandeln. Dieſes gemeinſame Mittel der Äußerung iſt nun aber überhaupt das in die Erſcheinung heraustretende Leben, und die allgemeine Kunſt, in welcher jeder ſich üben ſoll, wird daher auch keine andere als die Kunſt des Lebens ſein können.

Von einer Kunſt des Lebens hat man oft geſprochen; man hat auch wohl anerkannt, daß es eine ſchöne Kunſt ſei dieſes Leben durchzuführen ſich ſelbſt und Andern zum Wohlgefallen; aber man wird ſich dabei auch nicht verhehlt haben, daß man nur in uneigentlichen Ausdrücken es in ſolcher Weiſe bezeichne. Dennoch auch im uneigentlichen Sinn dieſe Ausdrücke genommen, in ihnen wird

das Leben mit der Kunſt verglichen, und ſoll die Vergleichung nicht ganz unpaſſend ſein, ſo muß es eine Ähnlichkeit mit der Kunſt haben oder es muß in ihm etwas Kunſtartiges geben, nicht etwa blos hier und da zufällig vorkommend, ſondern, weil die Begriffe mit einander verglichen werden, muß auch in den Begriffen des Lebens und der Kunſt eine Ähnlichkeit liegen. Es wird nicht ſchwer halten dieſe nachzuweiſen. So wie unſtreitig der Künſtler in ſein Kunſtwerk ſeinen Sinn oder, wie wir früher ſagten, ſeine Welt- und Lebensanſicht niederzulegen ſucht, ſo wird auch niemand bezweifeln, daß ein jeder noch bei weitem mehr nicht umhin kann in ſein ganzes Leben ſeinen Sinn, ſeine Welt- und Lebensanſicht auszudrücken. Und man wird es nicht leugnen wollen, daß dies, wie im Kunſtwerke, ſo im Leben nicht eine wiſſenſchaftliche Anſicht iſt, ſondern eine irgendwie eigenthümlich gebildete. In der Kunſt herrſcht die Phantaſie und der Geſchmack; aber wer nur einigermaßen zum Bewußtſein über ſein Leben gelangt iſt, der wird auch anerkennen müſſen, daß die Weiſe, in welcher es ſich zuſammenſetzt, nicht nach allgemeinen Geſetzen geregelt werden kann, ſondern daß, die äußern Zufälligkeiten ungerechnet, die Kraft, welche es innerlich bildet, einem eigenthümlichen Zuge der Phantaſie und des Geſchmacks folgt. Jeder wird in ſeiner Art aus der einen in die andere Beſchäftigung, aus dem einen in den andern Lebensact überzugehen im Großen, wie im Kleinen mehr oder weniger von ſeiner perſönlichen Neigung oder von einer Ordnung des Lebens beſtimmt, die er ſich gewählt hat, in dieſer Wahl geleitet von ſeinem Geſchmack, von ſeiner Phantaſie. Die Mannigfaltig-

keit unſerer Lebensentwicklungen, in welcher wir aus einem Gedanken oder Vorſatze in den andern übergehn, bald früher Beſchloſſenes feſthaltend und ausführend, bald auch anderes als das früher Betriebene ergreifend, bildet eine Zuſammenſetzung, in deren Anordnung, wie bunt oder wie einförmig ſie ausfallen möge, unſere Phantaſie beſtändig thätig iſt; was ihr als ſchwierig oder leicht, als erreichbar oder unmöglich, als ein würdiges Ziel des Eifers oder als geringeres Werthes erſcheint, das ergreifen wir oder ſtoßen wir von uns. Damit ſoll freilich nicht geſagt ſein, daß nicht auch unſer Verſtand unſer Leben regelte; aber dies findet ja auch bei der künſtleriſchen Thätigkeit ſtatt, und ſelbſt die Überlegungen des Verſtandes ſchließen die Einwirkungen der Phantaſie keineswegs aus. Wir führen ſie fort, wir brechen ſie ab, und fragen wir nach dem Grunde, ſo iſt es wieder die Phantaſie, welche uns das eine oder das andere als räthlich erſcheinen läßt. Genug überblicken wir nur unſer Leben und die Ordnung, welche wir in dasſelbe einführen, ſo werden wir wohl Grund genug finden darin eine Zuſammenſetzung von Elementen zu erblicken, welche von der eigenthümlichen Richtung unſerer Phantaſie beſtimmt wird. Das Gemüth des Lebenden drückt ſich darin aus; je mehr es mit ſich einig iſt, um ſo ſicherer wird ſich das Leben in ſeinen beſtimmten Bahnen bewegen, je zerriſſener es ſchwankt, um ſo unruhiger wird auch das Leben in die äußerſten Gegenſätze ſich umherwerfen. Man kann daher das Leben überhaupt als ein Kunſtwerk betrachten, ſei es daß es gelungen ſich abrundet, ſei es daß es unzuſammengehörige Elemente zuſammenzuzwingen ſucht und

ohne Befriedigung und Beruhigung den Betrachter von ſich entläßt; in jenem Falle iſt es eben nur ein gelungenes, in dieſem ein mislungenes Kunſtwerk.

Aber indem wir dies ausſprechen, gemahnt uns ſchon unſer Ausdruck an die Seite, auf welcher unſer Gleichniß lahmt. Sollten wir wohl das Leben irgend eines Menſchen ſo gelungen abgerundet finden, wie ein Kunſtwerk? Und wenn es nun auch einem oder zweien gelingen ſollte ihr Leben künſtleriſch zu geſtalten, ſo würden wir doch wohl geſtehen müſſen, daß wir der Menge der Menſchen ein für ihre Kräfte viel zu ſprödes Material zugewieſen hätten, wenn wir an ſie die Anforderung ſtellen wollten, ein jeder aus ihrer Mitte ſollte aus den oft widerwärtig und ſehr ungefügig ſich aufdrängenden Verwicklungen ſeines Lebensganges ein Kunſtwerk zu bilden wiſſen. Wenn wir eine ſolche Anforderung im Sinn hätten, ſo würden wir uns vorkommen wie ein Lehrer, welcher das Leichtere den Händen ſeines ungeübten Schülers entzöge und ihm dagegen das Schwerere zumuthete. Denn gewiß iſt es doch zwar ſchwer genug den Marmor und die Töne, und wie ſonſt das Material der einzelnen Künſte heißt, kunſtgemäß zu handhaben, aber dennoch leichter, als unſer Leben mit allen den Zufälligkeiten, die uns treffen, durch die allgemeine Kunſt, welche wir fordern, zu bewältigen, daß es in einem Sinn ſei und als ein Ganzes ſich darſtelle.

Unter den Schwierigkeiten, welche hierbei vorliegen, unterſcheiden wir zwei, von welchen wir die kleinere zuerſt erwähnen wollen. Wir finden ſie darin, daß in unſer Leben vielerlei ſich einmiſcht, was die Nothwendigkeit uns abdrängt, was zuweilen den niedrigſten, zuweilen auch

höhern Bedürfniſſen dienſtbar iſt, was wir nicht der Schönheit wegen ſuchen, ſondern nur aus Nothdurft zulaſſen. Wir können zwar zugeben, daß auch über dieſe nothwendigen Arbeiten unſeres Lebens ein Sinn ſich verbreiten laſſe, der das Schöne anſtrebt, daß ſelbſt in den kleinſten Verrichtungen, wenn ſie nur gehörig zuſammengefaßt werden, noch die Einheit der Geſinnung, der Lebens- und Weltanſicht des Lebenden, die ganze Geſtaltung ſeiner Phantaſie ſich andeute; allein daß ſie dabei weniger hervortritt, als der Zufall, daß neben der leiſen Andeutung jenes Sinnes eine ſchwere Maſſe des vom Geſchick oder Ungeſchick Herbeigeführten ſich breit macht und unſere Abſichten verdeckt, das beweiſt eben, daß nicht das ganze Leben als Kunſtwerk durchgearbeitet worden und nicht alle Theile des Lebens in gleicher Weiſe als einem Kunſtwerke angehörig angeſehn werden können. Aber wir haben noch eine größere Schwierigkeit zu bemerken. Wir ſprachen vorher von der Abrundung des Kunſtwerkes zu einem Ganzen, und gewiß iſt dies eine der erſten Forderungen, welche wir an ein Kunſtwerk als ſolches machen müſſen, daß es ein Ganzes darſtelle oder in irgend einer Weiſe ſich abſchließe, damit es auch dem, welcher daran ſich erfreuen will, eine Beruhigung gewähre. Allein wie iſt es denn mit unſerem Leben beſchaffen? Von Natur iſt der Anfang gegeben und das Ende. Daran hat die Kunſt keinen Antheil. Und möchten wir nun auch den Anfang des Lebens als ein von Natur gegebenes Material betrachten, welches verarbeitet werden ſoll, wie bei allen Künſten ein ſolches vorkommt, von dem Ende werden wir nicht dasſelbe ſagen können. Da ſchneidet die Nothwen-

digkeit das Gewebe ab, vielleicht an dem Punkte, wo der Künſtler eben gedachte das Gewirr früher nicht ohne Abſicht angelegter Fäden zu einem Ganzen zuſammenzufaſſen und die Bedeutung des Einzelnen durch ſeinen Zuſammenhang mit dem beabſichtigten Ende zu enthüllen. Da es ſo iſt, kann niemand darauf hinarbeiten aus ſeinem Leben ein Kunſtwerk zu machen; ja wenn es jemand thäte, über den müßten wir einen Schauder empfinden, wie über den, welcher am Schluſſe ſeines Lebens aufforderte ihn zu beklatſchen, weil er ſeine Rolle gut durchgeführt habe. Wir müſſen eben erwarten, daß unſer Leben nach dem Schluſſe des gegenwärtigen noch etwas weiteres bieten werde, dazu geeiguet die Räthſel dieſes Lebens aufzulöſen und die ſcheinbar verworrenen Fäden desſelben zu einem Ende zuſammenzuknüpfen. Wollte aber jemand hierdurch ſich nicht abhalten laſſen das Leben als ein Kunſtwerk zu betrachten, ſondern eben darauf ſehen, daß es in einem künftigen Leben noch weiter ſich abrunden und zu einem geſchloſſenen Ganzen ſich geſtalten werde, ſo daß wir es wenigſtens als das Bruchſtück eines Kunſtwerkes anſehn dürften, ſo würden wir hierin nur eine ungehörige Vermiſchung des Äſthetiſchen mit dem Religiöſen erblicken können, weil dieſe Betrachtungsweiſe über das Anſchauliche hinausgeht und eine Einheit aller Entwicklungen ſetzt, welche in der Mannigfaltigkeit der Erſcheinungen nicht nachgewieſen werden kann. Wir können dieſelbe nur mit der Anſicht vergleichen, welche auch zuweilen geäußert worden iſt, daß die ganze Welt als etwas Schönes und als ein Kunſtwerk von uns angeſehn werden müſſe. Beide Anſichten gehn vom tranſcendentalen Standpunkte aus;

ſie fordern etwas, was ſie nicht anſchaulich darlegen können. Aber das Schöne und das Kunſtwerk ſollen etwas Anſchauliches ſein. Alſo wir können das Bekenntniß nicht umgehn, daß unſer ganzes Leben als Kunſtwerk ſich uns nicht geſtalten wolle, weil es die weſentliche Bedingung eines ſolchen, ein geſchloſſenes Ganzes zu ſein, nicht zu erfüllen vermöge.

Aber wenn wir uns nun auch genöthigt ſehen von allen den angeregten Punkten aus nachzugeben, daß wir nicht im eigentlichen und ſtrengen Sinn das Leben in ſeinem Ganzen genommen als ein Kunſtwerk betrachten können, ſo werden wir dennoch nicht aufgeben dürfen wenigſtens eine Ähnlichkeit des Lebens mit einem Kunſtwerke anzuerkennen. Und wenn eine Ähnlichkeit, ſo auch wenigſtens theilweiſe eine Gleichheit, ſo daß an einzelnen Punkten des Lebens das Künſtleriſche ſich uns wird herausſtellen müſſen. Wo nun dieſe Punkte zu ſuchen ſein werden, kann nach unſern frühern Sätzen kaum die Frage ſein; aber in voraus werden wir bemerken müſſen, daß auch dieſe Punkte keineswegs ganz ſich abſondern werden von den übrigen, um ausſchließlich für ſich das Schöne in Anſpruch zu nehmen. Vielmehr mit den übrigen Beſtandtheilen des Lebens werden ſie ſich verſchmelzen und ihnen das Schöne mittheilen, ſo daß ſie nur hervorragend vor den übrigen die künſtleriſche Thätigkeit zur Anſchauung bringen, während dagegen die übrigen Beſtandtheile ſie zwar auch verrathen, aber doch nur als etwas Untergeordnetes in ſich aufnehmen. Wenn aus unſern frühern Unterſuchungen hervorging, daß es das Leben der Muße iſt, welches der künſtleriſchen Thätigkeit Raum und Frei-

heit giebt, so werden wir zwar gestehn dürfen, daß in dem Leben der Arbeit wir einen Stoff vor uns haben, welchen die Nothwendigkeit uns aufdrängt und welcher eben deswegen nur widerwillig sich zum Schönen bearbeiten und die eigenthümliche Gesinnung eines jeden nur sparsam durchblicken läßt; denn bei der Arbeit dürfen wir unserer Phantasie nur wenig Freiheit gestatten; allein daß dabei die Äußerung der Eigenthümlichkeit gänzlich fehlen werde, dürfen wir doch nicht behaupten, aus Gründen, welche schon früher von uns angeführt wurden und welche durch die so eben angestellten Betrachtungen noch in ein neues Licht treten müssen. Die Wahl unserer Arbeit schließt ja wohl fast immer unsere Neigung zu einer bestimmten Art der Arbeit ein und je mehr unsere Arbeit uns zur Neigung wird, um so mehr erscheint sie uns als etwas Schönes, verflicht sich mit den Richtungen unserer Phantasie und stellt sich nicht als etwas uns Abgedrungenes, sondern als einen Ausfluß unserer Eigenthümlichkeit dar. Dabei können wir ihr auch eine bestimmte Ordnung, ein sicheres Maß im Wechsel der Thätigkeiten geben und eine Harmonie des Verlaufs in sie bringen, welche der Schönheit wenigstens sich nähert. Endlich aber die Weise, in welcher wir die Arbeit mit der Muße verflechten, wird nicht weniger nach einem bestimmten Ebenmaße trachten und dadurch bestrebt sein die eigenthümliche Bildung des Innern zu einer schönen Darstellung zu bringen. So werden wir denn allerdings anerkennen müssen, daß die Nothwendigkeit der Arbeit keineswegs das Künstlerische aus unserem Leben völlig ausschließt; vielmehr wenn nur eine schöne Seele in uns sich ausgebildet hat, so wird

dieſe auch ſich auszubreiten wiſſen über den ganzen Zuſammenhang unſeres Lebens und ſelbſt das Nothwendige, wenn nicht völlig, doch theilweiſe bemeiſtern, daß es der Ausdruck ihrer Schönheit und eine ſeelenvolle Darſtellung werde. Aber freilich gelingt es uns wohl auch beim beſten Willen nicht völlig eine ununterbrochene Gleichmäßigkeit in unſer Leben zu bringen, eine Gleichmäßigkeit, in welcher unſere Seele in allen Zeiten gleich ſtark ſich ausſpräche, ihr Weſen enthüllte und die Maſſe des uns umgebenden Stoffes zu ihrer Darſtellung dienſtbar machte. Findet nun ein Wechſel ſtatt zwiſchen dem ſtarken und dem ſchwachen Ausdruck unſerer Seele oder unſerer Eigenthümlichkeit, ſo wird dieſer freilich nicht allein von äußern Bedingungen abhängen, ſondern auch von der Thatkraft unſerer Seele und dieſe wird in der Arbeit ebenſo gut als in der Muße ſich finden; aber wenn wir auf die äußern Bedingungen ſehn, ſo werden wir ſagen müſſen, daß ſie da günſtiger ſind, wo wir weniger der Nothwendigkeit dienen und mehr unſern Neigungen freien Spielraum laſſen können, welches denn eben im Leben der Muße der Fall iſt. Daher werden wir auch dies als den eigentlichen Schauplatz der künſtleriſchen Thätigkeit zu betrachten haben und ohne Beſchränkung fordern dürfen, daß ein jeder in ihm als Künſtler ſich erweiſen ſolle, es ſchicklich anordnend, mit Anmuth und Schönheit, ſo weit er vermag, es ausſchmückend, ſein ganzes Gemüth, ſeine ganze Seele in dasſelbe legend. Sich ſelbſt ſoll er dadurch genügen, daß er ſeine Phantaſie in dieſem Theile ſeines Lebens walten läßt und die Neigungen ſeiner Seele in den ſchönſten Einklang bringt, und auch für Andere

ſoll er die Schönheit ſeiner Seele herauskehren und ſie zur Darſtellung bringen in der Geſelligkeit, in welche, wie früher gezeigt, das Leben der Muße auszuſchlagen liebt. Hier haben wir nun in der That eine allgemeine Kunſt, der ſich niemand entziehen ſoll, weil er ſich derſelben nur entziehen kann zur Verkümmerung des ganzen Lebens, wenn anders das richtig iſt, was wir früher darüber ausgeführt haben, daß wir der Muße bedürften. In dem Leben der Muße und der freien Geſelligkeit ſondern ſich alsdann auch geſchloſſene Glieder ab, welche einen künſtleriſchen Charakter an ſich tragen, wiewohl nicht geleugnet werden ſoll, daß dieſe immer in einem Beſtreben begriffen ſein werden einem größern Ganzen ſich unterzuordnen, der Darſtellung nemlich der Eigenthümlichkeit überhaupt, und damit auch in das ganze übrige Leben überzugreifen. Allein etwas Ähnliches findet ja auch bei Kunſtwerken ſtatt, welche im ausſchließlichen Sinn ſo genannt zu werden pflegen; auch ſie eröffnen nicht ſelten eine weitere Ausſicht, deuten noch etwas an, was außerhalb der abgerundeten Darſtellung liegt, und ſtellen ſich ſo als Glieder einer größern, jedoch anſchaulichen Einheit dar. Wenn auch dies Hinausdeuten über den beſtimmten Kreis einer Darſtellung im gewöhnlichen Leben der weltlichen Muße in einem höhern Grade ſtattfinden ſollte, als bei den Erzeugniſſen der ſchönen Kunſt, ſo hindert der Gradunterſchied doch nicht die Gleichartigkeit beider anzuerkennen und ſomit auch die allgemeine Kunſt als den Inhalt deſſen zu betrachten, was im Leben der Muße und der Geſelligkeit nach der weltlichen Seite zu betrieben wird.

Hierauf gründet ſich nun auch der Anſpruch, welchen ein jeder darauf hat in der Beurtheilung der Kunſtwerke ſeinem Geſchmacke zu folgen, da er ſich ſelbſt anſehen darf als nicht völlig unerfahren in der künſtleriſchen Thätigkeit, vielmehr vertraut mit den Erforderniſſen zur Erfindung wie zur Darſtellung des Schönen. Er ſelbſt hat ſeine Phantaſie geübt in den Zeiten der Muße, hat ſich da ausgemalt, was er liebenswürdig findet, und ſeine Seele zur Schönheit auszubilden geſtrebt; er ſelbſt hat auch dahin getrachtet die innere Schönheit, welche ihn belebt, Andern zur Anſchauung zu bringen und die Mittel, wodurch dies geſchehen kann, zu überlegen Veranlaſſung gehabt. So wird er denn auch fähig ſein, was Andere in ähnlicher Weiſe leiſten, aus den Mitteln heraus, welche ſie gebrauchen, ſich zum Verſtändniß zu bringen und die Wendungen ihrer Phantaſie in ſeiner Phantaſie zu verfolgen. Hierauf beruht alle Bildung des Geſchmacks. Je mehr die Seele ſich ſelbſt zur Schönheit ausgebildet hat, um ſo empfänglicher iſt ſie auch für die Schönheiten, welche im Äußern ſich ihr zu erkennen geben, und je geübter ſie iſt im Ausdrucke des Schönen, um ſo fähiger iſt ſie dem Ausdrucke Anderer ſeine Bedeutung abzuleſen. Aber wir müſſen nun auch hierin die innige Verbindung erkennen, in welcher das Verſtändniß der Kunſt mit der Ausübung derſelben ſteht. Es iſt eben, daß die innere Bildung der Seele nicht anders als ſtreben kann auch in das Äußere herauszutreten; eine jede Übung der Kunſt haben wir aus dieſem Beſtreben abzuleiten und deswegen werden wir auch jede Art der Kunſt, nicht allein die allgemeine Kunſt des Lebens, ſondern auch die beſondern

Künſte, aus der allgemeinen Bildung der Seele zur Schönheit ableiten müſſen.

Von dieſer Seite beſonders werden wir die Kunſtlehre ungenügend finden, wenn ſie ſich darauf beſchränkt die beſondern Künſte und ihre Leiſtungen zu unterſuchen ohne ſich auf die allgemeine Kunſt einzulaſſen und das äſthetiſche Leben, deſſen Erzeugniß dieſe iſt, als die Quelle aller beſondern Künſte zu betrachten. Wir werden nicht anders als ſagen können, daß eine jede beſondere Kunſt nur dadurch entſteht, daß ſie von einem allgemeinen Boden ſich abſondert, auf welchem ſie mit allen übrigen Künſten zuſammengewachſen iſt und von welchem ſie gemeinſchaftlich mit dieſen ihre Nahrung und ihr Leben empfangen muß. Das Schöne muß ſich uns innerlich darſtellen als eins, nur ſeine äußerlichen Darſtellungen nehmen verſchiedene Geſtalten an; ſo iſt die Begeiſterung des Menſchen für das Schöne eine und dieſelbe; aber auf verſchiedene Weiſe äußert ſie ſich. Das Kunſtwerk würde zu einem leeren und bedeutungsloſen Machwerk herabſinken, mit welcher außerordentlichen Fertigkeit es auch ausgeführt ſein möchte, wenn nicht eine ſchöne Seele darin ſich ausſpräche. Es iſt nur eine Ziererei, wenn es nicht einer vollen Seele entquillt. Es kommt daher zur Ergründung der Kunſt darauf an zu erkennen, wie eine ſolche volle Seele ſich bildet, wie ſie alsdann einen Trieb fühlt im Kunſtwerke ſich auszuſchütten, und zuletzt, woher ſie die Mittel nimmt, durch welche es ihr gelingt ihr Inneres in das Äußere zu ergießen. In allen dieſen drei Punkten werden wir auf die allgemeine Kunſt des Lebens geführt, wie wir ſie eben beſchrieben haben.

Offenbar bildet das Leben überhaupt die Seele und erfüllt ſie mit den Ideen, welche in der Schönheit Geſtalt gewinnen. Und gewiß wird hierzu der Theil des Lebens vorzugsweiſe beitragen, in welchem der Menſch entfeſſelt vom Dienſte für die nothwendigen Bedürfniſſe ſich ſelbſt lebt und ſeinen Neigungen nachgehend ſeine Eigenthümlichkeit ausbildet. Dies müſſen wir daraus ſchließen, daß von einem jeden Kunſtwerke mit Recht verlangt wird, es ſolle die Eigenthümlichkeit, die Originalität des Künſtlers erkennen laſſen. Da werden wir nun ſagen müſſen, daß ein jedes Kunſtwerk ſeiner innern Auffaſſung nach aus dem Leben der Muße hervorgehe nicht als etwas willkürlich Gemachtes, ſondern als ein in natürlicher Fortbildung ſich ergebendes Glied unſerer Muße, wie die Blüthe oder die Frucht eines langen Lebens, welche von deſſen übrigen Entwicklungen ſich zwar abſondert, aber dennoch in den übrigen Gliedern desſelben Lebens ihre Vorbereitungen und ihre nothwendigen Bedingungen anerkennt. Wenn wir lange in halb unbewußten Trieben und Neigungen, bald hierhin, bald dahin gewendet uns gehen ließen, allmälig aber doch ein Bewußtſein über die Bedeutung dieſes Treibens in uns aufdämmerte, wie ein Räthſel, welches wir uns löſen müßten, dann geht uns wohl plötzlich ein Licht auf, das Wort findet ſich für die Löſung des Räthſels, wäre es auch nur zur Deutung eines Theils der Regungen, welche unſern Buſen bewegen, zu einem neuen Bewußtſein über uns ſelbſt ſind wir erwacht, und in dieſer Offenbarung unſeres Innern fühlen wir uns beglückt, aber auch angetrieben weiter nachzuforſchen und, was in einem einzelnen Punkte uns aufge-

gangen, über die ganze Mannigfaltigkeit unſerer Anſchauungen zu verbreiten. So wird das Bewußtſein unſerer Eigenthümlichkeit ein Keim, der ſich weiter entwickeln und in einer Fülle immer deutlicher heraustretender Geſtalten ſich verzweigen will; zu verſchiedenen Zeiten ſetzt es nun Knoten für neue Entwicklungen an; bald nimmt es neuen Stoff von außen in ſich auf und ſogleich muß es auch beſtrebt ſein dieſen in ſich zu verarbeiten; bald findet es auch noch andere Seiten und Richtungen in ſich auf, welche bisher unerhellt geblieben, und auch dieſe zur anſchaulichen Geſtalt herauszubilden findet es ſich aufgefordert. Nicht nothwendig richtet es unmittelbar unſern Blick auf uns ſelbſt; aber wenn auch das Räthſel und ſeine Löſung die äußere Welt betreffen ſollten, ſo iſt dies doch dieſelbe Welt, welche in unſerem Innern ſich abſpiegelt, und eine Löſung über ſie iſt auch eine Löſung über uns. So haben wir die Stimmung uns zu denken, in welcher der wahre Künſtler zur künſtleriſchen Erfindung ſich angeregt fühlt; aus dem Leben geht ſie hervor, in welchem er ſeiner ſelbſt ſich bewußt wird, welches er in der Muße für ſich lebt, ſeinen Bedürfniſſen enthoben, ſeiner Selbſtbeſinnung zugewendet. Seine künſtleriſche Idee iſt in nichts anderem von dem übrigen Leben ſeiner dem Schönen gewidmeten Muße verſchieden, als darin, daß in ihr ein höherer Grad der Steigerung ſeines Bewußtſeins über ſich ſelbſt ſich ergeben hat.

Aber ſo wie jemand ſeine Seele erfüllt ſieht, ſo ſchließt ſich daran auch das Beſtreben ſich mitzutheilen an. Wer einen Aufſchluß über die Regungen ſeiner Seele erfahren hat, der fühlt das Verlangen ihn auszugießen wenigſtens

in den Busen seiner Vertrauten. Doch auf diesen engern Kreis der Mittheilung beschränkt sich das Verlangen nicht, wenn der Aufschluß über uns selbst, welchen wir empfangen haben, geeignet ist, einem größern Kreise zugänglich gemacht zu werden. So wie er eine ausgetragene Frucht geworden, führt er uns einer größern Geselligkeit zu, wenn es die Muße gestattet. Die für die Darstellung des Schönen erregte Seele, die volle Seele des Künstlers ist nun eben eine solche, welche einer solchen Frucht sich bewußt ist. In der Darstellung rundet sie sich freilich noch mehr ab; aber in ihren Hauptzügen liegt sie doch schon unserem Bewußtsein vor, wenn eine wahrhaft künstlerische Erregung uns zur Kunst antreibt. Daher muß auch eine jede schöne Kunst aus der Natur der größern Geselligkeit, welche in den ausgebreiteten Gemeinheiten des menschlichen Lebens sich ausbildet, begriffen werden. So wie die Arbeit Muße gestattet, finden wir, wo nicht unglückliche Verhältnisse oder das Bedürfniß für künftige Zeiten uns zu sammeln verhindernd eintritt, zu geselliger Mittheilung uns aufgefordert; denn wir haben immer etwas von unserer Eigenthümlichkeit zu verrathen. Aber nicht allen können wir frei uns mittheilen, so lange die Dinge, welche uns bewegen, noch in der Gährung sind, so lange wir nichts Bedeutendes darzubringen haben, welches viele zu ergreifen vermag, auch solche, die uns ferner stehen, weniger uns ihren Antheil zuwenden, weniger mit uns bekannt die geringern Äußerungen unserer Eigenthümlichkeit nicht zu verstehen vermögen. Der weitern Geselligkeit daher eines ganzen Volkes oder aller für Schönheit empfänglichen Menschen uns mitzutheilen sind wir nur dann ge-

ſchickt, wenn in ſichern Zügen, in einer bedeutſamen Weiſe unſer Weſen ſich uns enthüllt hat; dann aber finden wir uns auch unausbleiblich getrieben etwas zu unternehmen, was das in uns Verborgene dem weiteſten Kreiſe veröffentlichen könne, einem Kreiſe, den wir kaum einigermaßen kennen, in welchem wir nur eine allgemeine Empfänglichkeit für die Offenbarungen einer eigenthümlich gebildeten Natur ahnden. Dies ſind nun die Momente, in welchen das abgeſonderte Kunſtwerk ſeine erſte Entſtehung feiert.

Aber um uns mitzutheilen müſſen wir nun auch die geeigneten Mittel ergreifen, und in nichts anderem werden wir ſie finden können als in den Mitteln der Geſelligkeit überhaupt, in welcher ein jeder gewohnt iſt ſich auszudrücken und von Andern den Ausdruck ihres Innern entgegenzunehmen, nur daß da, wo das Bewußtſein der Eigenthümlichkeit ſich geſteigert hat, auch die Mittel in einem geſteigerten Grade der Kunſtfertigkeit in Anwendung zu bringen ſein werden. Von dieſer Seite werden wir nun freilich ſagen müſſen, daß nicht einem jeden, wenn er etwas allgemein Bedeutſames in ſich ausgebildet hat, ſogleich die Fertigkeit zu Gebote ſtehen werde, welche zur Darſtellung desſelben verlangt wird. Sie zu gewinnen muß ein jeder lange ſich üben, und es könnte wohl ſein, daß auch eine ſolche Übung ihn nicht zum Ziele führte, wenn die Natur das Talent für die beſondern Künſte verſagt haben ſollte. Dann iſt er eben nicht geboren für ſolche künſtleriſche Werke, welche die Aufmerkſamkeit der Geſelligkeit in ihrem größeſten Kreiſe auf ſich ziehen und feſſeln können, ſondern er muß ſich begnügen die allgemeine

Kunſt zu üben, welche immer nur in einem kleinern Kreiſe der Geſelligkeit ſich geltend machen kann. Aber die ſich abſondernden Künſte ſchließen ſich doch alle an das geſellige Leben überhaupt an, manche in einem nähern, manche in einem entferntern Sinne. Keine gewiß näher als die, welche unmittelbar die Perſon des Künſtlers ſelbſt in Anſpruch nehmen. Denn dieſe iſt ja zunächſt und von Natur dazu gebildet die Eigenthümlichkeit des Menſchen darzuſtellen. Und ſo erſcheinen denn auch Mimik und Tanzkunſt, ſo wie die Künſte der Rede, bis zur Muſik der Stimme geſteigert, als unmittelbare Ausflüſſe des geſelligen Lebens, und wer ihre räthſelhaften Anfänge begreifen will, darf es nicht verſchmähen die Formen der Geſelligkeit, an welche ſie ſich angeſchloſſen haben, mit aufmerkſamem Auge zu muſtern. Aber wenn auch die Perſon des Künſtlers die nächſten Mittel zur Darſtellung der ihm eigenthümlichen Erregung darbietet, ſo ſchließen ſich daran doch ungeſucht andere Mittel an, welche mit der Perſon in eine unmittelbare Verbindung treten, wie die theils verhüllende, theils ſchmückende Kleidung, wie das muſikaliſche Inſtrument, welches den Ton der Stimme hebt und begleitet. Solche Mittel werden um ſo nothwendiger, je mehr die Perſon in ihrer unmittelbaren Erſcheinung hemmenden Naturbedingungen unterworfen iſt, die bald ſtörende Nebenbegriffe wecken, bald einen vollen Ausdruck der innerlich ausgebildeten Phantaſie nicht geſtatten wollen. So wie der Leib des Menſchen und alle ſeine organiſchen Bewegungen der nächſte Ausdruck ſeines Willens ſind, ſo bleiben dieſelben doch einer Reihe von Naturproceſſen unterworfen, welche nicht willkürlich ſich

hemmen oder umgestalten lassen, und zeigen sich hierin als sehr unvollkommne Mittel der Beweglichkeit der Phantasie zu folgen oder auch das zu fixiren, was sie als ein Beständiges festhalten möchte. Daher geschieht es denn, daß der Künstler zu andern Mitteln zu greifen veranlaßt wird, daß er lieber andere Persönlichkeiten zur Darstellung seiner künstlerischen Idee wählt, welche passendere Naturverhältnisse darbieten, oder daß er aus der todten Natur das Material seiner Darstellung entnimmt, weil dieses innern Bewegungen weniger unterworfen ist, die den Ausdruck stören könnten. So bedient sich der Dichter der Stimme, der Gestalt anderer Personen, weil seine Stimme und Gestalt nicht ausreicht, ja er gebraucht sogar die Schrift um seine Worte und Gedanken in die Ferne zu tragen; so bedient sich der Musiker des Instruments und ruft auch wohl die Kunstfertigkeit Anderer zu Hülfe um die Töne, welche in ihm leben, so vollkommen als möglich zum Gehör zu bringen; so bedient sich der Maler der Farben, der Bildhauer des Steines zur Äußerung seiner innern Erregung. Alle diese künstlicheren Mittel aber stehen doch in der genauesten Verbindung mit dem geselligen Leben; sie schmücken dasselbe aus; die Baukunst schafft für dasselbe passende, anmuthige und schöne Räume; Sculptur und Malerei erfüllen sie mit Gestalten, welche uns den Inhalt und die Umgebungen unseres Lebens vorführen; Musik und Mimik treten herzu, um an ihrer Stelle einzugreifen in den Kreis der Darstellungen, welche unsere Muße zu erfüllen bestimmt sind. Wir werden alle diese Künste nur in ihrem Verhältnisse zum geselligen Leben begreifen können, über dessen gemeingültige Formen

ſie ſich zwar erheben, ohne daß ſie doch ihren Urſprung aus denſelben verleugnen könnten.

Werfen wir noch einen Blick auf den Grund, weswegen ſie als abgeſonderte Künſte ſich ausbilden. Hierbei wird theils auf die innere Erregung, theils auf die künſtleriſche Fertigkeit zu ſehen ſein. In den gewöhnlichen Verkehr des geſelligen Lebens bringen wir natürlich ein jeder auch das gewöhnliche Maß der Erregung und ein jeder legt in die Geſammtheit der Mittheilung das nieder, was im mittlern Durchſchnitte ſeines Lebens als genügend gelten kann. Wenn nun im Allgemeinen und beſondere Verhältniſſe unberückſichtigt gelaſſen vorausgeſetzt werden muß, daß diejenigen nach geſelligem Verkehr unter einander ſtreben werden, welche überhaupt genommen auf derſelben Stufe der Bildung ſtehen, ſo wird auch die Folge hiervon ſein, daß niemand in den gewöhnlichen Formen des geſelligen Lebens vor den Übrigen beſonders hervorragt, ſondern alle begegnen ſich da als Gleiche unter einander und niemand verlangt einen Vorzug, ſo daß es nur als zufällig ſich darſtellt, wenn jetzt der Eine, dann ein Anderer die Aufmerkſamkeit ſeiner Geſellen für ſich beſonders fordert. Dieſe Gleichheit aber wird aufgehoben, wenn der Künſtler auftritt und für eine ſeiner Leiſtungen Aufmerkſamkeit fordert. Zwar in ihrem perſönlichen Werthe durchſchnittlich genommen werden die Übrigen ſich ihm nicht unterordnen, aber doch in dem, was er leiſtet für die Geſelligkeit, treten ſie jetzt hinter ihn zurück und er gewinnt den Vorzug. Auf einen ſolchen kann er nun nur dadurch Anſpruch machen, daß er entweder jetzt eben mehr als das Gewöhnliche aus ſeinem Innern mitzutheilen hat,

oder daß er doch eine größere Fertigkeit ſich zutrauen darf, als die Übrigen, das was im geſelligen Kreiſe gilt, zur Anſchauung zu bringen. Möge nun aber der eine oder andere Grund obwalten, ſo iſt es doch erſichtlich, daß dies nur eintreten kann, wenn eine Vorbereitung ſtattgefunden hat, vielleicht nicht eben zu der zunächſt vorliegenden Leiſtung, aber doch zu ſolchen Leiſtungen überhaupt. Hat jemand, obgleich im Allgemeinen auf derſelben Bildungsſtufe ſtehend, wie die übrigen Glieder der Geſelligkeit, dennoch und nicht bloß aus zufälligen Umſtänden aus ſeinem Innern mehr mitzutheilen, als dieſe, ſo kann dies nur darin liegen, daß er eine Zeit lang ſich in ſich geſammelt, die Geſtalten, welche ſeiner Phantaſie vorſchweben, geordnet und entfaltet hat, ſo daß ſie nunmehr als ein Ganzes heraustreten können. Kann er aber eine größere Kunſtfertigkeit ſich zutrauen, als die Übrigen, ſo wird auch dieſe, wenngleich von einer glücklichen Natur unterſtützt, nur als der Erfolg einer fortgeſetzten Übung ſich ergeben haben. In beiden Fällen alſo findet eine Vorbereitung ſtatt für das geſellige Leben, in welcher man nothwendig eine Zeit lang von ihm ſich zurückziehen muß, um nachher deſto bedeutender in ihm auftreten zu können. Es iſt nicht der reine und faſt unwillkürliche, wenigſtens durch keine abſichtsvolle Überlegung vorbereitete Erguß unſerer augenblicklich aufgeregten Eigenthümlichkeit, was uns in den Kunſtwerken im engern Sinn leitet, — ein ſolcher findet nur in der allgemeinen geſelligen Kunſt ſtatt, wo wir nicht Gemachtes, nichts Vorbereitetes wollen — ſondern zwiſchen die erſte Bewegung, welche uns zur Mittheilung unſerer Eigenthümlichkeit antreibt, und

zwiſchen dieſe Mittheilung ſelbſt, ſchiebt ſich die Überlegung ein, was wohl am leichteſten und beſten von der ganzen Mannigfaltigkeit unſeres inneren Lebens ſich mittheilen laſſe, wie es angeordnet und durch welche Mittel es dargeſtellt werden müſſe, um auf die Geſelligkeit den Eindruck zu machen, welchen wir bezwecken. Durch dieſe Überlegungen und die daran ſich anknüpfenden Übungen und Vorbereitungen, welche bei Künſten, die in der todten Natur arbeiten, bis dahin vorſchreiten können, daß ein fertiges Werk dem Genuſſe der Geſelligkeit dargebracht wird, ſondern ſich die Werke der beſondern Künſte ſcharf von dem übrigen geſelligen Leben ab, denn es ſchiebt ſich dadurch etwas zwiſchen den Genuß der Geſelligkeit und zwiſchen das Werk, welches für ihn dienen ſoll, in ſolcher Weiſe ein, daß es jenem nicht zugezählt werden kann. Auch dem Leben der Muße gehört dies nur zum Theil an, nemlich nur dem Theile nach, welcher der Ausbildung der Phantaſie, der Sammlung unſer ſelbſt in der Einſamkeit gewidmet iſt, während die Übungen unſerer Kunſtfertigkeit und die Ausführung des Kunſtwerks, bis es der Geſelligkeit vorgelegt werden kann, der Arbeit zugezählt werden müſſen; denn ſie haben es nur mit der Überwindung der Schwierigkeiten zu thun, welche die Natur dem Ausdrucke unſerer Eigenthümlichkeit entgegenſetzt. Aber wenn auch dieſe Leiſtungen der beſondern Künſte hierdurch vom geſelligen Leben ſich abſondern, ſo dürfen wir doch nicht vergeſſen, daß ſie nur Vorbereitungen ſind für das geſellige Leben, in dieſem ihren Zweck haben, daß ſie etwas zur Bildung und Ausſchmückung des geſelligen Lebens beitragen wollen und daher nur aus dem Weſen des geſelli-

gen Lebens begriffen werden können, wenn anders die Beſtandtheile unſeres Lebens aus ihrem Zwecke zu begreifen ſind.

Die Abſonderung der einzelnen Künſte, wird man hierbei bemerken können, tritt immer in der Entwicklung einer jeden Geſelligkeit erſt ſpäter ein, als die Ausbildung der allgemeinen Kunſt, ſo wie überhaupt das Beſondere einen allgemeinen Grund vorausſetzt, aus welchem es allmälig zu abgeſondertem Daſein ſich entwickelt. Die Geſelligkeit bietet zwar ſogleich anfangs künſtleriſche Leiſtungen dar, indem ſie nicht gedacht werden kann ohne ein Beſtreben die Eigenthümlichkeit der Einzelnen in Anmuth und Schönheit heraustreten zu laſſen nach dem Maße der Bildung, welche in ihr herrſcht; aber wenn da auch Einzelne es unternehmen durch Geſang oder durch Tanz oder auch durch Erzählung der Sagen, welche in dieſem Kreiſe leben, die Aufmerkſamkeit der Übrigen zu feſſeln, ſo beruht dies doch nur auf wenig hervorſtechenden Vorzügen, welche ſie vor den Übrigen ſich anmaßen dürfen, vielmehr auf dieſer Stufe der erſten Bildung finden wir eine ziemlich gleichartige Maſſe der Geſellſchaft vor, in welcher Künſtler und Kunſtfreunde noch nicht von einander geſchieden ſind. Dieſe Scheidung ergiebt ſich erſt, wenn in fortſchreitender Bildung die Eigenthümlichkeit der Menſchen, ihre Verſchiedenheit von einander ſowohl dem Grade und dem Umfange ihrer Bildung nach, als auch in Rückſicht auf ihre Kunſtfertigkeiten ſtärker ausgeprägt hervorgetreten iſt. Da hält es nun ſchwerer die ungleichartige Menge der Geſellſchaft zuſammenzuhalten durch die Richtung ihrer Aufmerkſamkeit auf einen Punkt, der einem

jeden das bringt, was er faſſen und was ſeinen Geſchmack feſſeln kann, und die Mittel hierzu wollen ſorgfältiger gewählt ſein. Aber wie ſie auch gewählt werden mögen, ſie müſſen der Bildung der Geſelligkeit und ihrem Zwecke gemäß gewählt werden und daher dazu geeignet ſein, daß in ihnen die Eigenthümlichkeit deſſen ſich darſtelle, welcher ſie gebraucht, und faßlich ſich darſtelle für die Mitglieder der Geſelligkeit. Wenn daher auch die Werke der beſondern Künſte von der unmittelbaren Gegenwart des Künſtlers ſich ablöſen, ſo muß doch denen, welche ihre Bedeutung zu begreifen vermögen, das Gemüth des Künſtlers daraus entgegentreten, nur in einer Weiſe, welche an die Bildung der übrigen Geſellſchaft ſich anſchließt und aus dem Kreiſe der in ihr herrſchenden Vorſtellungen, Sitten und Lebensmomente die Mittel zu einer allgemeinen Verſtändigung entnimmt.

Hieraus läßt ſich denn auch erklären, warum die Künſtler die Lebens- und Weltanſicht, welche in ihnen iſt und welche ſie ausdrücken möchten, oft, ja gewöhnlich nicht geradezu darlegen, ſondern an einzelne Vorſtellungsweiſen oder ſonſtige Formen der Geſelligkeit ſie anſchließen und in dieſen eine Vermittelung zwiſchen ſich und dem Kreiſe der Kunſtfreunde ſuchen. Es wird daraus nicht weniger erklärt, wie es geſchehen kann, daß die verſchiedenen Künſte in ihren Darſtellungen ſich mit einander miſchen und ein gemeinſchaftliches Werk hervorbringen. Denn ſie gehören ja alle einem und demſelben Boden an, und indem in ihnen die Bildung einer und derſelben Geſelligkeit ſich ausſpricht, können ſie ein Werk hervorbringen, welches demſelben Geſchmacke angehört und aus

einer gleichartigen Erregung der Phantaſie hervorgegangen iſt. Sie werden damit nur Dolmetſcher der Welt- und Lebensanſicht, welche in dem Kreiſe ihrer Geſelligkeit herrſchend iſt, nur abgeſpiegelt in einer beſondern Eigenthümlichkeit oder in einer beſondern Miſchung von Eigenthümlichkeiten. So erwachſen ſogar — denn mit einem Naturproceſſe darf man dieſe Entſtehung von Kunſtwerken wohl vergleichen — ſo erwachſen Werke auch einer und derſelben Kunſt in einer Weiſe, daß ſie weniger dem einzelnen Vollender, als einem ganzen Volke anzugehören ſcheinen, welches durch eine lange Überlieferung eine Sage ausgebildet und in einer beſtimmten Form mit Liebe feſtgehalten, oder auch eine Melodie, eine Geſtalt und Gruppe immer wieder gefordert und in allmäligen Veränderungen das herausgefunden hat, was ſeinem Geſchmacke genügt. In einigen Künſten wenigſtens werden ſolche Schöpfungen, welche von einem ganzen Volke gleichſam ausgetragen worden ſind, für das Vollkommenſte gehalten, was durch die Kunſt geleiſtet werden kann.

Wir finden alſo, daß die beſondern Künſte, wie ſtark ſie auch ſich abſondern mögen aus der Geſammtheit des geſelligen Lebens, dennoch Spuren genug an ſich behalten, welche bezeugen, wie ſie aus ihr heraus ſich gebildet und in ihr ihre gemeinſame Mutter, die allgemeine Kunſt des Lebens, zu verehren haben. Mit der fortſchreitenden Bildung ſondern ſie ſich aus; aber wenn ſie ſich losreißen wollten von ihrer Wurzel, ſie verachtend als einer niedern Bildungsſtufe angehörig, darauf ausgehend eine Gemeinſchaft zu bilden, die nur zwiſchen Künſtlern und Kunſtfreunden in einem engern Sinn wäre, nur auf den ein-

zelnen Künſten beruhte, gleichſam eine höhere, feinere Geſelligkeit, abgezogen von der natürlichen und unmittelbaren Darſtellung der Eigenthümlichkeit, wie ſie in allen Kreiſen des geſelligen Lebens ſich ergiebt, ſo würden ſie bald gewahr werden müſſen, daß ſie damit die Kraft ihres natürlichen Bodens ſich entzogen hätten und nur noch ein kränkliches Leben durchſchleppen könnten. Wir haben hiermit eine der Klippen bezeichnet, an welcher nicht ſelten die Kunſt geſcheitert iſt, freilich nicht durch ihre alleinige Schuld, ſondern in Verfolg größerer geſchichtlicher Ereigniſſe, wenn ſie ihren volksthümlichen oder religiöſen Boden verlor und nur abgeſonderten Kreiſen des geſelligen Lebens ſich zuwendete. Solche Kreiſe pflegen alsdann freilich wohl eine höhere Bildung als die Maſſe der Übrigen in Anſpruch zu nehmen, aber ſie ſind doch nur abgefallen von der Einheit, in welcher ſie ihr geſelliges Leben begründet finden ſollten.

Wir berühren hiermit einen Punkt, welcher uns wieder auf den Anfang unſerer Unterſuchungen zurückführen muß. Aufſtreben, Blüthe und Verfall der einzelnen Künſte — dies wird niemanden ſich verbergen können, welcher nur einigermaßen ſich Rechenſchaft über ihre Geſchichte zu geben verſucht — alſo der ganze Kreis ihrer Entwicklung hängt von allgemeinern Bedingungen ab, auf den niedern Stufen der Bildung vom Familien- und Stammleben, auf den höhern Stufen vom Leben der Völker und der ganzen Menſchheit, welche durch eine religiöſe Regung ſich geſellig verbunden findet. Der Grund hiervon liegt eben darin, daß die Geſelligkeit an dieſe kleinern und größern Kreiſe der Gemeinſchaft unter den Menſchen ſich anſchließt

und daß die einzelnen Künſte nur wie einzelne Zweige aus der allgemeinen Kunſt der Geſelligkeit wie aus einem Stamme ſich abſondern. In ſolchen geſelligen Kreiſen empfängt der Einzelne die Bildung, welche er in ſich eigenthümlich geſtaltet, und je inniger er ſich ihnen anſchließt, um ſo ſtärker wird er auch aufgefordert ihrer allgemeinen Bildung ſich gewachſen zu zeigen und gegen den mächtigen Einfluß derſelben ſeine Eigenthümlichkeit zu bewahren. Aber wenn nun im Leben der Muße dieſe Eigenthümlichkeit des Einzelnen die Mannigfaltigkeit der Erſcheinungen ordnend in einem ſtärkern Grade hervortreten ſoll, ſo läßt ſich doch davon der Inhalt des Bewußtſeins nicht abſondern, welcher in dem Leben der Geſellſchaft überhaupt ſich ausgebildet hat, vielmehr wird dieſer den Stoff abgeben, welcher in künſtleriſcher Form zu bearbeiten iſt. In dem Familien- oder Stammleben wird daher das Bewußtſein oder die Weltanſicht der Familie, des Stammes, in dem Volksleben die Weltanſicht des Volkes, in dem kirchlichen Leben die Weltanſicht der Kirche von der ſchönen Kunſt bearbeitet werden, und es leuchtet daher ein, daß der Künſtler dahin zu ſtreben hat, ſo vollſtändig als möglich aller der Lebenselemente ſich zu bemächtigen, welche in dem Kreiſe ſeiner Geſelligkeit die Intereſſen bewegen. Deswegen darf er nicht unkundig ſein der Arten des Lebens, welche außerhalb der geſelligen und dem Schönen zugewendeten Muße liegen, d. h. er muß die Arbeit und auch die religiöſen Regungen des Gemüths kennen, ſo weit ſie in das Leben ſeiner Geſelligkeit eingreifen. Dieſe Kenntniß jedoch, welche wir von ihm verlangen, wird nicht den wiſſenſchaftlichen

Charakter an ſich tragen müſſen; denn wir ſind weit entfernt von dem Stolze der Wiſſenſchaft, welcher nur dem Wiſſenden die rechte Übung der Kunſt zugeſtehn möchte; ſondern außer der Kenntniß der Erſcheinungen, welche der Künſtler nach der Gattung ſeiner beſondern Kunſt nöthig haben dürfte für ſeine Darſtellung, verlangen wir von ihm nur eine Kenntniß der Stimmung, in welcher die Geſellſchaft aus ihren verſchiedenen Elementen ſich zuſammenſetzt. Denn auf jene Stimmung hat er zu wirken und zwar dadurch, daß er dieſe Elemente in ihrem Einklang und zur Schönheit verbunden entweder unmittelbar uns vorführt oder doch andeutet. Den Einklang aber, in welchem ſie zu einem ſchönen Ganzen verbunden werden können, muß er ſelbſt in ſeinem innern Leben ſich dargeſtellt und erſtrebt haben, ſo daß wir uns hierdurch wieder auf die große und allgemeinſte Kunſt des Lebens überhaupt zurückgeführt ſehen, welche Arbeit und Muße zu einem Ganzen verflechten ſoll, zu einem Ganzen, welches trotz mancher Störungen harmoniſch verläuft und der Seele die Übereinſtimmung mit ſich verleiht, deren Ausdruck das wahre Kunſtwerk iſt. Denn wo das Leben zerriſſen iſt, da wird keine Kunſt die Beruhigung gewähren können, welche dem Künſtler ſelbſt fehlt. So ſehen wir uns denn darauf wieder zurückgeführt, daß wir nur aus der Mitte des ganzen Lebens die Kunſt und ihre Wirkungen begreifen können. Sie geht hervor aus der Aufgabe, welche wir haben, mit uns ſelbſt einig zu werden in unſerem Leben, die einzelnen Beſtandtheile desſelben ſo viel als möglich unſerer Eigenthümlichkeit aneignend, aber auch dieſes unſer Leben der Gemeinſchaft der Menſchen,

welcher wir angehören, anzuſchließen und zu offenbaren, ſo weit es irgend möglich iſt. Indem ſie dieſe Aufgabe zu löſen hat, muß ſie alles zu durchdringen ſuchen und nicht allein als eine hie und da hervortretende Richtung unſerer Beſtrebungen ſich zeigen, viel weniger als eine Aufgabe, welche nur für wenige geeiguet wäre, ſondern alle ſollen an ihr in der äſthetiſchen Bildung ihres Lebens Theil haben und ein jeder ſoll über ſein ganzes Leben die Ruhe und Anmuth der Schönheit zu verbreiten ſuchen, indem er bemüht iſt den Sinn ſeines Lebens in allen Erſcheinungen heraustreten zu laſſen, welche von ihm ausgehn. Faſſen wir in dieſer Bedeutung das äſthetiſche Streben auf, ſo werden wir auch das einzelne Kunſtwerk nicht als etwas anſehn können, was von dem übrigen Leben des Künſtlers ſich abſonderte, ſondern wir können in ihm nur einen der Glanzpunkte unſeres Lebens erblicken, in welchen es uns vergönnt iſt, auf eine ausgezeichnete Weiſe den Sinn unſerer Beſtrebungen auszudrücken, welcher ſonſt nur zu häufig von äußern Hüllen unſeres Lebens verdunkelt wird.

Dritter Abſchnitt.
Weitere Ausführungen über die Grundlagen der ſchönen Kunſt.

Erſtes Kapitel.
Von der künſtleriſchen Begeiſterung.

Wir gehen noch etwas genauer in die Unterſuchung der Grundbegriffe der ſchönen Kunſt ein, welche ſchon oben

von uns berührt worden ſind, um durch Anwendung unſerer allgemeinen Grundſätze über das äſthetiſche Leben ihre Richtigkeit und Fruchtbarkeit zu bewähren. Die ſchöne Kunſt bietet hierzu natürlich die beſte Veranlaſſung dar, weil an ihr die Erſcheinungen des äſthetiſchen Lebens am auffallendſten heraustreten.

Aller künſtleriſchen Thätigkeit liegt, wie wir geſehn haben, dasſelbe Beſtreben zum Grunde, welches überhaupt die weltlich geſellige Muße belebt, das Beſtreben für die in unſerm Leben ſich entwickelnde Eigenthümlichkeit den geeigneten Ausdruck zu finden. Dies ſetzt natürlich als innern Beweggrund das Bewußtſein der Eigenthümlichkeit als ſolcher voraus, d. h. nicht allein, daß wir unſer bewußt ſind, ſondern auch dabei das Bewußtſein haben in einer andern Weiſe unſer bewußt zu ſein als Andere. Damit iſt zugleich die Erregung für die geſellige Mittheilung gegeben, wenn vorausgeſetzt wird, was für jeden geſelligen Menſchen vorausgeſetzt werden darf, daß er die eigenthümliche Weiſe ſeines Innern auch Andern mittheilen möchte. Wenn er davon nichts weiß, daß er etwas Eigenes in ſich hegt, ſo können wir keinen Beweggrund ſich mitzutheilen in ihm vorausſetzen; ſobald er das Gegentheil weiß, muß er zur Äußerung ſich erregt finden. Aber etwas anderes iſt die geſellige Erregung und die künſtleriſche. Denn in jener ſtellt ſich der Eine völlig dem Andern gleich, in dieſer dagegen maßt ſich der Künſtler an vor allen Übrigen die Aufmerkſamkeit auf ſich zu lenken und eine längere Zeit zu feſſeln.

Wir ſind ſchon früher hierauf aufmerkſam geweſen und haben deswegen behauptet, daß für die künſtleriſche

Thätigkeit ein ungewöhnlicher Grad des Bewußtseins über sich selbst vorausgesetzt werde. Nur ein solcher kann den Einzelnen berechtigen vor den Übrigen sich bemerkbar zu machen. Seiner äußerlichen Anmaßung muß eine innere Berechtigung entsprechen, sonst würde sie als eine Verletzung der geselligen Bescheidenheit erscheinen. Daher verlangen wir, daß der Künstler in seinen Werken Originalität zeige, und verstehen unter dieser eine ausgezeichnete, hervorragende Eigenthümlichkeit, und die Erregung, welche ihm zugeschrieben wird, pflegen wir auch wohl Begeisterung zu nennen, womit ebenfalls eine ungewöhnliche Aufregung des Gemüths bezeichnet werden soll. Wenn wir den höchsten Grad einer solchen erfahren, so werden wir da einen unwiderstehlichen Drang empfinden, was in unserm Innern sich gestaltet hat, in das Äußere heraustreten zu lassen, und dies ist die Stimmung, welche wohl als etwas Wunderbares geschildert worden ist, als ein Ergriffensein von den Musen, von einem göttlichen Wahnsinn, als ein Rausch der Seele, in welchem wir nicht völlig in unserer Gewalt uns zu haben glauben möchten, weil wir darüber wirklich Verhältnisse vergessen können, die sonst unserer Beachtung in hohem Grade werth zu sein scheinen. Es treibt uns alsdann eben unser Inneres, und die Macht unseres Bewußtseins über uns selbst giebt uns die Überzeugung, daß alles, was wir vorbringen mögen, mit uns selbst übereinstimmend auch die Beachtung der Übrigen verdienen werde.

So sehr nun solche Stimmungen von den gewöhnlichen Gemüthslagen, die im geselligen Verkehr sich auszusprechen pflegen, verschieden zu sein scheinen, so würde es doch

nicht ſchwer halten, das Ähnliche zwiſchen dieſen und jenen nachzuweiſen. Auch im gewöhnlichen Geſpräche ſchon drängt ſich ein Einfall, ein witziges Wort oder ein Gedanke, aus der Tiefe unſerer Seele geſchöpft, unwiderſtehlich hervor, nicht aus Eitelkeit, meine ich, ſondern aus dem Bedürfniß uns auszuſprechen, und wenn wir dabei mehr als bei der künſtleriſchen Begeiſterung unſerer Umgebungen und der Perſönlichkeiten Anderer uns bewußt bleiben, ſo iſt es nur deswegen, weil die gewöhnliche Geſelligkeit mehr wechſelnd bald dem Einen, bald dem Andern das Wort gönnt und keinem Einzelnen geſtattet ſich allen Übrigen entgegenzuſtellen, die Eigenthümlichkeiten dieſer gleichſam auslöſchend und nur die allgemeine Empfänglichkeit des geſelligen Kreiſes ſich noch gegenwärtig erhaltend. Denn weil dies nicht geſtattet iſt, ſondern die Leiſtungen der Einzelnen für die Geſelligkeit wechſelnd in einander eingreifen ſollen, wird auch ein jeder, welcher an ihr Theil nimmt, in ſeinen eigenen Beiträgen zu derſelben beſtändig ſo wie auf ſich zurück, ſo auch wieder aus ſich herausgeführt und dieſe allgemeine Kunſt der Geſelligkeit geſtaltet ſich nur als ein Gewebe der verſchiedenen Perſönlichkeiten, welche ſich ihr widmen.

Aber dies muß uns auch darauf aufmerkſam machen, daß die künſtleriſche Erregung noch durch etwas anderes ſich unterſcheide von der gewöhnlichen geſelligen Erregung, als durch die Steigerung des Bewußtſeins der Eigenthümlichkeit. In der geſelligen Erregung, ſo wie ſie eben von uns beſchrieben wurde, kann man zwei Regungen des Gemüths unterſcheiden; die eine liegt in dem Bewußtſein der Eigenthümlichkeit als ſolcher; wenn ſich aber daran,

wie wir ſagten, das Beſtreben dieſe Eigenthümlichkeit mitzutheilen anſchließt, ſo geſchieht dies nicht ohne Berückſichtigung der fremden Eigenthümlichkeiten, welchen dieſe Mittheilung zu Gute kommen ſoll. Es ſpricht ſich darin ein perſönliches Wohlwollen, ja eine Hingebung an die fremden Eigenthümlichkeiten aus, während von der andern Seite durch das Bewußtſein unſerer eigenen Perſönlichkeit auch die Achtung vor uns ſelbſt aufrecht erhalten wird. Dies iſt das Wechſelſpiel der Selbſtachtung und der Liebe der Andern, welches alle Geſelligkeit beleben ſoll und ſo wie uns auffordert unſer Inneres zu öffnen und zu äußern, ſo auch wieder den Andern nicht allein geſtattet, ſondern auch in ſie dringt ihr Inneres darzulegen, daß wir daran uns erfreuen. Dieſe beiden Richtungen unſeres Gemüths, durch welche wir zur geſelligen Mittheilung erregt werden, wird man nun freilich auch in der künſtleriſchen Begeiſterung wiedererkennen, denn nicht allein das Bewußtſein des Künſtlers von der Fülle und Schönheit deſſen, was er mitzutheilen hat, beſeelt ſie, ſondern auch der Beifall des Publicums, wie ſchon früher erwähnt, thut das Seinige dazu ſie zu ſteigern. Es iſt hierbei ein Wohlwollen vorauszuſetzen des Künſtlers gegen die Schaar derer, welche ſich um ihn verſammeln; er geht in ihre Bedürfniſſe ein, ſucht ſich ihnen faßlich zu machen, ſucht ſie zu bilden und macht ſie gleichſam zu Vertrauten ſeiner Geheimniſſe. Allein wir werden bemerken müſſen, daß wenn auch die beiden angegebenen Richtungen in der künſtleriſchen Erregung ſich finden, wie in der geſelligen, doch ihr Verhältniß zu einander keineswegs in der einen und in der andern das-

ſelbe iſt. Vielmehr je ſtärker der Künſtler erregt iſt durch das Bewußtſein ſeiner Originalität, um ſo weiter dehnt ſich auch der geſellige Kreis aus, welchem er ſich mittheilen möchte, und je mehr dieſer an Umfang gewinnt, um ſo allgemeiner, um ſo weniger eigenthümlich und innig wird auch das Wohlwollen, welches ihn in ſich und in ſeinem Verhältniß zum Künſtler mit dieſem zuſammenhält. Alle Liebe hat eine perſönliche Beziehung und je inniger ſie iſt, um ſo entſchiedener muß auch die Perſönlichkeit des Geliebten in ihr heraustreten. Wenn daher der Künſtler einem größern Kreiſe ſich mittheilen ſoll und in dieſem nothwendig die Perſönlichkeit der Einzelnen ihm zurücktritt gegen die allgemeine Empfänglichkeit für das Schöne, welche er bei der Menge vorausſetzen darf, ſo müſſen wir auch vorausſetzen, daß ſeine Liebe zwar einen größern Umfang gewonnen, aber auch an Innigkeit verloren haben werde, verſteht ſich, ſo weit ſie in dieſem geſelligen Vorgange ſich zu erkennen giebt. So wie wir in einer jeden Perſon eine beſtimmte Größe des ſich bethätigenden Wohlwollens anzunehmen haben, ſo müſſen Extenſion und Intenſion desſelben in umgekehrtem Verhältniſſe zu einander ſtehn. Auf der Steigerung der erſtern aber beruht es, daß der Künſtler aus der Maſſe der übrigen Geſellen ſich erhebt und nun nicht allein, wie es in der gewöhnlichen Geſelligkeit iſt, den Nächſten und Vertrauteſten ſich mittheilt, ſondern alle, welche in irgend einer Art mit ihm auf gleicher Stufe der Bildung ſtehn, zur Geſelligkeit zu erregen die Fähigkeit ſich zutraut. Denn dies Zutraun zu ſich ſelbſt wird er eben nur dadurch faſſen können, daß ſeine Liebe ſich ihm erweitert hat, daß er in das Gemüth

vieler ſich zu verſetzen verſteht und darauf bauen darf die Saiten anſchlagen zu können, welche in vielen ihren Widerhall finden werden. Alſo hierin werden wir den Unterſchied zwiſchen der gewöhnlichen geſelligen und der künſtleriſchen Erregung zu ſuchen haben, daß dem Künſtler auf der einen Seite das Bewußtſein ſeiner Eigenthümlichkeit ſich ſteigert, auf der andern Seite aber auch das geſellige Wohlwollen an Umfang zunimmt, intenſiv aber in einer weniger perſönlichen und innigen Weiſe ſich zu erkennen giebt.

Von dieſen beiden Punkten müſſen wir aber auch anerkennen, daß ſie nothwendig zuſammengehören. Die Steigerung unſeres Bewußtſeins über uns ſelbſt, auf welcher die künſtleriſche Erregung beruht, wird eine Ausbreitung unſeres Wohlwollens über einen größern Kreis der Geſelligkeit unausbleiblich mit ſich führen. Je tiefer der Menſch in ſich ſelbſt hinabſteigt, um ſo fähiger findet er ſich auch einem größern Kreiſe die Räthſel des Daſeins zu löſen und eine Anſicht des Lebens und der Welt vor ihm auszubreiten, welche zu deſſen Befriedigung von irgend einer Seite beitragen kann. Je mehr er einig wird mit ſich ſelbſt und Frieden gewinnt in ſeinem Innern, einen Frieden, welcher mit dem Bewußtſein des Schönen nothwendig verbunden iſt, um ſo einiger wird er auch mit der äußern Welt und um ſo befähigter fühlt er ſich die Übrigen zu ſich heranzuziehen und durch ſich zu vereinigen. So müſſen wir denn auch vorausſetzen, daß die künſtleriſche Begeiſterung, welche aus dem Wohlwollen des Publicums über den Künſtler ſich ergießt, aus ſeinem eigenen Innern ſtamme. Der Beifall der Menge ſoll nicht

gesucht werden dadurch, daß der Künstler sich herabläßt zu ihr und ihren Neigungen schmeichelt, sondern er soll sich desselben versichert halten dürfen, weil sein eigenes Innere ihm denselben verspricht, indem er sich dazu geweiht fühlt das gemeinsame Band in dem größern Kreise seiner Geselligkeit zu bilden. Ein jeder fremde und falsche Schein, welchen nur die Umgebung auf den Künstler werfen kann, ist den Zwecken der Kunst, welche die Eigenthümlichkeit offenbaren will, geradezu entgegen, und so muß auch die künstlerische Begeisterung, sofern sie durch den Beifall des Publicums erregt wird, diesen nur als den Widerstrahl des Wohlwollens erscheinen lassen, welches vom Künstler über den Kreis seiner Wirksamkeit sich ergießt.

Wir haben hierbei noch einige Nebenbemerkungen zu machen. Wenn die künstlerische Erregung darin von der geselligen sich unterscheidet, daß in ihr ein tieferes Bewußtsein der Eigenthümlichkeit herrscht und eine größere Ausdehnung des Wohlwollens, aber auch eine weniger persönliche Vertraulichkeit, so wirkt alles dies darauf hin, daß der Künstler eine mehr abgesonderte Stellung zu der Geselligkeit einnimmt, als dies bei den übrigen Genossen derselben stattfindet. Er ist nicht einer unter den übrigen, welcher sich durch nichts auszeichnete; nicht sowohl als ein Geselle stellt er sich dar, als vielmehr als ein Meister, welcher die Gesellen beherrscht. Dies ist seine Anmaßung, von welcher wir sprachen, deren Berechtigung in seiner Kunst liegt und von seiner künstlerischen Erregung ausgeht. Nicht in völliger Gleichheit giebt er sich seinen Genossen hin zu wechselseitiger Mittheilung sie auffordernd, vielmehr

das persönliche Vertrauen läßt er zurücktreten und es ist eben deswegen auch seine Mittheilung nicht auf solche Dinge gerichtet, welche ihn in seinem gewöhnlichen Leben am stärksten bewegen. Selbst wenn er von seinen Leiden und Freuden, von persönlicher Neigung und Abneigung handelt, so hat dies keineswegs die Bedeutung einer vertraulichen Eröffnung, sondern die Liebe, welche er schildert, muß er nicht eben fühlen, über den Schmerz, welchen er darstellt, ist er erhaben, seine ganze Gemüthsstimmung hat einen allgemeinern Charakter und geht nur darauf aus solche Gefühle anklingen zu lassen, welche in der großen Masse seines Publicums einen entsprechenden Widerklang finden. Dadurch vereinigt er eben die Geselligkeit um sich herum, und indem er ihr einen Mittelpunkt giebt, wird er erst Gründer derselben, und so wie er sie gründet, beherrscht er sie auch. Man kann dieses Verhältniß des Künstlers zu seinem Publicum mit einer aristokratischen Herrschaft vergleichen, in welcher zwar die Liebe des Herrschers über die ganze Verbindung des Volkes sich erstreckt, aber nothwendig eine weniger vertrauliche Liebe, als die, welche von Gleichen zu Gleichen gehegt wird. Mit dieser geringern, weniger persönlichen Vertraulichkeit hängt es denn auch zusammen, daß der Künstler, wie früher bemerkt, in seiner Darstellung weniger seine Persönlichkeit zum Mittel gebraucht, als dies bei der gewöhnlichen Geselligkeit der Fall ist, daß er andere Personen zwischen sich und das Publicum einschiebt oder auch durch leblose Stoffe sich vertreten läßt; denn er steht eben denen, welchen er den Mittelpunkt ihrer Vereinigung abgiebt, persönlich weniger nahe. Hierin liegt nun offenbar

der Grund, weswegen man die Gleichartigkeit der künſtleriſchen und der geſelligen Wirkſamkeit ſo leicht hat überſehen können, ungefähr ſo, wie ſich auch die Meinung gebildet hat, nur die Herrſchaft des Gleichen über Gleiche begründe ein rechtliches Verhältniß, die Ariſtokratie im Staate aber ſei nur eine Folge der Gewalt oder der Überliſtung. Man wird jedoch finden können, daß auch ſchon in der gewöhnlichen Geſelligkeit, beſonders ſo wie ſie über etwas größere Kreiſe ſich zu verbreiten beginnt, eine dieſer künſtleriſchen ähnliche Ariſtokratie ſich bildet. Da iſt ſchon der Familienvater der Bewahrer der Sage und der Sitte und ſtellt ſich zu den einzelnen Gliedern der Geſelligkeit in ein weniger vertrauliches, mehr die allgemeine Bildung der Familie darſtellendes Verhältniß. Da wird man finden, daß beſonders hervorragende und der geſelligen Kunſt mächtige Perſonen zu Bewahrern und Ausbildern der Sitte ſich berufen ſehn und in ſolcher Weiſe eine Art Herrſchaft über die Geſelligkeit gewinnen. Sie zeichnen ſich in ähnlicher Weiſe wie die Künſtler aus, dadurch daß ſie in ihrer Eigenthümlichkeit ſicher ſind und die Mittel in ihrer Gewalt haben, was in ihrem Innern ſich ausgebildet hat, zu einer allgemeinen Mittheilung zu bringen. Die gute Sitte aber, welche ſie geſtalten, hat auch eine ähnliche Folge, wie die ſchöne Kunſt, zwar gewährt ſie den Einzelnen Raum für die vertrauliche Mittheilung, aber dies bleibt immer eine für ſich beſtehende Sache, an welcher nur wenige Theil nehmen können, dagegen arbeitet ſie hauptſächlich darauf hin einen allgemeinen Ausdruck des Wohlwollens zu vermitteln, welcher die Geſelligkeit vereinigen ſoll.

Jedoch wenn wir die Weiſe überlegen, in welcher ſolche in der Geſelligkeit ausgezeichnete Perſönlichkeiten ihre Herrſchaft führen, ſo werden wir bemerken können, wie ſehr eine jede Anmaßung im geſelligen Leben verhaßt iſt. Im Staate begreift ein jeder leicht, daß eine beſtimmte Unterordnung nothwendig iſt, daß man da ſeinen Neigungen entſagen muß um für das allgemeine Wohl zu arbeiten dem Geſetze unterworfen und denen, welche in ſeinem Namen gebieten. Auch in der Natur finden wir Unterordnungen und Überordnungen gegründet unter den Menſchen, wie zwiſchen Kindern und Eltern, zwiſchen Jüngern und Bejahrteren. Von allen dieſen Dingen geht auch etwas in das geſellige Leben mit über; aber obgleich wir in ihm dieſe Einflüſſe nicht ganz ausſchließen, ſo dürfen wir doch nur mit Vorſicht ſie zulaſſen, wenn die Geſelligkeit nicht durch eine ſteife Sitte Schaden leiden ſoll. Die Anſprüche des Ranges und Verdienſtes ſollen in geſelligem Kreiſe nicht als Rechte gefordert werden, ſondern nur ſo weit gelten, als ſie willige Anerkennung finden. Selbſt wenn die Jugend in einer gewiſſen Unterordnung dem Alter ſich geſellt, ſo kann dies leicht zu Störungen der geſelligen Heiterkeit führen, wenn nicht perſönliche Neigung, durch Familienbande angeboren oder durch Gewöhnung erzeugt, die Ungleichheit der Verhältniſſe ausgleicht. Unſtreitig aber würde es als eine Verletzung gefühlt werden, wenn irgend jemand im geſelligen Leben einen größern perſönlichen Werth ſich anmaßen wollte gegen die Andern. Deswegen dürfen auch die, welche ein gewiſſes Vorrecht in der Geſelligkeit üben, nur mit ſanften Mitteln die Nei-

gungen der Übrigen für sich gewinnend das Ganze um sich vereinen und zusammenhalten und ihre Herrschaft kaum fühlbar machen, wenn sie nicht als eine Fessel empfunden werden soll. Sie leiten nur dadurch, daß sie die Neigungen der Übrigen verstehn, zu befriedigen und für sich zu stimmen wissen, durch eine Sitte, welche nur die Rohheit beengt, dagegen der allgemeinen Bildung der Geselligkeit entspricht und nur aus dem Bewußtsein dieser Bildung hervorgeht. Einen Vorzug an größerer Bildung nehmen sie dagegen für sich nicht in Anspruch; ihre Erscheinung, selbst wenn sie Andere zurecht weisen müssen, ist von jeder Anmaßung und von allem Verletzenden frei. Die gesellige Sitte können sie nur dadurch regeln, daß sie selbst als die vollendetsten Muster der Sitte sich darstellen und dies werden sie nur dadurch können, daß sie über niemanden sich erheben und jeden in seinen geselligen Ansprüchen als ihres Gleichen anerkennen.

Nicht so unscheinbar dagegen treten die Ansprüche des Künstlers heraus. Indem er die Aufmerksamkeit des um ihn versammelten Kreises auf eine längere Zeit und in vorherrschender Weise auf sich zu ziehen strebt, muß er als einen ausgezeichnet Begabten sich darstellen. Widerspricht dies nun nicht den Grundsätzen des geselligen Lebens? Werden wir hierdurch nicht genöthigt werden noch andere Grundsätze für die schöne Kunst zuzugeben, als die welche für die weltliche Geselligkeit überhaupt gelten?

Wir sind schon einmal auf diese Frage eingegangen, müssen aber hier die darüber gepflogenen Untersuchungen noch etwas erweitern. Das Wesentliche unserer Frage ist dies, ob die Stellung, welche der Künstler zu den

Kunſtfreunden einnimmt, ihn über dieſe ſeinem menſchlichen Werthe nach erhebt. Dafür würde nun ſeine größere Kunſtfertigkeit nicht angeführt werden können; denn dieſe gehört der Vertheilung der Arbeiten an, wie wir geſehn haben, und der Künſtler erweiſt ſich in ihrer Ausübung nur als Diener des Publicums. Es würde alſo nur in ſeiner künſtleriſchen Begeiſterung liegen können, wenn ihn etwas über den Kreis ſeiner Geſellen erheben ſollte. Daß aber in dieſer etwas dergleichen geſucht werden könne, dürfen wir wohl nicht leugnen, da wir ſelbſt aus einer Steigerung des Bewußtſeins über die Eigenthümlichkeit des Künſtlers ſie abgeleitet haben. Denn auch dieſer Ausdruck könnte der gemeinen Meinung Vorſchub zu leiſten ſcheinen, welche dem Künſtler faſt überirdiſchen Glanz leiht. Hat man nicht oft den Dichter wie einen Propheten betrachtet, welcher neue Offenbarungen brächte? Hat man von den größeſten unter den Künſtlern nicht geſprochen, als wären ſie der Bildung ihrer Zeit vorausgeeilt und eröffneten den Blick in eine gebildetere Zukunft, welche von ihnen hervorgebracht werden ſollte? Man hat ſie die Lehrer der Menſchheit genannt; ihnen eine tiefere Einſicht in das Weſen der Dinge und in das Gemüth der Menſchen zugetraut, als andern Menſchen. Alles dies ſtimmt wenig mit der Gleichheit überein, welche wir den Genoſſen der Geſelligkeit bewahren zu müſſen glauben.

Wir haben aber auch wohl bei dem Lobe, welches man den Künſtlern zollt, uns zu hüten, daß nicht etwa die Luſt uns beſteche, welche ſie uns gewähren, und die Liebe, welche ſie uns einzuflößen wiſſen. Sie verſtehn Enthu-

ſiasmus zu erregen für die Gegenſtände, welche ſie verherrlichen, und dieſer trägt ſich gar leicht über auf ſie ſelbſt, und indem ſie hinter den Werken ſich verbergen, welche ihre Kunſt, vollendet und von ihnen abgelöſt, uns vorführt, möchte es uns begegnen, daß unſere einmal erregte Phantaſie auf ſie, die Verborgenen, eine größere Herrlichkeit übertrüge, als ihnen eigen iſt. Wollen wir ſie gerecht würdigen, ſo müſſen wir ſie näher betrachten und für die wiſſenſchaftliche Unterſuchung, ſelbſt wenn es uns ſchmerzen ſollte, den Stralenglanz zerſtreuen, welchen ihre künſtleriſchen Leiſtungen um ſie zu verbreiten pflegen. Wenn wir ſie nun betrachten in ihrem gewöhnlichen Leben, wie ſie da unter die Übrigen geſellig ſich miſchen, ſo werden wir wenig oder nichts bemerken, was ſie beſonders auszeichnete; ſie ſtellen ſich da allen übrigen gleich. Nur in den Momenten ihrer künſtleriſchen Erregung können ſie darauf Anſpruch machen ihrer innern Bildung nach etwas entwickelt zu haben, was die Aufmerkſamkeit der Übrigen mehr als gewöhnlich in Anſpruch nehmen darf. Es iſt alſo nicht ihre ganze Perſönlichkeit, welche ihnen einen Vorzug vor den übrigen Mitgliedern der Geſelligkeit ſichert, ſondern nur einzelne Momente ihres Lebens geben von einem geſteigerten Bewußtſein in ihnen Zeugniß ab. Dies bildet in der That eine auffallende Erſcheinung. Sonſt in den übrigen Arten geiſtiger Bildung zeichnet ſich niemand aus ohne ſeinen Vorzug zu allen Zeiten zu behaupten, in welchen er wach und geſund iſt. Der Gelehrte und Wiſſenſchaftliche behauptet ſeine Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaft immer gegenwärtig zu haben, der Fromme ſeine Frömmigkeit. Aber der Dichter iſt nur zu gewiſſen

Zeiten Dichter, nicht allein was die Thätigkeit, ſondern auch was die Fähigkeit anbetrifft; nicht allein wenn ein Naturhinderniß eintritt, ſondern auch ſonſt verſagt ihm dieſe; er kann nicht zu allen Zeiten dichten. Und ſo geht es jedem Künſtler, wenn es auf die geiſtige Auffaſſung des Kunſtwerks ankommt. Sie ſagen von ſich ſelbſt, man ſolle ſich nicht zu ungünſtiger Zeit antreiben. Darum verlangen ſie eben eine beſondere Erregung oder Begeiſterung für ihr Werk, welche zu Zeiten eintritt, zu Zeiten ſich verſagt. Eben deswegen müſſen wir aber auch behaupten, daß alle jene Anpreiſungen der Künſtler, als wären ſie an Einſicht den übrigen Menſchen voraus und fähig Lehrer derſelben zu werden, einen falſchen Schein auf ſie werfen. Man verſtehe uns nicht falſch. Allerdings werden wir anerkennen müſſen, daß dem Künſtler Kenntniß des menſchlichen Herzens beiwohnen müſſe, wenn er dasſelbe ſchildern oder bewegen will, daß er auch andere Kenntniſſe beſitzen müſſe von den Gegenſtänden, welche ihm darzuſtellen obliegt oder durch welche er ſeine Darſtellung zu Stande bringt; aber alles dies macht ihn nicht zum Künſtler. Denn dieſe Kenntniſſe und Einſichten ſind ihm beſtändig gegenwärtig, auch wenn ſeine künſtleriſche Erregung ruht; ſie können auch andern beiwohnen, welche nicht Künſtler ſind. Ja indem wir vorausſetzen, daß die, welche durch den Künſtler in die Welt ſeiner Phantaſien eingeführt werden ſollen, ohne doch von ihm eigentliche Belehrung zu empfangen, fähig ſind alles das nachzuempfinden und nachzudenken, was er ihnen vorempfindet und vordenkt, müſſen wir auch annehmen, daß ſie wirklich dieſelben Kenntniſſe und Einſichten beſitzen, welche der

Künſtler in ihnen nur anregt. Der Kunſtkenner, welcher des Künſtlers Werk begreifen ſoll, darf in keiner Weiſe dem Künſtler an ſonſtiger, außer an techniſcher Bildung nachſtehn, denn in allen Punkten, in welchen er nicht fähig ſein ſollte der Phantaſie des Künſtlers zu folgen, würde er auch nicht fähig ſein das Kunſtwerk zu würdigen. Demnach müſſen wir nun auch daran feſthalten, daß wenn der Künſtler darauf ausgeht ſeinem Publikum ein ihm faßliches Kunſtwerk vorzulegen, er auch dadurch des Anſpruchs ſich begiebt, in irgend einer Art eine höhere Bildung auszudrücken, als die, welche auch ſeinem Publicum im Allgemeinen zugeſchrieben werden kann. Nur dieſen Vorzug werden wir ihm einzuräumen haben, daß er von Seiten ſeiner künſtleriſchen Fertigkeit geſchickter iſt die Mittel zu gebrauchen, durch welche die innere Stimmung der Geſelligkeit einen allgemeinen Ausdruck gewinnt, von Seiten ſeiner innern gemüthlichen Bildung aber, daß bei ihm vorherrſchend das allgemeine Wohlwollen ausgebildet iſt, durch welches er in die Sinnesweiſe des ganzen geſelligen Kreiſes ſich zu verſetzen weiß, um gleichſam deſſen Stimmführer zu werden und die Neigungen Aller zur Sprache zu bringen. Von dieſer ſeiner allgemeinen Befähigung aber unterſcheiden wir ſeine beſondere künſtleriſche Erregung, in welcher er denn freilich ſich bedeutend auszeichnet vor allen übrigen, jedoch nicht dadurch, daß er mehr iſt, ſondern nur dadurch, daß er jetzt eben mehr hat. In dieſem Augenblicke hat er mehr mitzutheilen, als die Übrigen; zu dieſen verhält er ſich wie ein Reicher, welcher nach ſeinem Wohlwollen ſeinen Reichthum allen mittheilen möchte. Darüber fühlt er ſich er-

regt zu äußern, was in ihm iſt; darum darf er auch für ſeine Mittheilungen Dankbarkeit erwarten von den Übrigen, aber nicht daß dieſe nun anerkennen werden, wie er einen größern Werth habe als ſie, ſo wie auch der gaſtfreundſchaftliche Wirth, welcher ſeinen Beſitz dem geſelligen Genuſſe darbietet, darum keine andere Anſprüche als jeder Andere machen darf an die geſellige Ehre. Indem der Künſtler ſeinen Reichthum mittheilt, macht er eben die Andern ſich gleich und begehrt daher auch nichts weiter zu bedeuten, als das, was andere ſeiner Geſellen bedeuten.

Aber um das Weſen der künſtleriſchen Erregung zu begreifen, muß man ſich nun nothwendig die Frage beantworten, worin der geiſtige Reichthum des Künſtlers beſtehe, welcher ihn fähig macht und dazu beruft Andern ſeine Mittheilungen zu machen. In dem gewöhnlichen geſelligen Verkehr kann ein ſolcher Reichthum wohl auf etwas bloß Zufälligem beruhn, darauf etwa, daß jemand etwas in Erfahrung gebracht, was den Andern noch nicht bekannt geworden, daß ihm etwas Beſonderes geſchehn, daß er etwas Merkwürdiges erlebt hat; aber da, wo Künſtler und Kunſtfreunde von einander ſich abgeſondert haben, iſt das Verhältniß zwiſchen Mittheilenden und Empfangenden in der Geſelligkeit nicht mehr ein zufälliges, ſondern zu einem in der Eigenthümlichkeit der Perſonen gegründeten geworden. Daher haben wir auch behaupten müſſen, daß die künſtleriſche Erregung gegründet ſei in einem geſteigerten Bewußtſein über ſich ſelbſt. Wir werden aber hinzuſetzen müſſen, daß dieſes Bewußtſein nicht etwa gedacht werden dürfe als ein über das ganze

Weſen des Künſtlers ſich verbreitendes oder als ein den innerſten Grund ſeines Sinnes erfaſſendes, denn auch abgeſehen davon, daß dies auf eine Verwechslung des Religiöſen mit dem Künſtleriſchen hinführen müßte, würden wir damit nicht reimen können, daß der Künſtler, wie wir geſehn haben, keinen bleibenden Vorrang vor den übrigen Mitgliedern der Geſelligkeit in Anſpruch nimmt, ſondern nur für den Augenblick ſeiner Begeiſterung reicher als die Übrigen ſich findet. Es bleibt daher nur übrig die Steigerung ſeines Bewußtſeins als eine vorübergehende, wenn auch periodiſch wiederkehrende anzuſehn. Oft beglückt ſie den Menſchen nur einmal in ſeinem Leben; zuweilen hält die künſtleriſche Begeiſterung auch nur eine Zeit lang bei ihm aus, verlöſcht aber in ſpätern Jahren; nur wenigen iſt es vergönnt geweſen ſie durch den ganzen Lauf ihres Lebens in beſtändiger Friſche von Zeit zu Zeit wiederkehren zu ſehn, und bei dieſen möchten wir auch vermuthen, daß ſie eine religiöſe Färbung angenommen habe, wie denn früher ſchon die verwandtſchaftlichen Beziehungen zwiſchen Religion und Kunſt von uns berührt worden ſind. Aber im Allgemeinen werden wir durch das ſo eben Bemerkte darauf zurückgeführt werden, daß die Begeiſterung, welche das Schöne uns erregt und durch welche wir zur künſtleriſchen Darſtellung angetrieben werden, auf die Erſcheinungen ſich bezieht, nicht auf das Weſen der Dinge und unſerer Seele. Wir weiſen auf früher ſchon Berührtes zurück, wenn wir die periodiſch hervortretende Begeiſterung des Künſtlers aus einer lange vorbereiteten Sammlung der Erſcheinungen ſeines Gemüths ableiten. Zu Zeiten zieht ſich der Künſtler in ſich

zurück um die Stralen seines Geistes, wie sie an den Erscheinungen sich brechen, in sich zu sammeln; ist diese Sammlung erfüllt, ist sie gleichsam zur Reife gekommen, so treibt sein Reichthum ihn das Gesammelte mitzutheilen; so ist er noch schneller wieder ausgetheilt, als gesammelt. Wenn wir eine Zeit lang die Erscheinungen, wie sie unwillkürlich in unserm Leben sich uns abwickeln, in einer räthselhaften Verwirrung an uns haben vorübergehen lassen, noch ungewiß über ihren Sinn, aber nicht unaufmerksam, ahndend schon, daß etwas Bedeutsames sich uns erschließen wolle, dann ergreift es uns plötzlich, wir sehen nun im Geiste, in unserer Phantasie, da Zusammenhang und Übereinstimmung, wo früher nur ein Wirrwarr der Elemente uns entgegentrat; es ist als würde uns das Räthsel vieler Erscheinungen gelöst; ihre Verworrenheit gestaltet sich zur Harmonie vor unserem innern Auge, zur Harmonie der Schönheit; was wir lange uns selbst unbewußt zu sehen wünschten und uns doch niemals recht in unserer Einbildungskraft zusammenzuhalten vermochten, das steht nun auf einmal lebendig vor unserm Geiste, ein Ideal unserer Träume, welches recht eigentlich dazu gemacht ist unsere Eigenthümlichkeit zu bezeichnen. Dies ist das gesteigerte Bewußtsein über uns selbst, d. h. über die in uns sich entwickelnden Erscheinungen, welches uns erregt künstlerisch darzustellen, was wir als Frucht eines regen, oft eines langen, aber immer eines reichen Lebens in unserm Busen zur Reife gebracht haben.

Es geht aber hieraus auch hervor, daß die künstlerische Erregung nicht in einer Unruhe des Geistes oder in einer gewaltsamen Bewegung desselben besteht, wie

man ſie zu denken oft geneigt geweſen iſt, ſondern vielmehr eine Beruhigung desſelben in ſich ſchließt. Die Mannigfaltigkeit der Erſcheinungen muß in irgend einem Kreiſe der Verknüpfung ihr Räthſelhaftes für uns verloren haben, welches uns beunruhigen kann, es muß ein Ganzes aus ihnen vor unſerm geiſtigen Auge geworden ſein, ein Abſchluß derſelben muß uns vorſchweben, wenn wir uns zur künſtleriſchen Darſtellung erregt fühlen ſollen. Daher kann nur in einem ruhigen Fluſſe der Entwicklung die künſtleriſche Thätigkeit mit Erfolg heraustreten. Wenn auch der Künſtler noch ſo heftige Leidenſchaften ſchildert, ja ſogar nachahmt, ſo ſteht er doch über ihnen; der iſt nicht der wahre Künſtler, welcher von ſeinem Gegenſtande ſich fortreißen läßt; der wahre Künſtler muß das beherrſchen, was er darſtellt; indem er die Idee ſeines Kunſtwerkes faßt, hat er ſchon die Verſöhnung der Leidenſchaften gefeiert und geht die verſöhnten Elemente nur noch einmal in ſeiner Betrachtung und Darſtellung durch, in dem ſcheinbaren Streite derſelben die Ausgleichung dieſes Streits ſchon in ſeinem Bewußtſein tragend. Wie ſollte die Anſchauung des Schönen, welche doch die alleinige Quelle der künſtleriſchen Erregung iſt, nicht beruhigend, den Geiſt erleichternd, erfreuend und über den Kampf des arbeitenden Lebens erhebend auf ihn einwirken? Daher iſt es denn nur ein Vorurtheil, wenn man die Stimmung des Künſtlers als ein ſtürmiſches Wogen ſeines Gemüths, als eine bakchantiſche Wuth, als eine Raſerei ſeiner Gefühle, in welcher er von einer höhern Macht ergriffen kaum ſeiner bewußt wäre, hat anſehen wollen. Hierin erhebt ſich der Künſtler in ſeiner Begeiſterung

über die Menge der übrigen Menſchen, daß er in ſeiner Seele die Beruhigung der Schönheit trägt, welche er alsdann auch auf Andere übergehen zu laſſen ſich bemüht. Nicht eine höhere Art der Bildung trägt er in ſich, als dieſe, ſondern nur der Übereinſtimmung iſt er mehr ſich bewußt, in welcher die Elemente dieſer Bildung unter einander ſtehen oder erblickt werden können.

Doch wir müſſen beſorgt ſein, daß wir hiermit nur die eine Seite der künſtleriſchen Begeiſterung beſchrieben haben. Denn mit Recht könnte man fragen, warum wir denn doch, obgleich die Stimmung des Künſtlers eine beruhigte ſei, ſie eine Erregung, eine Begeiſterung zu nennen pflegen, welche Ausdrücke offenbar dahin zu deuten ſcheinen, daß eine über das gewöhnliche Maß hinausgehende Bewegung in ſeinem Gemüthe vorherrſche. Eine ſolche werden wir auch nicht verkennen können, wenn wir nur ſein Verhältniß zur Ausführung des Kunſtwerkes betrachten. Da werden wir finden, daß er ſich bewegt fühle den Reichthum des Bewußtſeins, welchen er in ſich geſammelt hat, auszugießen und zu verbreiten über die Übrigen und daß die Ausführung dieſes ſeines Vorhabens ſeinen Geiſt nun auf das lebhafteſte ſpanne und in Thätigkeit verſetze. Er will den Reichthum ſeines Bewußtſeins, welchen er in ſich geſammelt hat, ausgießen und über Andere verbreiten; es iſt da das allgemeine Wohlwollen gegen den Kreis ſeiner Geſelligkeit, welches ihn ergreift und zur Thätigkeit erregt; das, was nun ſeine Seele beſchäftigt, iſt der Übergang, welcher eingeleitet werden ſoll aus dem Innern in das Äußere, welcher aber ſelbſt nicht ohne neue Bewegungen des Innern

abgeht. In einem ungewöhnlichen Grade findet er ſich hierbei erregt, weil in einem ungewöhnlichen Grade ihm das Bewußtſein über den Zuſammenhang ſeiner innern Erſcheinungen aufgegangen iſt und nun auch in einem ungewöhnlichen Grade das allgemeine Wohlwollen in ihm ſich bethätigen ſoll. Sein Publicum erblickt er vor ſich, in leiblicher Gegenwart oder vor den Augen ſeines Geiſtes, und ſo wird er ſtärker als ſonſt ſeines Verhältniſſes zu ihm ſich bewußt, die Mittel ſuchend, durch welche er ihm beikommen kann, die Wirkungen gewahrend, welche er in ihm hervorbringt. Da geht er aber auch noch tiefer ein in das Ganze des Bewußtſeins, welches ſich ihm gebildet hat; indem er im Begriffe iſt Andern den Zuſammenhang aller Einzelheiten anſchaulich darzulegen, wie er ihn empfindet, ergreift ihn noch einmal die Gewalt desſelben und eröffnet ihm neue Seiten ſeines Gegenſtandes, wie es bei mehrmaliger Wiederholung derſelben geiſtigen Bewegung zu geſchehn pflegt. Indem er eine Wirkung auf Andere hervorzubringen bezweckt, muß er in das Innere der Andern ſich verſetzen und daher die künſtleriſche Idee, welche ihn zur Darſtellung erregt, gleichſam von ſeiner Eigenthümlichkeit ablöſend das Verhältniß ins Auge faſſen, welches dieſelbe zu den mannigfaltigſten Stimmungen des Gemüths annehmen wird. Je lebhafter er dies zu vollziehen im Stande iſt, um ſo ſicherer wird er ſeiner Wirkung ſein, um ſo mannigfaltiger aber werden ſich ihm auch die verſchiedenen Seiten ſeines Gegenſtandes in das Licht ſtellen. Wenn es nun noch hinzukommen ſollte, daß er ſelbſt die Wirkungen beobachten kann, welche ſeine Darſtellung auf die ihn umgebende Menge macht, ſo wird

auch eine lebendige Wechſelwirkung zwiſchen dieſer und ihm ſich ergeben und die natürliche Folge davon werden plötzliche Eingebungen ſeines Geiſtes ſein, die ſein eigenes Bewußtſein vom Schönen vermannigfachen oder ſteigern. Alles dies aber wird dahin wirken ihn auch nach dem Abſchluſſe ſeiner künſtleriſchen Idee und während der Ausführung derſelben in einer lebhaften Bewegung ſeines Geiſtes zu erhalten. Von dem Künſtler alſo, welcher mit Überlegung an ſein Werk geht, werden wir zwar vorausſetzen müſſen, daß er vor dem Beginn ſeiner Darſtellung das Ganze ſeines Werkes ſchon überſieht, aber während der Ausführung wird es doch immer mehr ſich ihm entfalten; indem er es zur äußern Erſcheinung allmälig und nur theilweiſe heraustreten läßt, wird er es in ſeinen Theilen immer fleißiger ausarbeiten und immer von Neuem von ihm angeregt werden, je mehr er den Reichthum der in ihm enthaltenen Beziehungen ſich zu vollſtändigem Bewußtſein bringt.

Zweites Kapitel.
Von der künſtleriſchen Darſtellung.

Wir berühren aber hiermit ſchon ein anderes Gebiet der künſtleriſchen Thätigkeit, die künſtleriſche Darſtellung, welcher wir wohl eine abgeſonderte Betrachtung widmen müſſen, wiewohl aus dem ſo eben Bemerkten hervorgehen möchte, daß ſie von der künſtleriſchen Erregung nicht ſo weit abſteht, als man gewöhnlich zu glauben ſcheint.

Die Meinung wenigſtens wird ſich nicht einſchleichen dürfen, als wären beide nur nacheinander, die Erregung zuerſt als ein abgeſchloſſener Act und alsdann die Darſtellung zeitlich auf jene folgend, dieſe nur als eine Folge jener und deswegen jene durchaus unabhängig von dieſer. Vielmehr ſo wie im geſelligen Menſchen immer eine Wechſelwirkung iſt zwiſchen der innern Neigung, in welcher ſeine Eigenthümlichkeit ſich ihm entfaltet, und zwiſchen der geſelligen Äußerung, zu welcher ihn ſein Wohlwollen antreibt, ſo werden wir auch im Künſtler eine ähnliche Wechſelwirkung zwiſchen ſeiner künſtleriſchen Begeiſterung und ſeiner künſtleriſchen Darſtellung anzuerkennen haben. Wenn man von der wiſſenſchaftlichen Überlegung über die Kunſt ausgegangen iſt, hat man wohl die Anſicht faſſen können, als wenn es gerathen ſei vor allen Dingen einen vollſtändigen Plan ſeines Werkes bis in das Einzelſte hinein ausgearbeitet ſich zu entwerfen und erſt alsdann an die Ausführung zu gehen; aber die Ausübung der wahren Künſtler möchte wohl gemeiniglich eine andere ſein. Die Idee, welche ſie erregt, ergreift ſie zu mächtig, als daß ſie zögern ſollten ſie ſogleich nach dem Wohlwollen, welches ſie für Andere hegen, dieſen in ihrer vollen Friſche, in der Wärme ihrer Geburt mitzutheilen. Sie haben ſie wohl oftmals lange mit ſich herumgetragen, aber ſo wie ſie zu einer gewiſſen Reife gekommen, ſuchen ſie auch die Gelegenheit ſie auszuſchütten, obgleich ſie nicht in allen Theilen unerſchütterlich feſt ſteht; ſie verlaſſen ſich auf ihre Fertigkeit, auf den Reichthum ihres Geiſtes, welche zur rechten Zeit in der weitern Ausführung ihnen zur Seite ſtehen werden; die friſche Wärme der Erfin-

dung würde ihnen bei der Arbeit fehlen, wenn sie nicht während derselben auch noch weiter vorschreiten könnten, sondern allein auf das Mechanische der Ausführung angewiesen wären.

In den entschiedensten Zügen jedoch tritt dieses Wechselverhältniß zwischen Begeisterung und Darstellung uns heraus, wenn wir dabei auf die verschiedenen Arten der Kunst sehen. Denn die Erregung der Phantasie muß nothwendig für den, welcher die eine Kunst treibt, eine andere sein, als für den, welcher die andere. Dem Musiker eröffnet sich in einer andern Weise die Übereinstimmung der Erscheinungen, als dem Maler, dem Maler in in einer andern Weise, als dem Dichter, und so in allen übrigen Arten der Kunst. Für eine jede dieser Künste ergiebt sich die Idee des Schönen in einer andern Gestalt; es würde vergeblich sein ein Bauwerk in eine Musik oder eine Dichtung in ein Gemälde zu übersetzen. Daher wirkt die Darstellung des Schönen in den verschiedenen Künsten nothwendig auf die Ausbildung der Phantasie in verschiedener Weise ein und die Phantasie des Malers muß eine wesentlich andere werden als die Phantasie des Dichters, und so durch die ganze Reihe der Künste hindurch. Es läßt sich daher auch nicht daran zweifeln, daß die Darstellungsweise schon auf die erste Auffassung des Kunstwerks oder auf die erste Erregung einen sehr bedeutenden Einfluß ausübt. Zwar werden wir annehmen müssen, daß wenn jemand zwei Künste treibt, die Welt- und Lebens-Ansicht, welche in seinen Werken sich ausdrückt, dieselbe sein werde, aber wenn er sie in der einen Kunst ausdrücken will, so werden andere Bilder seiner Phan-

taſie ſich darſtellen und ihn begeiſtern, als wenn in der andern.

Dieſer Einfluß der Darſtellung auf die Erregung der Phantaſie zieht ſich aber natürlich auch noch weiter fort durch den ganzen weitern Verlauf hindurch, in welchem die erſte Erregung weiter ſich ausbildet. Wenn wir vorher die künſtleriſche Erregung ſo beſchrieben haben, daß aus dem verworrenen Knoten der Erſcheinungen plötzlich uns das Bewußtſein auftauche eines Geſetzes, welches ſie ordnet, damit den Knoten löſt und die verſchiedenen Fäden als harmoniſch mit einander verknüpft darſtellt, ſo iſt es freilich an einer Erſcheinung, an welcher dieſe Löſung der räthſelhaften Verwirrung uns aufgeht; aber dieſe Erſcheinung wird auch ſogleich in einer allgemeinen Bedeutung aufgefaßt, indem ſie eben als der Mittelpunkt gleichſam aller übrigen, als das Ziel, auf welches dieſe hinarbeiten und in welchem ihr Sinn ſich enthüllt, ſich zu erkennen giebt. Es ſtellt daran ein Allgemeines anſchaulich ſich uns dar. Allein dieſe allgemeine Bedeutung kann die einzelne Erſcheinung nur durch ihre Beziehungen auf die übrigen Erſcheinungen behaupten, deren Sinn und Verſtändniß an ihr heraustreten; daher müſſen ſie herbeigezogen werden um jene in ihr rechtes Licht darſtellen zu können. Anfangs ſind aber die übrigen Erſcheinungen uns nicht oder wenigſtens in geringerer Lebhaftigkeit gegenwärtig und es muß alſo die Idee, welche dem Kunſtwerke zum Grunde liegt, erſt allmälig ſich bewähren, indem immer mehr Erſcheinungen, alte Erinnerungen und neue Erfahrungen, ſich ihr zugeſellen und ſie an dieſen ihre löſende Kraft zeigt. So enthüllt ſich uns ein Räth-

ſel zuerſt an einem Merkmale, an einem Worte, welches den zum Grunde liegenden Gedanken für uns eben durchſichtiger darlegt, aber alsdann machen wir gleichſam die Probe unſerer Löſung, indem wir ſie auf alle die einzelnen Punkte anwenden, welche uns zu Merkmalen gegeben ſind. Und in ähnlicher Weiſe bewährt der Künſtler die im Allgemeinen, doch an einer beſtimmten Anſchauung ihm herausgetretene Idee ſeines Kunſtwerkes, indem er ſie zur Anordnung einer Mannigfaltigkeit von Erſcheinungen gebraucht und dadurch zu immer größerer Anſchaulichkeit ſie ausbildet. Es wird kein Künſtler ſagen können, daß er ſogleich beim Beginn ſeines Werkes eine völlig ausgebildete Anſchauung zu demſelben hinzubringe, ſondern nur in einer unbeſtimmten Allgemeinheit hat er es anfangs fertig, in den Einzelheiten aber bildet es ſich fortwährend ihm aus und eben darauf beruht es, daß er durch den ganzen Verlauf ſeiner künſtleriſchen Thätigkeit das Intereſſe an ſeinem Werke feſthalten kann. Er mag ſich einen Plan, eine Skizze ſeines Werkes vorher entwerfen, aber in der Ausführung wird er unabläſſig neue Elemente herbeiziehen, welche den Liebling ſeiner Phantaſie bereichern. Dieſe Elemente aber findet jeder in ſeiner Phantaſie und der Künſtler einer beſtimmten Kunſt in der Art der Phantaſie, welche der Art ſeiner Kunſt entſpricht. Hierin zeigt ſich nun die Wechſelwirkung zwiſchen Darſtellung und Erregung in einem ſtetigen Verlauf. Die Darſtellung geht ihrer Natur nach immer auf das Einzelne; indem ſie aber dazu antreibt die Erſcheinungen in ihrer Einzelheit, jede für ſich abgeſondert und in völliger Beſtimmtheit heraustreten zu laſſen, regt ſie die Phantaſie an die allgemeine

Idee im Einzelnen ſich auszumalen. Die Erfindung dagegen geht von der allgemeinen Idee aus, ſie verlangt aber auch, daß ſie im Einzelnen mehr und mehr ausgebildet werde, und da darf nun die Darſtellung nicht willkürlich die Erſcheinungen herbeiziehen, ſondern nur ſolche zur Anſchauung bringen, welche für die allgemeine Idee paſſen und in irgend einer Beſonderheit ſie auszudrücken geeignet ſind. So ſind beide, Erregung und Darſtellung, in gegenſeitiger Abhängigkeit von einander und eben deswegen auch beide in einer freien Entwicklung begriffen.

Aus der Art, wie dieſes Verhältniß zwiſchen der künſtleriſchen Erregung und Darſtellung aufgefaßt ſein will, ergiebt ſich nun aber auch, wie wir im Allgemeinen die künſtleriſche Darſtellung uns zu denken haben. Sie iſt das Gegentheil der künſtleriſchen Erregung. Was in dieſer innerlich iſt, das kehrt in jener ſich nach außen hinaus; wenn dieſe vom Allgemeinſten anfängt und mit dem Beſonderſten endet, ſo muß jene mit dem Beſonderſten beginnen und zuletzt erſt aus allen Beſonderheiten die Allgemeinheit des Ganzen hervorgehn laſſen. Erſt mit dem letzten Schlußſtein gleichſam iſt das Ganze vorhanden. Wenn wir bedenken, daß durch dieſes Gegentheil in der künſtleriſchen Darſtellung doch wieder dasſelbe hervorgebracht werden ſoll, was in der künſtleriſchen Erregung iſt — denn was in der Phantaſie des Künſtlers ſich gebildet hat, ſoll dadurch in die Phantaſie des Kunſtfreundes übergehn; — ſo kann dies wohl Verwunderung erregen, eine Verwunderung von der Art, welche man nicht mit Unrecht die Mutter der Philoſophie genannt hat.

Es ſind hier zwei Schwierigkeiten zu unterſcheiden,

welche ihre Erklärung verlangen. Zuerſt iſt die Frage: wie geht das Innere in das Äußere über um alsdann wieder in das Innere Anderer einzugehn? Dies iſt eine Frage, welche uns bei allen Arten der geiſtigen Gemeinſchaft unter den Menſchen begegnet; aber wir haben bei Betrachtung der künſtleriſchen Darſtellung noch eine beſondere Schwierigkeit zu beachten, welche in der zweiten Frage ſich ausdrückt: wie läßt die Eigenthümlichkeit eines Menſchen in das Innere Anderer ſich übertragen, welche eine ganz andere Eigenthümlichkeit haben und daher jene Eigenthümlichkeit ſich nicht zueignen können?

Wenn wir die erſte Frage als eine ſolche bezeichneten, welche bei Betrachtung einer jeden Art der Gemeinſchaft unter den Menſchen uns wiederkehre, ſo werden wir eingeſtehn müſſen, daß ſie weit über den beſchränkten Kreis unſerer gegenwärtigen Unterſuchung hinaus geht. Es iſt daher hier nur zu zeigen, daß eben die künſtleriſche Darſtellung in Beziehung auf die Äußerung des Innern nichts anderes vorausſetze, als was auch bei andern nicht künſtleriſchen Äußerungen unumgängliche Bedinguug iſt. Der Menſch äußert ſich durch ſeine ganze Leiblichkeit, ſo weit dieſelbe nur irgend von den Regungen ſeiner Seele abhängig iſt, und ſeit der früheſten Kindheit üben wir uns darin dieſe Äußerungen verſtehen zu lernen. In derſelben Weiſe äußert ſich auch der Künſtler, welcher ſeine eigene Perſon zur Darſtellung der in ihm angeregten Phantaſie gebraucht. Wenn er aber auch ein ihm fremdes Material ſeinem Willen gehorſam und zur Darſtellung deſſen, was in ihm lebt, geſchickt macht, ſo geht dies nicht über die Grenzen der gewöhnlichen Äußerungen hinaus, in welchen

Menſchen unter einander ſich zu verſtändigen ſuchen; denn wir ſind in allen Weiſen unſeres Lebens gewohnt in den Werken des menſchlichen Fleißes die Spuren ſeines Geiſtes wiederzuerkennen. Wenn nun auch jemand vielleicht mit Recht bemerken ſollte, daß die künſtleriſche Darſtellung vor andern Äußerungen des menſchlichen Geiſtes eine größere Sorgſamkeit in der Ausbildung des Einzelnen und in der Zuſammenſetzung des Ganzen auszuzeichnen und daher dieſelbe auch eine größere Fertigkeit in der Behandlung der Darſtellungsmittel zu erfordern pflege; ſo würde dies doch nur einen Gradunterſchied bezeichnen und keine weſentliche Verſchiedenheit begründen. Der Übergang aus der künſtleriſchen Erregung in die Darſtellung iſt uns in der That durchaus natürlich und zeichnet ſich nur dadurch aus, daß wir bei dem ausgezeichneten Künſtler ein größeres Talent in der Äußerung ſeines Innern durch fleißige Übung unterſtützt vorausſetzen müſſen. Sonſt findet ſich bei ihm dasſelbe vor, was bei jeder Äußerung, eine Mannigfaltigkeit von Erſcheinungen, innerlich abgebildet, drückt ſich in einer andern Mannigfaltigkeit von äußern Erſcheinungen aus, dazu gelangt ſie aber nur durch Mittel, welche nicht ſelten dem beabſichtigten Erfolge widerſtreben und deswegen bald hier, bald dort einer beſſernden Bearbeitung unterworfen werden müſſen.

Wenn aber die künſtleriſche Darſtellung eine Äußerung der Eigenthümlichkeit verlangt, ſo ſind dabei die Schwierigkeiten größer, als bei der Äußerung des Allgemeinen; denn dieſes können wir in jedem in gleicher Weiſe vorausſetzen, wenn auch nicht entwickelt, doch der Anlage nach vorhanden, jene dagegen läßt ſich in Verſchiedenen

nur in verſchiedener Weiſe annehmen. Die größere Schwierigkeit zeigt ſich auch offenbar, wenn wir die gewöhnliche Weiſe der Mittheilung, welche nur oder wenigſtens vorherrſchend das Allgemeine betrifft, mit der Darſtellung des Schönen vergleichen. In dem gewöhnlichen Leben dient uns unſere von Natur gegebene, durch Übung uns angeeignete leibliche Perſönlichkeit zu einem ſelten fehlſchlagenden Mittel der Verſtändigung; mit Leichtigkeit wird davon abgeſehn, wenn ſich etwas einmiſchen ſollte, was dem Zwecke nicht dient, es wirkt nicht ſtörend; wir laſſen es als eine Naturbedingung, in welcher dennoch unſere Abſicht zu Tage tritt, bei Seite liegen; es genügt, daß der Zweck nur überhaupt erreicht werde, in welchem ohne Weiteres der Gedanke des ſich Mittheilenden heraustritt, ſollte auch die Einmiſchung eines unbewältigten Stoffes dabei ſich bemerklich machen. Dagegen ſoll das Schöne offenbar werden, ſo darf kein unbewältigter Stoff zurückbleiben; eine jede rohe Maſſe iſt etwas ſtörendes; alles ſoll als gebildete Form die gebildete Perſönlichkeit des Künſtlers verrathen. Man blicke nur auf die wiſſenſchaftlichen Mittheilungen, welche nicht zugleich einen künſtleriſchen Charakter in Anſpruch nehmen. Es kümmert uns dabei wenig, wenn etwa eine perſönliche Beſchränkung Unbedeutendes, die Mittheilung nicht Förderndes einmiſchen ſollte. Von Stimme und Ton und Geberde ſehen wir ab und halten uns allein an die allgemeine Bedeutung der Worte; wenn nur dieſe dem Gedanken entſprechen, ſo iſt die Abſicht des Vortrags erreicht. Über ſolche Störungen können wir beim künſtleriſchen Vortrage nicht wegſehn. Deswegen verlangt jede künſtleriſche Leiſtung, daß mit größe-

rer Sorgfalt als ſonſt die Mittel gewählt werden; um nur Störendes zu entfernen, müſſen wir es vorziehen manches Mittel fahren zu laſſen, welches wohl etwas leiſten könnte, aber doch nicht alles leiſtet oder mehr leiſtet, als paßt. Lieber wollen wir in die einfachſten Erſcheinungen unſern Sinn legen, als daß bei größerem Reichthum des Dargebotenen unſer Sinn durch Fremdartiges verdeckt werde.

Wenn nun dies eine der Schwierigkeiten heraushebt, welche in der Äußerung der Eigenthümlichkeit liegen, ſo doch keineswegs die Hauptſchwierigkeit. Dieſe werden wir vielmehr in dem Weſen der Eigenthümlichkeit ſuchen müſſen, welche ja eben dem entgegengeſetzt werden muß, was in allgemeingültiger Weiſe in allen Weſen derſelben Art ſich entwickeln kann. Sie iſt das Weſen eines Dinges, welches in keinem Andern in derſelben Weiſe zu finden iſt. Wie kann ſie alſo auf eine verſtändliche Weiſe ſich äußern? wie kann ſie übergehn auf einen Andern? Nicht allein die ungebildete Maſſe ſcheint entfernt werden zu müſſen aus der Darſtellung, wenn ſie die Eigenthümlichkeit ausdrücken ſoll, ſondern auch alles, was das Allgemeinmenſchliche oder Allgemeinvernünftige in ihr ausdrückt. Wie iſt aber alsdann, wenn dies entfernt worden, noch eine Mittheilung möglich? Eben dadurch, daß etwas als ein ſolches geſetzt wird, welches auf Andere von mir aus übergehen kann, wird es auch als etwas Allgemeines geſetzt. Wir werden alſo auch anerkennen müſſen, daß die Eigenthümlichkeit die Allgemeinheit nicht ausſchließen kann, wie wir denn auch früher ſchon dies ausdrücklich bevorwortet haben. Es wird daher auch die

Darſtellung der eigenthümlichen und originalen Erregung des Künſtlers keinesweges ſolche Zeichen ausſchließen, welche etwas Allgemeines ausdrücken.

Dies beſtätigt in unzweideutiger Weiſe die Betrachtung der ſchönen Kunſt ſowohl überhaupt, als auch in ihren beſondern Zweigen. Denn alle Kunſt, welche das Schöne darſtellt, muß auch Erſcheinungen zur Anſchauung bringen, weil das Schöne nur in der eigenthümlichen Verknüpfung von Erſcheinungen beſteht. Jede Erſcheinung aber iſt an und für ſich genommen ein Gegenſtand der Erkenntniß und hat daher eine allgemeingültige Bedeutung; erſt in den willkürlichen Verknüpfungen der Phantaſie wird ſie der Ausdruck der Eigenthümlichkeit. Solche Erſcheinungen ſchweben nun der Phantaſie des Künſtlers vor der künſtleriſchen Erregung in einer ungeordneten Mannigfaltigkeit vor und ſeine Erfindung beſteht eben nur darin, daß er ſie zu einer beſtimmten Geſtalt verſammelt. An die Erſcheinungen aber ſchließen ſich auch Gedanken an, wie wir denn gewohnt ſind eine jede Erſcheinung ſogleich darauf anzuſehn, was für ein Gegenſtand des Denkens in ihr uns zur Erſcheinung komme, und wir werden es um ſo weniger zurückweiſen können, daß die ſchönen Künſte zu ihrer Darſtellung auch des Gedankens ſich bedienen, je entſchiedener wir davon ausgegangen ſind, daß in den Werken der ſchönen Kunſt eine eigenthümliche Lebens- und Weltanſicht ſich offenbaren ſolle. Hiermit alſo iſt auch wieder etwas Allgemeingültiges für die Darſtellung der Kunſt gegeben und wir ſehen dasſelbe unzweideutig wenn auch nicht in allen, ſo doch in einigen ſchönen Künſten heraustreten, wie namentlich die Dichtkunſt ohne Zweifel

durch Worte die Gedanken des Dichters, die bildende Kunst durch bezeichnende Bilder die Gedanken des bildenden Künstlers uns darstellt. So finden wir also, daß die schöne Kunst durch dieselben Mittel ihre Wirkungen hervorbringt und die Eigenthümlichkeit des Künstlers zur Darstellung fördert, durch welche auch das allgemeine Bewußtsein von dem Einen auf den Andern übertragen wird.

Aber hierdurch wird uns freilich nicht enthüllt, wie durch diese Mittel auch das eigenthümliche Bewußtsein übertragen werden kann, um so weniger, je gewisser es ist, daß durch die Einmischung solcher Mittel, welche der Mittheilung des allgemeingültigen Bewußtseins, d. h. des wissenschaftlichen Denkens dienen, der Darstellung des Schönen eine neue Schwierigkeit bereitet wird. Denn nicht allein muß die schöne Kunst eine jede durch die menschliche Kraft nicht überwältigte Masse aus ihrem Kreise verbannen, sondern sie hat auch alles zu fliehen, was zwar den bildenden Geist des Menschen verräth, aber doch andere Zwecke und Absichten als die künstlerischen. Nicht allein die rohe Erscheinung ist ihr zuwider, sondern auch die gebildete Erscheinung, welche nach den Gesetzen des Verstandes sei es in wissenschaftlicher, sei es in praktischer Richtung ihre Gestalt erhalten hat. Das Schöne ist etwas anderes als das Wahre und das Nützliche. So wenig die Gedanken des Verstandes von der Darstellung des Schönen ausgeschlossen sind, so wenig darf doch die Auseinandersetzung derselben als Zweck der schönen Kunst angesehn werden, denn sonst würde die schöne Kunst nichts sorgfältiger zu betreiben haben, als die Begriffe des Ver-

ſtandes in der Ordnung, in dem Zuſammenhange unter einander heraustreten zu laſſen, welcher ihrer Natur gemäß iſt, d. h. ſie würde einen allgemeingültigen, nach einem nothwendigen Geſetze beſtimmten, einen ſyſtematiſchen Zuſammenhang erſtreben. Davon aber finden wir vielmehr das Gegentheil; denn die didaktiſche Haltung und das Beſtreben die Gegenſtände, ſo wie ſie ſind, zur Erkenntniß zu bringen iſt der ſchönen Kunſt durchaus zuwider. Die Phantaſie ſucht einen ganz anderen Zuſammenhang und eine ganz andere Verknüpfung des Mannigfaltigen, als der Verſtand. Vergleichen wir nur die Phantaſie des Dichters mit der Weiſe des wiſſenſchaftlichen Denkens, beide werden wir nur darin von einander verſchieden finden, daß jeder von ihnen die Elemente der Darſtellung in einer andern Ordnung zuſammenfügt. Die Wiſſenſchaft ſetzt Vorſtellungen und Begriffe zuſammen, aber nach einer allgemeingültigen Ordnung und Methode; ebenſo ſetzt die Phantaſie des Dichters Vorſtellungen und Begriffe zuſammen, aber nach der eigenthümlichen Ordnung, welche der Gang ſeiner Neigungen vorzeichnet; ſein Wohlgefallen an dem, was wir das Schöne nennen, weil es gefällt, iſt das alleinige Geſetz der Zuſammenſtellung. Hierin liegt eben der Unterſchied zwiſchen Phantaſie und Verſtand, daß dieſer nach allgemein gültigen Geſetzen, jene nach Geſetzen der Willkür, d. h. der eigenthümlichen Neigung trennt und verbindet. Es ergeben ſich aber auch daraus die Unpaßlichkeiten, welche es mit ſich führt, wenn Zeichen zur künſtleriſchen Darſtellung gebraucht werden, die ihrer Natur nach Gedanken des Verſtandes anregen und zu bezeichnen beſtimmt ſind. Dies Mittel iſt

nicht das fügſamſte, es zieht leicht manches Störende herbei, indem es in ganz andere Ordnungen ſich zu fügen gewohnt iſt, als die ſind, welche die Phantaſie liebt. Die Gedanken haben eine allgemeingültige Verknüpfung unter einander, welche wir ihnen nicht nehmen können, wenn wir ſie gebrauchen; laſſen wir dieſe Verknüpfung aber zu in der künſtleriſchen Darſtellung, ſo iſt es unvermeidlich, daß in der Verbindung ihrer Elemente Maſſen ſich herausſtellen, welche von der eigenthümlichen Phantaſie des Künſtlers nichts verrathen, ſondern nur zeigen, wie er im Verlauf ſeiner künſtleriſchen Erregung auch von der Nothwendigkeit des allgemeinen Geſetzes eine Reihe von Entwicklungen hindurch fortgezogen worden iſt, weil die Mittel der Darſtellung auf die Erfindung in ungünſtiger Art zurückgewirkt haben. Er kann zwar allerlei Kunſtmittel anwenden, dies weniger bemerklich zu machen, wovon die ſogenannten dichteriſchen Freiheiten im Gebrauch der Rede das bekannteſte Beiſpiel abgeben, wovon auch die früher ſchon erwähnten Freiheiten der bildenden Kunſt in der Abbildung natürlicher Gegenſtände zeugen; aber ſolche Künſte werden auch nur beweiſen, daß die Mittel der Darſtellung, welche an den Gedanken ſich anſchließen, ein nicht durchaus paſſendes Material gebrauchen, und kaum läßt ſich erwarten, daß ſie überall dazu ausreichen werden ein jedes kleinſtes Element der Darſtellung zu dem Gleichmaße zu führen, welches das Geſetz der Schönheit verlangt. Sollte nicht hieraus beſonders häufig das hervorgehen, was man mit dem Ausdrucke zu bezeichnen pflegt, es habe eine kleinere Schönheit der größern geopfert werden müſſen?

Es iſt nicht unſere Abſicht hier in einer genauern Unterſuchung die Mittel zu erſchöpfen, welche für die Darſtellung der ſchönen Kunſt dienen. Dies muß einer wiſſenſchaftlichen Eintheilung der ſchönen Künſte vorbehalten werden. Aber unſere Unterſuchung hat uns doch hier auf eine Unterſcheidung geführt, welche für die Beſtimmung der Natur jener Mittel von ſehr fruchtbaren Folgen iſt. Wenn es nemlich ſo iſt, wie vorher bemerkt wurde, daß alle die Mittel, welche die allgemeingültige Verknüpfung der Gedanken berühren, eben deswegen als ungünſtige Mittel für die künſtleriſche Darſtellung ſich erweiſen können, ſo werden wir uns darüber nicht wundern dürfen, daß die ſchöne Kunſt auch dieſer Mittel ſich zu entſchlagen ſucht. Wenn nun aber dies geſchieht, wenn die Begriffe der Wiſſenſchaft und der begriffsmäßige Gang in der Entwicklung der Gedanken aus der künſtleriſchen Darſtellung ganz wegfallen, ſo bleibt für ſie nichts anderes übrig, als die Erſcheinung, welche an ſich ohne Bedeutung, aber durch die Ordnung ihrer kunſtmäßig geſonderten und verbundenen Glieder den Gang der eigenthümlich ſich entwickelnden Phantaſie darzuſtellen geeignet iſt. Die Phantaſie, ſehen wir, verfolgt einen andern Gang, als der Verſtand; ſie ſtrebt in dieſem Gange darnach in eigenthümlichen Verknüpfungen ein beſtimmtes Geſetz darzuſtellen, alles nach Ebenmaß und Uebereinſtimmung anordnend. In den Künſten, welche die Sprache zum Mittel der Darſtellung gebrauchen, ſpricht ſich dies als Rhythmus und Versmaß und Wohllaut aus, in den bildenden Künſten als Symmetrie der Theile und Harmonie der Farben. Aber ſo wie dabei der Gedanke ſich einmiſcht, können wir alles

dies nicht in der Strenge durchführen, in welcher die Phantaſie des Künſtlers es möchte; davon liefern die Werke der Dichtkunſt, der Malerei und Bildhauerei die ſchlagendſten Beweiſe. Wollte man in ihnen ein ſtrenges Gleichmaß durch alle Theile durchführen, ſo würde ſich zeigen, daß der gedachte Stoff dem widerſtrebe; die Kunſtwerke würden an einer unerträglichen Steife leiden, welche den Widerſpruch zwiſchen dem Kunſtmittel und der Behandlung desſelben zeigte. Deswegen kann der Künſtler dazu getrieben werden lieber den das Ebenmaß ſtörenden Gedanken ganz fallen zu laſſen und nur die Verhältniſſe der Erſcheinung zur Darſtellung zu benutzen; denn die Erſcheinungen an ſich ohne ihre Beziehung auf die in Gedanken aufgefaßten Gegenſtände ſind geduldiger und laſſen ſich eine jede Art der Zuſammenſtellung gefallen. So ergeben ſich Arten der Kunſt, welche wir die abſtracten nennen möchten, weil ſie eben vom Gedanken abſtrahiren. Wenn der Dichtkunſt der Rhythmus und eine einfache muſicaliſche Bewegung inwohnt, ſo können wir dieſe, Wort und Gedanken ausfallen laſſend, auch zu einer abgeſonderten Kunſt ausbilden, wodurch die vom Zwange des Wortes und des Gedankens entbundenen Glieder eine freiere und feinere Bewegung gewinnen und bis in ihre kleinſten Faſern hinein der eigenthümlichen Beweglichkeit der Phantaſie ſich bequemen lernen. Dies iſt die Natur der Muſik, in welcher Melodie und Harmonie der Töne an den Rhythmus ſich anſchließen. Ebenſo tritt auch die Symmetrie räumlicher Verhältniſſe, indem ſie ſich ablöſt von der Darſtellung ſolcher Gegenſtände, welche Begriffe in uns anregen, und damit auch von den Bedingungen,

die eine ſolche begriffsmäßige Darſtellung ihr nothwendig auflegen muß, in der Architektur zu einer ſelbſtändigen Geſtalt heraus. Es iſt dies eine Vereinfachung der Darſtellungsmittel, welche nur deswegen geſchieht, damit die Phantaſie um ſo reiner und ungeſtörter derſelben ſich bemächtigen könne.

Wir werden bemerken können, daß durch dieſe Vereinfachung der Darſtellungsmittel dieſelben doch auch zugleich vermannigfacht werden. Am entſchiedenſten ſtellt ſich dies an der Muſik heraus, indem ſie zum Rhythmus die Melodie und Harmonie geſellt; aber auch die Baukunſt gewinnt offenbar durch ihre Abſonderung von der Darſtellung beſtimmter und begreiflicher Gegenſtände eine größere Freiheit in der Ausbreitung ihrer Werke und in der Mannigfaltigkeit ihrer Formen. Dasſelbe wird ſich auch ergeben, wenn wir noch die Tanzkunſt in dieſe Vergleichung ziehen und ſie mit der gleichſam natürlichen Kunſt in den Bewegungen unſeres Körpers zuſammenſtellen, mit welcher wir den Ausdruck unſerer Gedanken zu begleiten pflegen. Dieſe Bemerkung, daß aus der Vereinfachung der Kunſtmittel auch zugleich eine Vermannigfachung derſelben ſich ergibt, wird uns nicht überraſchen können, wenn wir auf den Grund zurückblicken, aus welchem wir die abſtracten Künſte abgeleitet haben. Wir fanden ihn in der Schwierigkeit das Eigenthümliche zur Darſtellung zu bringen. Je ſchwieriger aber ein Unternehmen iſt, um ſo natürlicher iſt es auch, daß zur Ausführung desſelben nach der einen Seite zu eine Vereinfachung, nach der andern Seite zu eine Vermannigfachung der Mittel als rathſam ſich erweiſt. Aus demſelben Grunde wird es nun auch ſich

ableiten laſſen, daß zu den Zwecken der ſchönen Kunſt auch die Künſte, welche wir von einander unterſchieden haben, wieder zuſammentreten und eine Art der Darſtellung bilden, welche wir mit dem Namen der zuſammengeſetzten Kunſt paſſend bezeichnen können. So vereinigt ſich die Muſik mit der Dichtkunſt und mit der Tanzkunſt auf eine ungezwungene Weiſe, ſo ſchließen ſich Werke der Malerei und der Bildhauerei wie von ſelbſt an Werke der Baukunſt an und bald herrſcht in dieſen Vereinigungen der Charakter der einen, bald der Charakter der andern Kunſt vor. Auch können dieſe Verbindungen der Kunſt noch weiter gehn, wovon die Schauſpielkunſt das auffallendſte Beiſpiel abgiebt, welche alle oder faſt alle Hauptarten der Kunſt zu ihren Zwecken zu vereinigen ſtrebt. Daß nun aus einem ſolchen gemeinſchaftlichen Gebrauche aller Kunſtmittel nicht immer die vollkommenſte Übereinſtimmung hervorgeht, läßt ſich wohl freilich nicht leugnen; aber dennoch bleiben die Verſuche der zuſammengeſetzten Kunſt alle vereinzelten Zweige der Darſtellung zuſammenzufaſſen ein ſicherer Beweis, daß ſie alle aus demſelben Principe hervorgehn, aus einem Principe, welches um zu einer einigermaßen genügenden Darſtellung zu gelangen die verſchiedenartigſten Mittel in Thätigkeit ſetzen kann und wegen der Schwierigkeit ſich darzuſtellen auch genöthigt iſt dieſe Mittel ſo viel als möglich zuſammenzunehmen.

Vergleichen wir die beiden Hauptarten der Kunſt mit einander, die Kunſt, welche an die Darſtellung des Gedankens ſich anſchließt, und die abſtracte Kunſt, ſo werden wir freilich geſtehen müſſen, daß die letztere geeigneter dazu iſt die eigenthümlichen Verknüpfungen der Phan-

taſie rein für ſich heraustreten zu laſſen und alles bis auf das Einzelſte herunter allein nach den Geſetzen der Schönheit zu geſtalten, während die erſtere ſich genöthigt ſieht manches in ſich aufzunehmen, was den allgemeinen Geſetzen des Verſtandes folgt, was auch wohl aus Überlieferung ſtammt und den originellen Geiſt des Künſtlers nicht oder nicht vollkommen verrathen kann. Doch können wir deswegen jenen Künſten nicht unbedingt den Vorzug vor dieſen einräumen. Denn die Eigenthümlichkeit tritt doch nicht geſondert von dem Allgemeingültigen in unſerm Bewußtſein heraus, ſondern iſt in einem beſtändigen Beſtreben dieſes ſich anzueignen und in ſich zu verſchmelzen, ſo daß wenn es darauf ankommt in der ſchönen Kunſt die volle Eigenthümlichkeit, ſo weit ſie in die Erſcheinungen ſich eingeprägt hat, zur Anſchauung zu bringen, die Künſte, welche den Gedanken zu ihrem Mittel gebrauchen, bei weitem den Vorzug verdienen. Die abſtracten Künſte ſtellen das Schöne zwar reiner dar, die Künſte des Gedankens dagegen haben den Vorzug der größern Fülle. Es iſt ein Vorurtheil oder eine ungenügende Ausdrucksweiſe, wenn manche ſich ſo geäußert haben, als ob der Begriff und das Denken von der ſchönen Kunſt durchaus ausgeſchloſſen wären. Ein Blick auf die Werke der Dichtkunſt und nicht weniger der Malerei und Bildhauerei genügt uns davon zu überführen, daß dieſelben Zeichen, welche uns ſonſt den wiſſenſchaftlichen Gedanken erregen, von dieſen Künſten gebraucht werden um das Schöne zur Anſchauung zu bringen, und wenn ſie gebraucht werden, ſo können ſie natürlich auch nur das wirken ſollen, wozu ſie ihrer Natur nach allein ge-

eignet ſind, theils Vorſtellungen, theils Begriffe mitzutheilen.

Was wir nun hier über die Weiſe der künſtleriſchen Darſtellung bemerkt haben, iſt gewöhnlich, aber ſehr wenig genügend, in der Formel ausgedrückt worden, das Weſen des Schönen liege allein in der Form. Ungenügend, das kann ſich niemand verhehlen, iſt dieſe Beſtimmung; ſie ſoll nur ausdrücken, daß der Inhalt des wiſſenſchaftlichen Gedankens das Schöne nicht mache und nur im Gegenſatz gegen dieſen Inhalt faßt ſie das Schöne; aber jeder weiß doch, daß der Gedanke nicht allein im Inhalt beſteht, ſondern auch ſeine Form hat, und daß es alſo nicht genügen könne, wenn man das Weſen des Schönen als in der Form liegend angiebt, ohne weiter zu beſtimmen, worin dieſe Form von andern Formen ſich unterſcheide. Überdies weiß aber auch ein jeder, daß alle Formen auch nur an einem Inhalte vorkommen können, und es wird alſo zur Bezeichnung des Schönen auch nicht unterlaſſen werden dürfen den Inhalt aufzuweiſen, an welchem ſeine Form ſich ausprägt. In allen dieſen Beziehungen alſo haben wir jene ungenügende Formel zu ergänzen. Vergleichen wir nun zunächſt den Inhalt der ſchönen Künſte mit dem Inhalte des wiſſenſchaftlichen Denkens, ſo finden wir, daß er mit dieſem zuweilen übereinkommt, zuweilen von anderer Art iſt, übereinkommt in allen den Künſten, welche des Gedankens zum Mittel der Darſtellung ſich bedienen, von anderer Art aber iſt in den abſtracten Künſten. Man hat jedoch hierbei auch wohl zu unterſcheiden den Stoff, welcher nur der techniſchen Ausführung als Mittel dient, und den Stoff, welcher die künſtleriſche Erregung in der Er-

ſcheinung ausdrückt, oder den Stoff der techniſchen und den Stoff der ſchönen Kunſt. Jener iſt allerdings eine Nebenſache, welche durch die künſtleriſche Behandlung ſo bewältigt werden ſoll, daß man ſeiner gar nicht mehr gedenkt. Mit Verſtand muß natürlich auch er gewählt werden, aber nur mit dem techniſch berechnenden Verſtande, welcher das paſſende Mittel für den Zweck zu finden und zu gebrauchen verſteht. Sonſt mag es dem Bildhauer gleichgültig ſein, ob er in Erz oder in Gips arbeitet, dem Baumeiſter, ob er aus Marmor oder aus Holz baut, wenn nur dieſe Stoffe brauchbar ſind zur Darſtellung der künſtleriſchen Phantaſie. Wie ſehr, ja wie völlig ſie zurücktreten ſollen hinter dem, was auf uns übergehen ſoll von der Phantaſie des Künſtlers, das ſehen wir beſonders an der Forderung, welche an den bildenden Künſtler geſtellt wird, daß er uns eine Täuſchung bereite, als wenn wir in wirklicher Natur den Gegenſtand der Darſtellung vor uns erblickten. Wenn auch dieſe Forderung die Zwecke der Kunſt nicht richtig ausdrückt, ſo zeigt ſie doch unſtreitig, daß der Stoff, welcher techniſch behandelt wird, über die Form, in welche er gebracht wird, vergeſſen werden ſoll. Es iſt dies gleichſam ein Zauber der Kunſt, welcher das ſchlechte, wie das koſtbare Material unter den Händen uns entrückt und dagegen mitten unter die Gegenſtände uns verſetzt, als wenn ſie uns gegenwärtig wären. So iſt es bei allen Künſten, welche Vorſtellungen und Gedanken begreiflicher Gegenſtände uns vorführen. Wir ſehen nicht mehr das Gold oder das Erz, ſondern den Menſchen oder den Gott; wir hören nicht mehr die articulirten Laute der Stimme, ſondern was ſie bezeich-

nen, tritt in lebendiger Geſtalt vor unſere Seele. So iſt es aber auch bei den Künſten, welche nicht mit Begriffen zu thun haben. Es iſt nicht das Material der Erſcheinung, was uns in den Werken der Baukunſt und der Muſik ergreift und entzückt; nur der, welcher techniſch zu begreifen ſucht, wie dieſe Werke zu Stande gebracht worden, denkt dabei an Stein und Mörtel, an Holz und Eiſen oder an das Inſtrument, welches durch Hand oder Athem bewegt wird; dem Schönen gehören dieſe Dinge nicht an; ſondern es iſt nur erlaubt ſie für das Schöne zu benutzen als Diener, deren Natur nirgends im Werke zum Vorſchein kommt; ſie zu verbergen iſt eine Geſchicklichkeit des Künſtlers, aber auch nur eine Sache nicht allein der ſchönen, ſondern auch der techniſchen Kunſt; denn wir verlangen auch wieder nicht mit Unrecht, daß dieſe Kunſt das Material zu überwältigen im Kunſtwerke ſelbſt ſich nicht merken laſſe, während die ſchöne Kunſt in ihm heraustreten ſoll. In Beziehung auf dieſe Art des Stoffes alſo kann mit Wahrheit geſagt werden, daß er gänzlich in der Kunſt zurücktreten muß, ſeine Form allein ſoll im Schönen ſich bemerklich machen. Der wahre Stoff oder Inhalt der ſchönen Kunſt jedoch beſteht bei den Künſten, welche den Gedanken in ihre Darſtellung verflechten, in den Erſcheinungen, welche Begriffe erregen und ausdrücken, ſei es in Lauten oder in Umriſſen und Farben, bei den abſtraeten Künſten in den einzelnen Elementen der Erſcheinung, welche in ihrer Zuſammenſetzung ein ſchönes Verhältniß bilden, ſei es daß dieſe Elemente als Töne oder als räumliche Maſſen auftreten. Auch dieſer Stoff iſt nicht etwas Schönes an ſich ohne die Form, und nur

in uneigentlichem Sinne nennen wir eine Linie, einen Ton, eine Farbe oder einen Gedanken ſchön; abgeſondert für ſich können alle dieſe Dinge nur wahr und angenehm heißen, wobei denn allerdings zuzugeben iſt, daß ſie je angenehmer oder wahrer ſie ſind, um ſo leichter auch in die Zuſammenſetzung des Schönen eingehn und einen gefügigen Stoff für die künſtleriſche Behandlung darbieten. Daß jedoch hierin der wahre Stoff der ſchönen Kunſt, der Inhalt ihrer Form liege, geht unſtreitig daraus hervor, daß wir jene vorher bezeichneten Dinge nicht zurücktreten laſſen dürfen in der Auffaſſung des Schönen, daß ſie nicht vor der Zuſammenſetzung verſchwinden ſollen, vielmehr ein jedes Element der angegebenen Art ſein ſcharfes Gepräge zu bewahren hat. Der Gedanke ſoll im Worte, in der Zeichnung und Färbung klar und beſtimmt heraustreten; der Ton, die räumliche Maſſe ſollen ſich in ihren Einzelheiten mit Sicherheit erkennen laſſen; dies verlangt der Begriff des Schönen, welches eben nur in der Mannigfaltigkeit zur Erſcheinung kommen kann aus ihr ein Ganzes bildend. Aber dieſes Ganze, das hat nun allerdings ſein Weſen in der Form; es iſt die Einheit, welche alle Einzelheiten des Stoffes beherrſcht, einer jeden von ihnen ihre Stelle anweiſt und aus allen eine einige Geſtalt bildet. Da ſollen Form und Stoff ſo ſich durchdringen, daß aus ihnen eine vollkommene Einheit hervorgehe. Die künſtleriſche Erregung, von welcher die Darſtellung des Schönen ausgeht, ſoll alle einzelne Elemente, welche in dieſer heraustreten, mit Nothwendigkeit fordern und dieſe Elemente ſollen auch wieder ſo zu einander ſich verhalten, daß eins nach dem andern ſtrebt,

ſeine Ergänzung durch das andere verlangt und ſie alſo alle untereinander das Ganze anſtreben. Dies iſt die Aufgabe, welche der Künſtler zu löſen ſucht. In dieſem Sinne kann man ſagen, daß die Schönheit in einer Form beſtehe, welche mit ihrem Inhalte zu einer vollkommenen Einheit verwachſen ſei.

Aber das Eigenthümliche der ſchönen Kunſt iſt doch hierdurch noch keineswegs ausgedrückt; denn wie ſchon früher angedeutet, auch andere menſchliche Dinge ſtreben Form und Inhalt mit einander zu vollkommner Übereinſtimmung zu führen. Ein jedes Werk der Vernunft beabſichtigt, daß alle Theile zum Ganzen und das Ganze zu allen Theilen ſtimmen. Die ſchöne Kunſt hat hierin vor den übrigen Erzeugniſſen unſres freien Lebens nichts voraus, nicht einmal daß ſie dieſer Forderung vollkommner entſpräche, als andere Zweige unſres Lebens; auch bei ihren Werken wird ſelten oder nie die Aufgabe vollkommen gelöſt. Es geſchieht ihnen, wie den Werken der Wiſſenſchaft; denn auch dieſe ſtreben nach einem Syſteme, d. h. nach einer vollendeten Form, welche den Inhalt der Gedanken vollſtändig bemeiſtern ſoll; aber das Streben will nicht durchaus gelingen, ſondern bald zeigt der Inhalt etwas Überſchüſſiges, was keine rechte Form hat, bald ſehen wir die Form über den Inhalt hinausſtreben und jene vermag dieſen nicht in der Fülle herbeizuſchaffen, welche uns befriedigen könnte. Demnach haben wir den Charakter der ſchönen Kunſt nur in der beſondern Weiſe zu ſuchen, in welcher ſie Inhalt und Form mit einander verbindet. Dieſe aber zu bezeichnen wird nach unſern frühern Unterſuchungen nicht ſchwer ſein. Von den Er-

regungen der Phantaſie ausgehend hat ſie denſelben Inhalt darzuſtellen, welcher auch den Inhalt unſeres allgemeingültigen Bewußtſeins bildet, welcher unſer wiſſenſchaftliches und unſer praktiſches Nachdenken erfüllt; denn in unſerer Phantaſie findet ſich kein Element, welches nicht zuvor in irgend einer ſinnlichen Erſcheinung aufgefaßt worden wäre; ſie kann die Elemente, welche ſie erfüllen, nicht erfinden, ſondern nur ihre Zuſammenſetzung. Ebenſo wie der Verſtand des Menſchen iſt ſie nur damit beſchäftigt die gegebenen Erſcheinungen zu zerlegen und wiederum das zu verbinden, was ihr ſo als Element der Erſcheinung zum Bewußtſein gekommen iſt. Aber zergliedernd und verbindend verfährt die Phantaſie ganz anders als der Verſtand, dieſer nach allgemeingültigen Geſetzen, jene allein dem Geſetze der Eigenthümlichkeit folgend, der Neigung, den Charakterzügen des einzelnen Menſchen gehorſam und deswegen auch in allen Entwickelungen darauf angelegt das Originelle hervorzubringen. So wie nun die Phantaſie vorgeht, ſo wird die künſtleriſche Darſtellung nachgehen müſſen und daraus geht denn die Form der ſchönen Kunſt hervor, welche in ganz ähnlicher Weiſe wie die Form des wiſſenſchaftlichen Denkens mit Elementen der Erſcheinung ſich anfüllt, aber dieſe Elemente nur zu eigenthümlichen, originellen Zuſammenſtellungen verarbeitet, weil eben ihr Zweck kein anderer iſt, als die eigenthümliche Natur des Künſtlers zur Anſchauung zu bringen. Dieſe Natur kann ſich aber nicht anders äußern, als an einem Stoffe, in einer Erſcheinung; ſie wird die Erſcheinung zu ihrem Zwecke ergreifen, welche ihr den paſſendſten und fügſamſten Stoff darbietet.

Nach allen dieſen Vorerinnerungen werden wir nun unſere Ergebniſſe über die künſtleriſche Darſtellung abſchließen können. Sie bedient ſich im Weſentlichen keiner andern Mittel, als welche auch von der Mittheilung des Allgemeinen gebraucht werden, nur daß ſie wegen größerer Schwierigkeit ihres Unternehmens mit einer größeren und ungewöhnlichen Freiheit ſie bald vereinfachend, bald vermannigfachend in Wirkſamkeit ſetzt. Dies würde uns nun davon überführen müſſen, wenn es nicht ſchon von anderer Seite her uns gewiß wäre, daß die eigenthümlichen Wendungen unſeres Bewußtſeins doch mit den allgemeingültigen Entwicklungen desſelben, in der genaueſten, in einer unabtrennbaren Verbindung ſtehen. Die Phantaſie zeigt uns dieſe Verbindung, indem ſie ja alle dieſelben Beſtandtheile in ſich vereinigt, welche von der Wiſſenſchaft und vom praktiſchen Leben umfaßt werden, und dieſe Beſtandtheile nur in andere Verknüpfungen bringt. Dieſen Beweis von der Phantaſie hergenommen werden wir auch nicht zu eng finden, da wir ſchon erörtert haben, daß die Phantaſie unſer ganzes Leben durchdringt und in allen Entwicklungen deſſelben ihre Rolle ſpielt, ihm ſeine eigenthümliche Farbe gebend und auf das genaueſte unſerem Geſchmacke entſprechend. Durch ihre Vermittlung bildet ſich jede Luſt und jede Unluſt aus, welche unſerem Gemüthe angehört, denn was unſerem Geſchmacke entſpricht, das gewährt uns Luſt, was ihm widerſteht, erzeugt Unluſt. Das Leben aller unſerer Gefühle alſo, ſofern ſie nicht allein dem Sinnlichen angehören, hängt mit unſerer Phantaſie zuſammen. Wie dem nun übrigens auch ſei, auf jeden Fall werden wir unſerer vorliegenden

Aufgabe genug gethan haben, wenn wir darthun, wie die Phantaſie des Künſtlers durch die künſtleriſche Darſtellung auf Andere übergehen kann, denn in ſeiner Phantaſie liegt ſeine künſtleriſche Erregung. Sobald man dieſen Punkt richtig in das Auge gefaßt hat, werden die Schwierigkeiten verſchwinden, welche wir in der Darſtellung des Eigenthümlichen ihrem Begriffe nach fanden. Denn alle Mittheilung des Eigenthümlichen wird ſich nun darauf zurückführen laſſen, daß die Verknüpfungen mitgetheilt werden, in welchen die Elemente des Bewußtſeins bei einem jeden in verſchiedener Weiſe ſich ergeben. Dieſe eigenthümlich gewendeten Verknüpfungen werden nun freilich durch die künſtleriſche Darſtellung von dem Einen auf den Andern übergehn müſſen, wenn ſie ihren Zweck erreichen ſoll, und daß dies bewerkſtelligt werde, mag denn allerdings nicht leicht geſchehen, da ein jeder eine eigene Richtung und Neigung ſeiner Phantaſie hat, er aber allerdings davon abgehalten werden muß dieſer Richtung und Neigung eine Zeit lang zu folgen, um den Künſtler in der Darlegung ſeiner Phantaſien ungeſtört zu begleiten. Der Künſtler muß die Phantaſie ſeiner Genoſſen zu feſſeln wiſſen; dazu bedarf er der vorher aufgezählten Kunſtmittel, durch welche er hinreißend in die Bahnen ſeiner Phantaſie wirkt, indem ihm jedoch auch, wie wir geſehn haben, die Neigung ſeiner Genoſſen entgegenkommt, welche eben eine geſellige iſt und deswegen den Neigungen Anderer gern ſich anſchließt. Aber wenn nun auch die Schwierigkeiten nicht geleugnet werden ſollen, welche in dem künſtleriſchen Unternehmen liegen, ſo werden wir doch nicht mehr eine Unmöglichkeit, wie es früher ſchei-

uen konnte, in demſelben angeſtrebt finden. Unmöglich würde es freilich ſein meine Eigenthümlichkeit auf einen Andern zu übertragen; aber dies will auch der Künſtler nicht; ſeine Kunſt ſoll der Natur keinen Zwang anthun; er will nur ſeine Eigenthümlichkeit, wie ſie in ſeiner Phantaſie ſich ausdrückt, Andern zur Anſchauung bringen, und dies geſchieht dadurch, daß er eine Reihe von Elementen des Bewußtſeins in derſelben Verknüpfung auf Andere überträgt, in welcher ſie ihm zuletzt ſich feſtgeſtellt hat. Dadurch wird ſich dieſen Andern eine ähnliche Befriedigung, ein ähnliches Gefühl des Wohlgefallens ergeben, wie jener es empfunden hat, bei dem Abſchluſſe ſeiner Reihe oder des von ihm erfundenen Schönen, wenn auch beider Gefühl nicht ganz das gleiche ſein wird. Denn jene Reihe der Elemente tritt doch bei einem jeden in einer andern Weiſe in Verhältniß zu den übrigen Lebensentwicklungen, welche eine beſtimmte Lebens- und Weltanſicht gebildet haben, und es wird nicht ausbleiben können, daß von dieſen aus ein Schimmer des Beifalls oder des Mißfallens auf die gedachte Reihe fällt. Alle Verknüpfungen der Phantaſie können zwar in ihrer geſchloſſenen Reihe von dem Einen auf den Andern übertragen werden, aber in einem jeden ſchließen ſie ſich wieder an eine andere, größere Reihe von Verknüpfungen an, in welchen ebenfalls die Phantaſie wirkſam iſt. Wir werden hierdurch wieder an das große, aber nicht geſchloſſene Kunſtwerk unſeres Lebens erinnert, von welchem wir früher geſprochen haben. In dieſes verwebt nun der Künſtler gleichſam ſein Kunſtwerk wie eine reizende Einſchaltung, welche mit unſerem ganzen Leben zu

verflechten wir die Aufgabe haben, und wir eignen uns dieſe Einſchaltung an, weil wir mit unſerer eigenen Phantaſie alle Elemente derſelben durchgehen und in ihrem Zuſammenhang als ein Ganzes überſchauen, darin zwar die Eigenthümlichkeit des Künſtlers wiedererkennen, aber auch das Bewußtſein dieſer Eigenthümlichkeit mit unſerem eigenen Leben verſchmelzen. So wird es keine Schwierigkeit haben zu begreifen, wie der Ausdruck der Eigenthümlichkeit eines Andern ein Theil unſerer eigenen Eigenthümlichkeit werden kann, wenn ſie nicht etwa darin geſucht werden ſollte, bei dieſem Vorgange noch zu unterſcheiden, was uns durch die Mittheilung des Künſtlers geworden ſei und was durch unſere eigene Phantaſie. Auch dieſe Schwierigkeit aber erledigt ſich, wenn wir den verſchiedenen Gang betrachten, in welchem die Phantaſie des Künſtlers von der einen und die Phantaſie des Kunſtfreundes von der andern Seite ſich entwickelt; denn jene, haben wir geſehn, geht vom Allgemeinen zum Beſondern, dieſe vom Beſondern zum Allgemeinen fort, ſo daß beide zuletzt dasſelbe ergeben, aber dennoch in der künſtleriſchen Begeiſterung immer das Bewußtſein des urſprünglich herrſchenden Zwecks, nemlich der Schönheit in der ganzen Zuſammenſetzung, das Leitende in der Bewegung bleibt, während dagegen in der Betrachtung des Kunſtfreundes die Phantaſie durch das Einzelne hindurchgeführt wird mit dem Bewußtſein ihrer Abhängigkeit, weil ſie den Zweck, welcher alle dieſe offenbar zuſammenſtimmenden Einzelheiten verbindet, die Idee des Ganzen, noch nicht kennt. So iſt der Künſtler immer ſeiner Originalität, der Kunſtfreund, obgleich ſelbſtthätig, wie jener, dennoch immer ſeiner Abhängigkeit vom

Künſtler ſich bewußt. Wir haben es ſchon früher geſagt; es iſt dasſelbe Verhältniß zwiſchen ihnen, wie zwiſchen dem Lehrer und dem Lernenden. Jener aber muß in ſeinem Lehren von dem Gedanken der ganzen Wiſſenſchaft ausgehen, das Einzelne aus ihm entwickelnd; dieſer dagegen muß das Einzelne zuerſt lernen, bis er allmälig einen Gedanken zu den andern fügend zur Einſicht in die ganze Wiſſenſchaft gelangt. Dennoch beſitzen zuletzt beide dieſelbe Wiſſenſchaft, der Lehrer nur mit dem Bewußtſein, daß er den Schüler angeleitet hat ſie zu finden, der Schüler mit dem Bewußtſein, daß er geleitet worden.

Drittes Kapitel.
Gegebene Stoffe und Formen in der Kunſt.

Wir müſſen nun an dieſe Unterſuchungen über das Verhältniß der künſtleriſchen Erregung und der künſtleriſchen Darſtellung noch die Betrachtung gewiſſer Erſcheinungen anſchließen, welche den Übergang aus der einen in die andere vermitteln helfen. Sie ſind zwar ſchon früher bei Betrachtung der Kunſtlehre von uns erwähnt worden, aber nach dem dort vorherrſchenden Zwecke nur im Allgemeinen, und indem wir ihre Unterſuchung hier erweitern, werden wir auch Veranlaſſung haben ihren tiefern Grund zu erforſchen.

Wenn wir davon ausgehn, daß die ſchöne Kunſt bezweckt die eigenthümlichen Erregungen des Künſtlers darzuſtellen, ſo muß es uns auffallen, daß der Künſtler

dennoch nur sehr selten seine Eigenthümlichkeit unmittelbar und ohne einen fremden, um uns so auszudrücken, ohne einen verhüllenden Zusatz zur Darstellung bringt. Diese Erscheinung läßt sich nicht leugnen; am unzweideutigsten jedoch tritt sie an den Künsten heraus, welche Gedanken als Mittel der Darstellung gebrauchen, weniger an den abstracten Künsten. Wir wollen sie daher auch zuerst an der Betrachtung jener darlegen und erst später nachweisen, daß etwas Ähnliches auch bei diesen stattfindet.

Was die Malerei, die Bildhauerei und die ihnen verwandten Künste betrifft, so ist es offenbar, daß in ihnen der Künstler fast immer hinter einem ihm fremden Gegenstande sich gleichsam verbirgt, hinter dem, was man in der Kunstsprache Süjet genannt hat. Der seltene Fall, daß er sich selbst abbildet, ist kaum zu berücksichtigen, besonders da er nur einer Zwitterart der schönen Kunst angehört, einer Kunst, welche der Erinnerung dient und auf der Grenzscheide zwischen der künstlerischen und wissenschaftlichen Abbildung liegt. Ohne solche Nebenrücksichten dagegen, frei im Gebiete der Kunst schaltend zeigt er uns Götter oder Menschen oder Thiere oder sonst andere Gegenstände, die er nachahmend abbildet, aber nicht sich selbst. Warum geschieht dies, müssen wir uns fragen, warum legt der Künstler nicht offen seine Welt- und Lebensansicht dar, sondern bildet uns irgend einen Gegenstand ab, aus dessen Auffassung wir nun auch wohl etwas über die Gefühlsweise des Künstlers abnehmen können, aber doch nur mittelbar? Vielleicht verstattet es die Natur dieser Künste nicht anders, weil sie sich immer an die Darstellung gewisser in die äußere Erscheinung heraustretender Gegen-

ſtände halten müſſen; aber dennoch ſollte man meinen, könnten ſie vielleicht in Symbolen oder Allegorien wirkſamer das Geforderte leiſten, und daß ſie ſolche Mittel eher ſcheuen, als ſuchen, läßt gewiß nicht aus der beſonderen Natur dieſer Künſte ſich erklären. Und im Allgemeinen, wenn auch dieſe Künſte ihrer Natur nach auf die Darſtellung beſtimmter äußerer Gegenſtände ſich richten müſſen, ſo würden wir daraus nur ſchließen dürfen, daß ſie eben für die Zwecke der ſchönen Kunſt nur ein ſehr unpaſſendes Mittel darböten, wenn wir dieſe Verfahrungsweiſe nicht noch aus einem andern Grunde, der im Weſen der ſchönen Kunſt überhaupt liegt, uns erklären könnten. Daß nun dies anzunehmen ſei, dafür ſpricht nicht allein die hohe Schönheit, welche man dieſen Künſten zu aller Zeit zuerkannt hat, ſondern auch eine Vergleichung derſelben mit der Dichtkunſt führt auf dasſelbe Ergebniß. Denn dieſe in ihren größeſten und bedeutendſten Werken geht ja einen ganz ähnlichen Gang. Der Dichter legt ſelten ſeine Lebens- und Weltanſicht unmittelbar uns vor, ſondern gemeiniglich ſchildert er uns Begebenheiten, in deren Auffaſſung und Darſtellung ſeine Eigenthümlichkeit nur mittelbar ſich abſpiegelt; er läßt andere Perſonen für ſich reden, ihre Charakterzüge ſich entfalten, führt ihre Schickſale uns vor und je weniger dabei ſein Urtheil unmittelbar heraustritt, um ſo mehr loben wir ihn. So in der epiſchen und in der dramatiſchen Dichtkunſt und ſelbſt in der lyriſchen, welche zwar die Gemüthsſtimmung des Dichters geradezu darlegen kann, von welcher wir aber doch wiſſen, daß auch ſie häufiger nur eingebildete Freuden oder Schmerzen, eine nicht ge-

fühlte Liebe oder andere nicht vorhandene Stimmungen schildert, als das Gegentheil der Fall ist. Wie es vor Jahrtausenden war, so ist es geblieben bis jetzt; vieles lügen die Dichter. Anstatt sich uns offen zu erklären, verbergen sie uns ihr Inneres. Wenn sie in ihrem eigenen Namen sprechen, so möchte man sie wohl der Unwahrheit, ja der Heuchelei der Gefühle beschuldigen. Und dennoch, wenn sie uns belügen, wir tadeln sie darüber nicht; vielmehr je täuschender sie uns zum Mitgefühl aufregen für Gefühle, die sie selbst nicht hegen, um so lobenswerther scheint uns ihre Dichtung. Ihre Täuschungen finden wir in der Ordnung. Wir werden daraus wohl im Allgemeinen schließen müssen, daß es ihre Aufgabe nicht ist die Wahrheit ihrer Gemüthszustände unmittelbar uns zu verrathen.

Es wird nicht unnütz sein das so eben Bemerkte noch durch einige andere Bemerkungen zu vervollständigen. Am entscheidendsten spricht die Neigung des Künstlers hinter einen fremden Gegenstand sich zu verbergen da sich aus, wo Geschichte oder Sage oder ein mährchenhafter oder in religiöser Überlieferung gebildeter Gedankenkreis den Stoff für die künstlerische Behandlung dargeboten haben. Es ist hierbei eine stillschweigende Übereinkunft zwischen den Künstlern und ihrem Publicum nicht zu verkennen, welche denselben Gegenstand immer wieder und in einer ähnlichen Weise in Erinnerung bringt. Und wie sehr es auch scheinen könnte, daß durch solche Stoffe die Freiheit des Künstlers beschränkt und seine Eigenthümlichkeit verhüllt werde, so läßt es sich dennoch nicht verkennen, daß in Darstellungen dieser Art die vortrefflichsten und höch-

ſten Gattungen ſowohl der Dichtkunſt als der bildenden Kunſt faſt regelmäßig ſich bewegen. Weniger dagegen tritt der wie durch Übereinkunſt überlieferte Stoff in den kleinern Gattungen der Kunſt heraus, welche zuweilen, beſonders in der Dichtkunſt, die Empfindung des Künſtlers unmittelbar auszuſprechen ſcheinen, zuweilen doch wenigſtens von Andern wenig bemerkte Gegenſtände an das Licht ziehen, aus deren Wahl die eigenthümlichen Neigungen, das Wohlgefallen und der Geſchmack des Künſtlers in nächſter Beziehung ſich erſehen laſſen. Doch iſt es nicht zu verwundern, daß in kleinern Werken auch nur in kleinerem Maßſtabe die Übereinkunſt ſich zeigt, eine Ausnahme von der bemerkten Regel würde ſich nur ergeben, wenn bei ſolchen Werken gar keine von anders woher gegebene Mittel die Eigenthümlichkeit des Künſtlers verdeckten. Daß dies aber nicht der Fall ſei, darüber mögen hier noch einige Bemerkungen folgen.

Wir wenden uns zuerſt zu den Werken der Dichkunſt, weil dieſe am beſten das erläutern, was wir hier auszuführen haben. Es ſind hauptſächlich die Werke der lyriſchen Dichtkunſt mit ihren verſchiedenen Abarten, in welchen am unmittelbarſten und unverhülleſten die Gefühle und die eigenthümliche Denkweiſe des Dichters heraustreten können. Aber nicht immer geſchieht dies und es möchte bezweifelt werden dürfen, ob es jemals unbedingt geſchehe. Selbſt in lyriſchen Ergüſſen, haben wir geſehn, iſt es dem Dichter erlaubt eine andere Gemüthsſtimmung zu äußern als die, welche er ſo eben hegt, und überhaupt eine andere Perſon zu ſpielen. Dürfen wir ihn nun deswegen nicht der Heuchelei oder der Verſtellung beſchuldi-

gen, ſo muß es in ſeiner Stellung zur Geſelligkeit liegen, daß ihm dies vergönnt iſt; es muß dieſer ſeiner Stellung nach, wegen dieſes ſeines dichteriſchen Thuns ihm erlaubt ſein, nur mittelbar, nur in einer Hülle ſeinen Sinn heraustreten zu laſſen. Zergliedern wir nun das Mittel, durch welches er zugleich ſich verhüllt und ſich äußert, ſo werden wir finden, daß es in den Bedingungen und der Sinnesart des geſelligen Kreiſes, für welchen ſein Werk beſtimmt iſt, ſeinen Grund hat, in Bedingungen und einer Sinnesart, welche durch Überlieferung ſich ausgebildet haben und in genaueſter Verbindung mit einer herkömmlichen Sitte und Äußerungsweiſe ſtehn. Daher klingen auch in der lyriſchen Dichtung dieſelben Stoffe, welche im Ganzen und Großen epiſchen und dramatiſchen Werken zum Grunde liegen, faſt überall, nur in kleinerem Maßſtabe wieder an, die Geſchichte und Sage, das Mährchen und die religiöſe Überlieferung des Volkes, die Lieblingsweiſen, welche ſchon unzähligemal behandelt worden ſind. Dies iſt ein unerſchöpflicher Stoff für den Dichter, ein nicht roher von der Natur gegebener Stoff, ſondern ſchon durch viele Hände iſt er gegangen und der Dichter übernimmt noch einmal an ihn zu erinnern, weil er darin einen Ausdruck für die Gemeinſchaft mit Andern findet, in welcher er lebt und ſein Inneres mit den Genoſſen ſeiner Geſelligkeit ſich vermitteln ſoll. Werden wir einen ſolchen Stoff nicht auch anzuerkennen haben in den üblichen Bildern und Sprüchen, welche in volksthümlicher Weiſe ſich ausbilden? Und wenn nun jemand bedenkt, daß eine jede Sprache voll iſt von ſolchen Ausdrücken, die außer ihrer eigent-

lichen eine bildliche Bedeutung durch den Gebrauch angenommen haben, und daß eine jede Sprache auch in den verwandtſchaftlichen Verbindungen ihrer Wörter, in welchen ſie Vorſtellungen und Begriffe einander bald näher, bald ferner rückt, einen eigenthümlichen Gang geht, welcher von ſtillſchweigender Übereinkunft nicht unabhängig iſt, ſo wird er nicht leugnen wollen, daß eine jede Weiſe der Dichtung in einem Geiſte durchgeführt werden muß, welcher dem Dichter zwar nicht fremd iſt, aber doch gegeben durch den Charakter ſeines Volkes. Man hat, um noch einmal es zu ſagen, von dem verſuchenden Liebhaber der Dichtkunſt geſagt, daß für ihn die gebildete Sprache ſeines Volkes dichte und denke; aber auch der wahre Dichter möge ſich nicht zu ſtolz dünken die Gewalt anzuerkennen, welche die in ſeiner Sprache niedergelegte Bildung des Volkes über ihn ausübt. Er mag ſich wohl als einen Mund ſeines Volkes betrachten und nur dies in Anſpruch nehmen auf eine ſelbſtändige und daher eigenthümliche Weiſe die Denk- und Ausdrucksweiſe ſeines Volkes zu vertreten. Dies iſt der Dichtkunſt zuzugeſtehn, daß ſie, indem ſie der Sprache ſich bedient, damit auch an das Volksthümliche ſich anſchließt, welches zwar auch bei den andern ſchönen Künſten, doch nicht in demſelben Grade der Fall iſt. Weit gefehlt, daß wir ihr dies als einen Nachtheil anrechnen ſollten, erkennen wir darin vielmehr einen Vorzug, welchen ſie vor den andern hat, indem ſie durch ihre Darſtellungsmittel an einen beſtimmten und angeſtammten Kreis der Geſelligkeit ſich gewieſen ſieht und nur ſchwerer in den Fehler verfallen kann Werke hervorzubringen, die gar keinem beſtimmten Boden der

geſelligen Gemeinſchaft angehören und ohne Heimath wie in der Luft ſchweben. Wer dieſen Fehler ſich vergegenwärtigen will, der denke nur an die Werke einer unſeligen Nachahmungsſucht in den Künſten, die uns bald zu Griechen, bald zu Chineſen hat machen wollen. In der Dichtkunſt hat dieſe Nachahmungsſucht doch beſtimmte Grenzen, wenn man nicht etwa gar in fremden Sprachen ein Dichter zu ſein verſucht. Auch die beſſern Dichter, erinnert man ſich ja wohl, haben in ſolchen Verſuchen nur Mittelmäßiges hervorgebracht.

Vergleichen wir nun die kleinern Gattungen der bildenden Kunſt mit den kleinern Gattungen der Dichtkunſt, ſo werden wir auch in jenen wie in dieſen eine Neigung finden etwas durch Übereinkunft Gegebenes in der Darſtellung hervortreten zu laſſen. Nur äußert ſich das freilich hier anders, als dort. Denn wir haben ſchon bemerken müſſen, daß die Dichtkunſt es vor allen übrigen Künſten voraus hat die Gemüthsſtimmung des Künſtlers unmittelbar ausdrücken zu können; die bildende Kunſt muß immer andere Gegenſtände als den Künſtler ſelbſt der Anſchauung vorführen. Aber in den kleinern Gattungen der bildenden Kunſt, wird denn doch wohl zugegeben werden müſſen, verſenkt ſich das Gemüth des Künſtlers weniger tief in die Größe ſeines Gegenſtandes, als in den größern Gattungen; nicht ſo gänzlich, wie hier, findet es ſich dort ergriffen und hingeriſſen, ſondern freier, launiger und kecker die Gegenſtände behandelnd guckt es faſt überall hinter denſelben hervor. Dadurch werden dieſe Gegenſtände ſelbſt zu Symbolen der Denkweiſe des Künſtlers mehr oder weniger. Man erinnere ſich hierbei an das,

was früher über die Darſtellung der thieriſchen und der landſchaftlichen Natur geſagt wurde. Denn mit ſolchen Gegenſtänden beſchäftigen ſich vorherrſchend die kleinern Arten der bildenden Kunſt, während dagegen die größern Geſchichte und Sage darſtellend vorzugsweiſe hervorragende Menſchen und Götter zu ihren Gegenſtänden nehmen. Sollten aber auch jene mit Darſtellungen des menſchlichen Lebens ſich zu thun machen, ſo werden auch hierbei die einzelnen, für Geſchichte und Sage unbedeutenden Menſchen, welche an ſich darzuſtellen zu wenig der Mühe lohnen würde, zu ſymboliſchen Ausdrücken allgemeiner Begriffe, in welchen der Geſchmack und die Geiſtesrichtung des Künſtlers ſich zu erkennen giebt. Wenn nun alſo die kleinern Werke der bildenden Kunſt eine entſchiedene Neigung zum Symboliſchen haben, ſo ſpringt es damit auch ſogleich in die Augen, wie ſie hierdurch an das Übliche und die Übereinkunft in dem Kreiſe ihrer Geſelligkeit ſich zu halten genöthigt ſind. Denn das Symboliſche wirkt um ſo ſchlagender und um ſo unzweideutiger, je allgemeiner es eine anerkannte Bedeutung gewonnen hat. Daher können wir auch bemerken, daß die kleinern Werke der bildenden Kunſt noch mehr als die größern eine volksthümliche Färbung anzunehmen gewohnt ſind.

Auf ein ähnliches Ergebniß führen aber auch die Werke auf Beſtellung, deren künſtleriſche Natur wir ſchon einmal zu rechtfertigen geſucht haben. Zuweilen kann freilich das Arbeiten des Künſtlers auf Beſtellung etwas Entwürdigendes haben, wenn der Künſtler in die Natur der Aufgabe, des Gegenſtandes oder der Faſſung deſſelben, welche verlangt wird, nicht eingehen, damit ſeinen Geſchmack nicht

verständigen kann. Dann sinkt er in ihrer Ausführung zum gemeinen, wenn auch geschickten Handwerker herunter. Das Schimpfliche hierbei liegt darin, daß jemand, der Höheres zu leisten im Stande ist, seine Fähigkeiten zum Mittel herabwürdigt. Aber der Mißbrauch schließt den Gebrauch nicht aus. Wir wollen hierbei nur an solche Denkmale erinnern, welche im Sinne eines ganzen Volkes oder gar der ganzen Menschheit errichtet werden. Wer möchte solche Werke, die auf Bestellung eines öffentlichen Wesens ausgeführt werden, den Händen der schönen Kunst entziehen? Vergleichen wir nun diese Erscheinung mit der zuvor erwähnten, so wird uns die Ähnlichkeit zwischen beiden nicht entgehen können. Hier sehen wir, daß der Künstler eine bestimmte Aufgabe sich zur Bearbeitung geben lassen kann, daß er seine Eigenthümlichkeit gleichsam nur hinzubringt zu dem Auftrage, welchen er empfängt, und um den Forderungen Anderer zu genügen nicht zu viel von seinem Eigenen hineinlegen darf. Dort mag er sich die Aufgabe zwar selbst wählen, aber es ist doch auch nur eine Aufgabe, an deren Lösung in ganz ähnlicher Weise nur mittelbar seine eigenthümliche Erregung sich zeigen kann. Etwas freier tritt sie in diesem Falle wohl heraus, denn sie verkündet sich in der Wahl des Gegenstandes, wie in der Auffassung und Behandlung; aber es ist dennoch in beiden Fällen eine gewisse Gebundenheit durch den Gegenstand, mag er gegeben oder gewählt sein.

Weswegen wir nun die zuletzt erwähnte Erscheinung herbeigezogen haben, das ist, um bemerklich zu machen, wie in allen schönen Künsten derselbe Zug herrscht, nemlich die Eigenthümlichkeit des Künstlers gleichsam auf eine

verdeckte Weiſe oder nur mittelbar heraustreten zu laſſen. Wenn wir dieſen Zug vorher nachwieſen an der Darſtellung beſtimmter Gegenſtände, die der Eigenthümlichkeit des Künſtlers fremd ſind, ſo konnte dies doch nur für ſolche Künſte gelten, welche begreifliche Gegenſtände behandeln, nicht aber für die abſtracten Künſte. Dagegen das Arbeiten auf Beſtellung findet auch bei dieſen ſtatt. Der Baukünſtler arbeitet in der Regel nach einer von Andern empfangenen Aufgabe, welche ihm mehr oder weniger Freiheit läßt. Auch der Muſiker läßt es ſich gefallen ſolche Aufgaben auszuführen, beſonders wenn er an den Dichter ſich anſchließt oder gar an den Tanzmeiſter, oder wenn er ſonſt eine andere Stelle in beſtimmten geſelligen Formen zu erfüllen übernimmt. Darin findet er keineswegs etwas ſeiner Kunſt Fremdartiges, ſie Beſchränkendes; ſondern wir wiſſen, wie gern die Muſik es ſich gefallen läßt, an die Dichtkunſt ſich anzuſchließen und ihren abſtracten Formen durch den Gedanken, welchen ſie begleitet und ausſchmückt, eine vollere Bedeutung zu geben.

Um nun der Bemerkung, an welche wir anſchließen möchten, die nöthige Allgemeinheit zu geben, können wir in Rückſicht auf dieſe Werke der künſtleriſchen Darſtellung zwei entgegengeſetzte Enden und eine Mitte unterſcheiden. Nach dem einen Ende zu fallen die Kunſtwerke, in welchen die Eigenthümlichkeit des Künſtlers am wenigſten frei ſich bewegt und am wenigſten ungemiſcht mit fremdartigen Bedingungen hervortritt, und offenbar liegen nach dieſer Seite zu die Arbeiten auf Beſtellung, in welchen es faſt ſcheint, als könnte die künſtleriſche Erregung eines Andern an die Stelle der eigenen Erregung des Künſtlers treten.

Auf der andern Seite liegen am äußersten Ende die Ergüsse der Kunst, in welchen der Künstler unmittelbar seine Empfindungen und was sonst seinen Busen bewegt, darzulegen scheint, wohin wir die lyrische Dichtkunst zum Theil und solche Werke der Musik und der Baukunst rechnen können, in welchen der Künstler von fremden Absichten und Aufgaben unabhängig sich bewegt. In der Mitte aber zwischen beiden Enden finden wir alsdann die Arten der Kunst, in welchen der Künstler zwar frei seinen Gegenstand oder seine Aufgabe sich wählt, aber doch nur an diesem Gegenstande und an dieser Aufgabe seine Eigenthümlichkeit darstellt, an einem Gegenstande, der ihm doch immer sei es von der Natur, sei es von der Gesellschaft der Menschen gegeben ist, an einer Aufgabe, die ihm doch in irgend einer Weise das Verhältniß zu seinem Publicum dargeboten hat und deren Forderungen ihn beschränken müssen. Doch die entgegengesetzten Endpunkte, welche wir aufgestellt haben, sind eben nur in der Vorstellung vorhanden und bezeichnen Richtungen, welche doch nie das äußerste Ende erreichen, so lange die schöne Kunst ihren Charakter bewahrt. Daß eine Arbeit auf Bestellung zur bloßen Übung der technischen Fertigkeit herabsinkt und damit den Charakter der schönen Kunst verliert, wenn sie dem Künstler nicht verstattet seine Eigenthümlichkeit hineinzulegen, haben wir schon früher erwähnt. Eben so wenig werden wir aber auch annehmen können, daß ein Künstler sich einfallen ließe in seinem Kunstwerke nichts weiter auszudrücken als seine wahre und nackte Gemüthsstimmung. Sollte daraus etwas Schönes hervorgehn, so wäre es doch nur eine schöne Natur, es würde der schönen Kunst

nicht angehören, nicht einmal der unbewußten Kunſt, von welcher wir früher geſprochen haben. Bei dem Entſchluſſe künſtleriſch ſich mitzutheilen iſt nothwendig auch der Wille nicht allein in den rohen Tönen und Geberden der Natur ſich auszudrücken, ſo wie uns eben zu Muthe iſt, ſondern der verfeinerten Formen hierzu ſich zu bedienen, welche ſeit langer Zeit ſich ausgebildet haben und ein Werk ſtillſchweigender Übereinkunft ſind. Dieſe Formen haben eine geſchichtliche Bedeutung, aus dem Geſchmacke der Geſelligkeit ſind ſie hervorgegangen, durch lange Übung ſind ſie geheiligt worden, der Künſtler kann daran ändern und ſie verbeſſern, aber er darf nicht aus Laune ſie vernachläſſigen; ſie haben das Anſehn von Geſetzen. Wenn nun der Künſtler ihrer ſich bedient oder wenigſtens ſie in ſeiner Kunſtübung berückſichtigt, ſo gießt er eben nur in anderswoher gegebene Bedingungen ſeinen eigenthümlichen Geiſt und wir finden auch hier nur die Mitte, welche wir als das einzig Mögliche für die künſtleriſche Darſtellung bezeichnen wollten, die Miſchung zwiſchen der Eigenthümlichkeit des Künſtlers und einem Fremdartigen, hinter welchem gleichſam im Verſteck jene ſich zu äußern liebt.

Es kann nicht befremden, daß wir das durch Überlieferung und Übereinkunft Gegebene in den Künſten, welche Gedanken in ihre Darſtellung verflechten, viel deutlicher nachweiſen können, als in den abſtracten Künſten. Dies folgt daraus natürlich, daß in jenen Künſten der Stoff viel mächtiger heraustritt, als in dieſen. In den abſtracten Künſten iſt der künſtleriſche Stoff nichts weiter als die allgemeine Form der Erſcheinung, welche in Raum und Zeit in durchaus gleicher Weiſe von Allen angeſchaut

wird; es ist dies ein mathematisch bestimmbarer Stoff, welcher wie alles Mathematische in dem Bewußtsein Aller auf völlig übereinstimmende Weise aufgefaßt wird und über welchen daher gar keine besondere Übereinstimmung stattfinden kann und keine besondere Überlieferung nöthig ist. Ganz etwas anderes ist es mit den Gedanken, welche in die Natur der Gegenstände eingehen, und mit ihren Zeichen. Da bedarf es einer Überlieferung, weil die Gegenstände Verschiedenen auf eine verschiedene Weise sich offenbaren; da bedarf es einer Übereinkunft um die Überlieferung an sichere und allgemein anerkannte Zeichen zu knüpfen. Wir wissen, daß diese unter verschiedenen Verhältnissen, theils der Natur, theils der Geselligkeit eine verschiedene Gestalt annehmen, und wenn nun die schöne Kunst solcher Zeichen sich bedient, wird sie auch abhängig von der Bezeichnungsweise nicht allein, sondern auch von dem Gedankenvorrathe und der Gedankenverbindung, welche in der Geselligkeit sich verbreitet finden. So wird also in den abstracten Künsten nur in der Form eine Übereinkunft heraustreten können, in den Künsten aber, welche mit der Darstellung von Gedanken zu thun haben, wird dieselbe in Formen und Stoffen sich bemerkbar machen.

Dies sind nun Erscheinungen, welche die philosophische Kunstlehre zu erklären hat. Sie sind von auffallender Art; denn sobald man nur einigermaßen die Geschäfte der künstlerischen Thätigkeit begriffsmäßig sich zerlegt hat, wird man nicht umhin können Anforderungen an dieselbe zu stellen, welche jenen Erscheinungen zu widersprechen scheinen. Außer allem Zweifel steht es, daß die schöne Kunst mehr als jeder andere Zweig menschlicher Thätigkeit verlangt, daß

der ihr Geweihte als eigenthümlich gebildet, als originelles Geistes sich erweise. Und ist es etwa die Theorie allein, welche bei diesen Erscheinungen stutzig wird? Keineswegs. Auch von der Seite der künstlerischen Ausübung haben sich oftmals Grundsätze geltend gemacht, welche das in jenen Erscheinungen sich verkündende Gesetz zu verschmähen aufforderten. Warum sollen wir bestimmten Formen der Übereinkunft im künstlerischen Schaffen uns unterwerfen? Warum einen bestimmten Stoff zum Gegenstande unserer künstlerischen Darstellung wählen, welcher uns gegeben wird, sei es von einem Einzelnen, sei es von einer noch so großen Gemeinschaft? Unsere Phantasie wird dadurch nur gefesselt; die Gluth der Begeisterung gedämpft. Wer wagt es dem Genius des Künstlers Gesetze zu schreiben? Er kennt kein anderes Gesetz, als das Gesetz des Schönen, welches sein Geschmack ihm giebt. Die Phantasie will frei sein, um schöpferisch hervorbringen zu können. Wie abweichend auch ihre Erfindungen sein mögen von den gewöhnlichen Bahnen der übrigen Menschen, von dem althergebrachten Gebrauch, so bedient sie doch dabei sich nur des Rechts ihrer schöpferischen Kraft und um so sicherer tritt alsdann in ihren Hervorbringungen der originelle Geist des Künstlers heraus. Müssen wir diesen Grundsätzen nicht beistimmen, wenn wir das Wesen der Kunst darin suchen, daß sie die Eigenthümlichkeit des Künstlers zur Anschauung bringen soll? Auch wir haben ja die künstlerische Erregung nur darin gegründet gefunden, daß uns in einem besondern Punkte unsers Lebens eine Offenbarung geworden über die Eigenthümlichkeit unseres Lebens und nun auch Andern sich verkünden will. Was

hat eine ſolche Offenbarung mit gegebenen Stoffen, mit Beſtellungen, mit Formen der Übereinkunft zu thun, daß wir ſie ſolchen Dingen unterwerfen ſollten?

Wir hoffen die Einſeitigkeiten der ausgeſprochenen Grundſätze werden ſich einem jeden leicht ergänzen, welcher die Bedeutung der Kunſt nach unſern frühern Unterſuchungen ſich überlegt hat. Wir haben dieſelbe eben in allen ihren Theilen in Beziehung auf die Geſelligkeit zu faſſen und auch ſchon nachgewieſen, wie die künſtleriſche Erregung zu dieſer ſich verhält. Sie geht nicht allein aus dem Bewußtſein der Eigenthümlichkeit hervor, ſondern auch aus dem ausgebreiteten Wohlwollen, welches über den weiten Kreis aufmerkender Freunde des Schönen ſich mittheilen möchte. Sie ſucht daher auch gern und willig das auf, was in dieſem Kreiſe als ein gemeinſamer Ausdruck der Eigenthümlichkeit Aller ſich gebildet hat. Die ſtillſchweigende Übereinkunft, in welcher beſtimmte Formen und Stoffe für das Schöne geſucht und geliebt werden, legt ihr keine nur unwillig getragene und beſchränkende Geſetze auf, eben ſo wenig wie die vertrauliche Mittheilung inniger Freundſchaft durch die Geſetze der herkömmlichen Sitte in der engern Geſelligkeit ſich beengt findet. Vielmehr an eben ſolchen gegebenen Stoffen und Formen entzündet ſich nicht ſelten die künſtleriſche Begeiſterung, weil überhaupt die Eigenthümlichkeit aller Einzelnen eine allgemeine Grundlage hat, eine gemeinſchaftliche Bildung im Kreiſe der Volksthümlichkeit oder der kirchlichen Gemeinſchaft, in welcher ein jeder emporgewachſen und genährt worden iſt und alsdann ſeine beſtimmte Stellung gewonnen hat. Das Gefühl dieſer allgemeinen Grundlage kann von dem Bewußt-

ſein des Einzelnen von ſeiner Eigenthümlichkeit nicht getrennt werden und er würde ſich bodenlos vereinzelt fühlen, wenn er nicht in jenem Gefühle ſeine Verbindung mit den größern und kleinern Kreiſen der Geſelligkeit fände. Indem er durch ſeine Geburt und Erziehung, durch die erſten Anfänge und durch den ganzen Verlauf ſeines Bewußtſeins einer Bildung angehört, die er nicht gemacht, aber allmälig ſich angeeignet hat, muß er über ſeine eigene Weiſe des Lebens zum Bewußtſein kommend auch zugleich zum Bewußtſein kommen über die Gemeinſchaft, in welcher er mit den Theilnehmern an dieſer Bildung ſteht, und da dieſe Bildung ſelbſt nur als Ergebniß eines geſchichtlichen Verlaufs ſich geſtaltet hat, ſo wird er auch ſeine Theilnahme nicht ablehnen können für alle die beſtimmten Formen und Stoffe, welche durch die geſchichtliche Überlieferung auf ihn und ſeine Genoſſen herabgekommen ſind und nun als eine durch das Alter geheiligte Übereinkunft auch die Gegenwart noch beherrſchen. An ihnen hat ſich ſein Geſchmack gebildet, ſeine Phantaſie iſt von früheſter Jugend gewöhnt worden, von ihnen ſich zu nähren; ſie ſind in der That unabtrennbare Beſtandtheile ſeiner Eigenthümlichkeit. Daher kann es auch nur in Zeiten geſchehn, welche einen heftigen und leidenſchaftlichen Umſchwung in der Entwicklung erfahren haben, daß der Künſtler dieſem Gange der allgemeinen Bildung folgend von der künſtleriſchen Übereinkunft, die aus frühern Zeiten ſtammt, ſich beengt fühlt und völlig neue Bahnen in der Erregung ſeiner Phantaſie und in ihrer Darſtellung einzuſchlagen verſucht. Es wird dies ein Erfolg ſein, welcher nicht ausbleiben kann, wenn eine lange Zeit die Weiſen der Übereinkunft nicht gehörig oder

auch nur in krankhafter Einseitigkeit fortgebildet worden sind, weil es an gesunder schöpferischer Kraft gebrach, während die Bildung innerlich neue Bahnen suchte, und nun zwischen der alten, steif gewordenen Sitte und dem neuen Geiste, der schöpferisch hervorbrechen möchte, ein greller Mißklang sich offenbart. Da mag es denn freilich entschuldigt werden, wenn man etwas zu hitzig das Alte bekämpft, nur nach Freiheit für den ursprünglichen Geist des Künstlers ringend; es mag entschuldigt werden, wiewohl es dem Künstler selbst zum Vortheil gereichen würde, wenn er die gewohnten Weisen der Übereinkunft mit Schonung umzubilden suchte; aber die Lage einer solchen Zeit, welche mit dem Alten zerfallen ist und nun in die unbestimmte Weite einer durch Sitte und Gesetz noch ungeregelten Freiheit hinausstürmt, mag vieles entschuldigen; diese Lage ist nicht zu beneiden; sie ist leichter die Mutter großer Leidenschaften, als des künstlerischen Behagens. In der ruhig fortschreitenden Bildung dagegen, welche wir, wie in andern menschlichen Dingen, so auch in der Kunst als das Wünschenswerthe ansehn müssen, wird ein jeder Einzelne das Erbtheil der Vergangenheit gern auch für sich in Anspruch nehmen und in ihm ein gemeinsames Band zwischen sich und den Übrigen anerkennen. Wer nun in einem solchen der allgemeinen Geselligkeit sich vereinigt fühlt, der wird es schwerlich zu hart finden, wenn diese sein künstlerisches Talent auffordert ein Gefühl auszusprechen, welches etwa durch ein ganzes Volk oder durch eine ganze Kirche hindurchgeht, zur Feier und Verherrlichung einer That oder einer Begebenheit oder eines Namens. Er wird auch nicht etwa nur aus Gefälligkeit gegen die Neigungen der Übrigen hierzu sich bequemen,

ſondern zu dieſen Neigungen wird auch er ſich bekennen, und indem er im Sinne jener ſein Werk unternimmt, wird er nur ſeinen eigenen Gefühlen nachgeben. Nun iſt aber auch kein weſentlicher Unterſchied zwiſchen dem, was der ganze geſellige Kreis fordert, und zwiſchen dem, was eine einzelne Perſon aus demſelben. Denn auch dieſe kann in dem Sinn des ganzen Kreiſes ihre Anforderung an den Künſtler machen, und in dieſem Falle wird auch ein Kunſtwerk auf Beſtellung eines Einzelnen zu Stande kommen können, ohne daß der Künſtler bei Ausführung desſelben irgend in der Äußerung ſeiner Eigenthümlichkeit beſchränkt werden müßte. Dies aber müſſen wir allerdings als die Bedingung anſehn, unter welcher allein ein Künſtler ohne ſich herabzuwürdigen auf Beſtellung arbeiten kann, daß dieſe der allgemeinen Bildung entſpreche, an welcher der Beſteller wie der Ausführende gemeinſamen Antheil haben. Es folgt daraus nicht, daß ſie nicht dennoch auch eine beſondere Bedeutung für den Beſteller habe.

Es wird jedoch nöthig ſein, uns noch genauer über das Allgemeine zu erklären, was nach allen dieſen Unterſuchungen in der ſchönen Kunſt ſich geltend macht. Es dürfte zwar überflüſſig ſcheinen, nach allem Vorhergegangenen noch dagegen uns zu verwahren, daß die allgemeine Bildung, welche wir im Kreiſe der Geſelligkeit vorausſetzen, mit der wiſſenſchaftlichen Bildung und dem allgemeingültigen Bewußtſein, der Erkenntniß, verwechſelt werde; aber worin, möchte jemand fragen, beſteht ſie denn ſonſt? Dieſe Frage zu beantworten haben wir uns ſchon den Weg gebahnt durch unſere frühere Unterſuchung über die allgemeine Kunſt. Wir haben dabei bemerken müſſen, daß die

Fähigkeit das Schöne zu fühlen und zu erzeugen nur dadurch ſich ausbildet, daß wir in uns ſelbſt eine Übereinſtimmung mit uns ſelbſt, d. h. unſeres Lebens gewonnen haben, oder um es mit einem Worte auszudrücken, daß nur eine ſchöne Seele das Schöne fühlen und erzeugen könne. Nun iſt aber auch feſtgeſtellt worden, daß die einzelne Seele in ihrer Ausbildung von allgemeinen Verhältniſſen abhängig iſt, beſonders von den Kreiſen der Geſellſchaft, in welcher ſie ſich ausbildet, und daß in dieſer dann auch eine ähnliche Übereinſtimmung des geſelligen Lebens ſich ausbilden müſſe, eine Schönheit der Geſelligkeit, damit ſie Empfänglichkeit für das Schöne und Fähigkeit es in ſich auszubilden gewinne, wird hiervon die natürliche Folge ſein. Demnach werden wir nun anzuerkennen haben, daß in der Geſelligkeit überhaupt und im Beſondern in den einzelnen Kreiſen der Geſelligkeit ein eigenthümliches Bewußtſein, ein Gefühl ihres Zuſammengehörens ſich entwickelt, welches die Weiſe bezeichnet, in welcher die einzelnen Glieder der Geſelligkeit mit einander zu einem Ganzen verbunden ſind, und an dieſem eigenthümlichen Bewußtſein wird ein jeder Einzelne wieder nach ſeiner Eigenthümlichkeit Theil nehmen, d. h. es wird ſich einem jeden in beſonderer Weiſe geſtalten, aber dennoch in Allen vorhanden ſein als ein allgemeiner Boden der eigenthümlichen Bildung. Man könnte das ganze geſellige Leben als ein Kunſtwerk beſchreiben; denn wenigſtens in einem Beſtreben iſt es immer, mehr oder weniger, zu einer ſchönen Einheit ſich zu geſtalten; als ein Kunſtwerk aber, welches zuſammengeſetzt iſt aus dem Zuſammenleben einzelner Perſonen, in welchem alſo auch die einzelnen Theile

ein Bewußtſein von ſich haben und mithin auch davon, wie ſie ein Ganzes künſtleriſch bilden helfen. Da werden wir nun nicht davon abkommen, ihnen auch ein Bewußtſein von dem Zuſammengehören der Theile oder von der Einheit des Kunſtwerkes zuzuſchreiben, welches ſie ſelbſt mit zuſammenſetzen, und dieſes Bewußtſein wird ihnen allen gemein ſein ohne doch darum den Charakter des äſthetiſchen Bewußtſeins zu verlieren; denn es bleibt ein Gefühl von der Verknüpfung der Erſcheinungen zu einem Ganzen und iſt weit davon entfernt ein allgemein gültiges Bewußtſein, eine Erkenntniß zu ſein, welche wiſſenſchaftlich ſich geſtalten ließe. Die Wiſſenſchaft macht die Forderung, daß ſie in Allen auf gleiche Weiſe ſich darſtelle, in dem allgemeinen Bewußtſein dagegen, welches in der Geſelligkeit ſich ausbildet, muß nothwendig ein jeder von ſeinem beſtimmten Standpunkte aus das Ganze und ſeine Einheit auf eigenthümliche Weiſe auffaſſen und der perſönlichen Beziehungen ſich bewußt ſein, welche er zu ihm hat. Wiſſenſchaftliche Elemente mögen allerdings in der allgemeinen Lebens- und Weltanſicht eines Kreiſes der Geſelligkeit ſich finden, aber nicht in der Form der Wiſſenſchaft.

Aus dieſen Grundſätzen werden nun die Folgerungen in Beziehung auf unſere vorliegende Unterſuchung im Allgemeinen auf eine ſehr einfache Art ſich ergeben. Ein jeder, der in das Getriebe des geſelligen Lebens eingreift, wird dies thun müſſen, indem ihm beſtändig vor der Seele ſchwebt, wie er dabei nur als Glied einer ganzen großen Einheit wirkſam iſt, einer Einheit jedoch, welche einer jeden Eigenthümlichkeit ihr Recht widerfahren läßt und ihr verſtattet, ihrer Neigung gemäß ſich zu entwickeln, weil eben

das geſellige Leben nur dahin ſtrebt einen ſchönen Einklang in der freien Entfaltung aller Perſönlichkeiten hervorzubringen. Da werden ſich denn natürlich Formen und Stoffe für das geſellige Leben ausbilden, welche nicht als Hervorbringungen eines Einzelnen, ſondern nur der ganzen Geſelligkeit angeſehn werden können, welchen aber auch ein jeder ungezwungen ſich anſchließen kann, weil ſeine Eigenthümlichkeit darin wurzelt und er ſelbſt an der Geſtaltung und Fortbildung derſelben ſeinen Antheil hat. Und der Künſtler beſonders, weil er eben einen ausgezeichneten Rang im geſelligen Leben in Anſpruch nimmt, ſo lange er als Künſtler wirkt, muß in ſeinen künſtleriſchen Leiſtungen beſtändig im Auge haben, wie er dem Ganzen ſich anfügen und im Sinne desſelben Formen und Stoffe bearbeiten kann. Je weiter er den Kreis ſeiner geſelligen Wirkſamkeit ausdehnt, um ſo freier wird er zwar von den einzelnen Perſonen, um ſo abhängiger aber auch von der allgemeinen Übereinkunft der größern Geſelligkeit. Will er auf dieſe wirken, ſo wird er ihrem Geſchmacke ſich anſchließen müſſen, um auch nur ihre Aufmerkſamkeit zu gewinnen, und ebenſo wird er weiter dieſem Geſchmacke ſich zu bequemen haben, um ihre Aufmerkſamkeit feſtzuhalten. Wir wollen zwar dem Künſtler den edeln Stolz nicht rauben, daß er auch im Stande ſei den Geſchmack ſeines Volkes oder ſeines Kreiſes zu beherrſchen oder zu leiten, ja Stoffe und Formen der Übereinkunft zu ſchaffen; aber er möge dies doch nicht immer für nöthig halten, und wenn es nöthig ſein ſollte, ſo möge er es auch nicht für einen Triumph ſeiner Kunſt anſehn, ſondern für eine traurige Nothwendigkeit, in welcher er ſich findet, neue Bahnen zu brechen, weil ihm niemand

vorgearbeitet hat, ja weil die Bahnen, welche er geebnet findet, eben nur zum Verderben der Kunſt und des Geſchmacks geführt haben. Vielleicht hat man in keiner Zeit mehr als in der unſrigen dem ſchöpferiſchen Genie des Künſtlers gehuldigt, mehr dasſelbe freigeſprochen von allen Stoffen und Formen der Übereinkunft; aber dies iſt auch nur geſchehn, weil wir durch eine Zeit des verbildeten Geſchmacks hindurchgegangen ſind, wo denn viel Neues gewagt, vieles verſucht werden mußte, um nur wieder zu einer reinern Anſchauung des Schönen zu gelangen. Wir können nun zurückſehn auf eine ganze Reihe dieſer Verſuche. Man wird das Ergebniß nicht gar zu glänzend finden, wie ſehr auch der Geſchmack des Neuen zu beſtechen pflegt. Wie vieles iſt ſchon wieder veraltet und vergeſſen! Wie viele verunglückte Verſuche haben wir aufzuzählen gegen einen gelungenen! Und doch haben viele ungemeine Geiſter mit edlem und beharrlichem Eifer eine lange Zeit für die Kunſt gearbeitet. Es war nicht ihre Schuld, wenn ſie oftmals fehlten; es war die Schuld einer Geſelligkeit, welche in ihren Fugen erſchüttert, in ihrem Innern zerriſſen nur umhertaſtend die Fäden eines neuen Zuſammenhangs finden konnte.

Doch was wir bisher zur Erklärung der angeführten Erſcheinungen beigebracht haben, wird allerdings noch nicht völlig genügen. Es läuft nur darauf hinaus, daß wir in allen Mitteln, durch welche wir aus dem Innern in das Äußere gelangen, etwas allgemein Gegebenes uns gefallen laſſen müſſen und daß überhaupt alle Eigenthümlichkeit in einem allgemeinen Sinne, geſchichtlich durch Überlieferung und Übereinkunft getragen und gefördert ſich entwickelt.

Aber hieraus läßt ſich nur erklären, daß der Künſtler in der Darſtellung ſeiner eigenthümlichen Erregung das Allgemeine, wie es gegeben iſt in Stoffen und Formen, nicht entbehren kann; die Erſcheinungen jedoch, von welchen wir ausgegangen ſind, zwingen uns noch mehr zuzugeſtehn, nemlich, daß er auch mit Freuden die dargebotenen Mittel ergreift, um ſeine eigene Perſönlichkeit in einem gewiſſen Grade in den Hintergrund treten zu laſſen. Denn unſtreitig kann jemand leichter und auf einem weniger verwickelten Wege ſeine Welt- und Lebensanſicht äußern, als dies vom Künſtler zu geſchehen pflegt; unſtreitig kann es nicht für die unmittelbarſte und freieſte Darlegung ſeiner Stimmungen oder der Erregungen ſeines Gemüths angeſehen werden, wenn der Künſtler von allem andern eher, als von ſich ſelbſt ſpricht, ſeine Wünſche, ſeine Ideen, die Bilder, in welchen er die Schönheit im Allgemeinen erblickt, zurücktreten läßt, um dagegen Stoffe und Formen walten zu laſſen, welche ihm irgend wie gegeben worden ſind. Beſonders muß uns davon, daß hierbei noch ein anderes Geſetz herrſcht, dies überzeugen, daß gerade die Gattungen der Kunſt, welche am meiſten die Perſönlichkeit des Künſtlers hervortreten laſſen, doch den kleinſten Umfang haben und an Bedeutung mit den Formen der Kunſt ſich nicht meſſen können, welche einen Stoff der Geſchichte oder der Sage zu behandeln beſtimmt ſind.

Welches Geſetz aber hierin walte, das kann uns nach unſern frühern Unterſuchungen auch nicht entgehen. Die Beſtimmung der ſchönen Kunſt iſt es eben nicht, der vertrauteſten Mittheilung der Gefühle zu dienen. Um uns der Worte eines Dichters zu bedienen, es iſt in der ſchö-

nen Kunſt eine Würde und eine Höhe, welche die Vertraulichkeit entfernt. Nur der iſt zum Künſtler gemacht, welcher an eine größere Geſelligkeit ſich wenden, der Dolmetſcher ihrer Gefühle werden, in ihrem Namen das Ideale heraustreten laſſen kann. Daher darf er auch natürlich nur das anregen, was allgemeinere Bedeutung hat und ein allgemeines Intereſſe auf ſich zieht. Selbſt wenn ſeine Perſönlichkeit durch ihre ſonſtige Bedeutſamkeit eine allgemeine Aufmerkſamkeit gewonnen haben ſollte, ſo würden wir es doch unſchicklich, ja lächerlich finden, wenn ſie uns mit aller Breite jede Geringfügigkeit vorlegen wollte, welche ſie wohl der Theilnahme ihrer Vertrauteſten empfehlen darf. Nur das gehört dem größern Kreiſe der Geſelligkeit an, was von der ausgezeichneten Perſönlichkeit aus dieſen in ſeinen weſentlichen Beſtrebungen hat anregen können. Es iſt unmöglich, daß dieſem Kreiſe, an welchen der Künſtler ſich wendet, die einzelne Perſönlichkeit an ſich einen Antheil auf die Dauer einflöße; daher wenn ſie ſich äußern will in künſtleriſcher Weiſe muß ſie ſich anſchließen an die allgemeinen Getriebe des geſelligen Lebens, an die Formen des Zuſammenſeins, an die Geſchichte und die Sage, welche der ganzen Gemeinſchaft die Grundlage ihrer Bildung abgeben. Dieſen Dingen mag der Künſtler alsdann ein neues Intereſſe abgewinnen, indem er zeigt, wie dieſelben in ſeiner Eigenthümlichkeit ſich abſpiegeln und eine neue Seite in der kräftig entwickelten Urſprünglichkeit ſeiner Natur offenbaren. Dies iſt das einzige Mittel, durch welches er ſich künſtleriſch mittheilen kann; er ergreift es um ſo lieber, je ſtärker er ſich deſſen bewußt iſt, daß er ſeine eigene Bildung nur aus den allgemeinen Grundlagen ſei-

ner Geſelligkeit geſchöpft hat und mit dieſer ſo innig verwachſen iſt, daß er nur in Wechſelwirkung mit ihr ſich und Andere fördern kann.

Viertes Kapitel.

Verhältniß der gegebenen Stoffe und Formen zur künſtleriſchen Erregung und Darſtellung.

Die gegebenen Stoffe und Formen der Kunſt greifen zu tief in die Geſtaltung aller Kunſtwerke ein, als daß wir uns entſchließen könnten ſie ſogleich zu verlaſſen. Es iſt wohl der Mühe werth noch weiter in ihre Natur einzudringen und ihr Verhältniß zur künſtleriſchen Erregung auf der einen Seite und auf der andern Seite zur künſtleriſchen Darſtellung genauer zu erforſchen.

Wir können uns nicht verleugnen, daß alles Gegebene doch in gewiſſer Weiſe die Freiheit des Künſtlers beſchränkt. In der Mittheilung an größere Kreiſe der Geſelligkeit kann man nicht mit derſelben Ungebundenheit ſich äußern, als unter den vertrauteſten Genoſſen. Wenn nun dennoch auf die Äußerung der perſönlichen Neigungen das geſellige Behagen und mithin auch die künſtleriſche Erregung ſich gründet, ſo darf die Beſchränkung des Künſtlers durch Überlieferung und Übereinkunft nicht zu weit um ſich greifen, vielmehr muß ſeine Freiheit in der Äußerung ſeiner perſönlichen Beſtrebungen von der andern Seite ſich wieder Luft machen können.

Dieſe Freiheit tritt nun auch entſchieden genug heraus

an allen den Punkten, in welchen die Übereinkunft den Künſtler feſſelt. Zuerſt iſt hierbei zu merken, daß ſowohl übliche Formen, wie gegebene Stoffe in jeder Geſelligkeit, welche nur zu einiger Entfaltung gekommen iſt, in einer großen Mannigfaltigkeit vorliegen und daß es daher dem Künſtler freiſteht, aus dieſer ſich zu wählen, was ſeiner Neigung, ſeinem Geſchmacke, der Richtung ſeiner Begeiſterung und ſeinem Talente für die Darſtellung, kurz ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit entſpricht. Dieſe Wahl der Form und des Stoffes muß für eins der wichtigſten Geſchäfte des Künſtlers gehalten werden. Sie würde nicht eintreten, wenn der Künſtler eben nur ſeiner Eigenthümlichkeit in den Ausſtrömungen ſeines künſtleriſchen Geiſtes ohne Rückhalt zu folgen hätte. Sie ſetzt eine kältere Überlegung voraus, als die reine Begeiſterung für das Schöne zu geſtatten ſcheint. Sie würde aber auch nicht eintreten, wenn der Künſtler in ſeinem Wirken nicht zu ſehen hätte auf das, was ihn eigenthümlich bewegt; denn alsdann würde ein jeder Stoff und eine jede Form ihm gerecht ſein und er dürfte ſie nur blindlings ziehen, wie aus dem Topfe das Loos.

Zwar iſt auch in einer ſolchen Wahl keine gänzliche Ungebundenheit, ſondern die Geſetze der Kunſt verlangen dabei ihre Beachtung, indem die Wahl des Stoffes auch die Wahl der Form bedingt und umgekehrt; aber dieſe Geſetze der Kunſt ſind dem Künſtler keine wahre Schranken, da ſie ſeinem Geſchmacke eingebildet ſind und nichts anderes fordern, als daß überhaupt die verſchiedenen Beſtandtheile des Kunſtwerks mit einander in Übereinſtimmung ſtehen. Daher werden wir ſchon in der Wahl unter den üblichen

Formen und Stoffen den eigenthümlichen Geist des Künstlers in freier Bewegung erblicken.

Doch ist dies der geringste Theil seiner Freiheit. Bei weitem stärker tritt dieselbe hervor in der Behandlung der Formen und Stoffe, welche die gesellige Übereinkunst darbietet. Diese sind nemlich nicht so spröde, daß sie nicht Veränderungen zuließen, nicht so bestimmt, daß nicht die Phantasie noch einen weiten Spielraum hätte, in den allgemeinen Zügen oder Vorschriften, welche sie angeben, sich zu ergehen und durch eigenthümliche Erfindung den Charakter des Künstlers auszudrücken. Es ist in ihnen überhaupt — und von dieser Seite muß sie der Künstler auffassen — nur ein Ausdruck der allgemeinen Bildungsstufe, auf welcher die Geselligkeit steht, in besondern Erzeugnissen derselben gegeben; aber die allgemeine Bildungsstufe läßt die verschiedensten Persönlichkeiten in sich zu, so daß eine Ausfüllung ihrer allgemeinen Norm von einem jeden im Besondern gefordert wird; sie läßt auch überdies eine Fortbildung und Steigerung des von ihr erreichten Standpunktes zu, so daß auch eine Fortbildung der üblichen Formen und Stoffe durch den Künstler vollbracht werden kann. Dies letztere ist in der That das Höchste, was in der Macht des Künstlers steht, daß die Weise, in welcher er überlieferte Stoffe und Formen weiter ausbildet, selbst wieder zu einer Regel für die Zukunft wird und in das allgemeine Bewußtsein übergeht, welches der gesellige Kreis seiner Wirksamkeit vom Schönen hat. Es hat aber diese Fortbildung der künstlerischen Formen und Stoffe eine doppelte Seite, indem sie theils darin besteht, daß der Ausdruck der allgemeinen Bildungsstufe in einer besondern Form

oder einem beſondern Stoffe zu reicherer und beſtimmterer Entwicklung gebracht wird, theils darin, daß ein ſolcher Stoff oder eine ſolche Form in eine harmoniſchere und äſthetiſch befriedigendere Verbindung mit der ganzen Bildungsſtufe tritt, als deren Stellvertreter jene angeſehn werden müſſen. Aber ſelbſt in dieſem höchſten Triumph, welchen der Künſtler feiern kann, darf er ſich dennoch nichts weiter anmaßen, als ein Organ der ſich fortbildenden Geſelligkeit zu ſein; ihr muß er ablauſchen, wohin ſie ſtrebt und welche Elemente in ihrem noch nicht genugſam ausgebildeten Geſchmacke einer weitern Förderung fähig ſind und die beſſernde Hand des Künſtlers gleichſam erwarten. Nur wenn er ſo im Sinne der ganzen Geſelligkeit arbeitet, darf er auch erwarten, daß ſeine Wirkſamkeit Anerkennung finden wird. Einer Originalität dagegen, welche in der Abſonderung von dem allgemeinen Entwicklungsgange ſich gefällt, können wir nur als einer krankhaften Erſcheinung unſere Aufmerkſamkeit ſchenken.

Um die Natur dieſer Erſcheinungen noch mehr im Einzelnen zu erforſchen, wenden wir uns beſonders wieder an die Künſte, welche den Gedanken zur Darſtellung benutzen. In der Dichtkunſt iſt es offenbar, welchen großen Vortheil es dem epiſchen und dramatiſchen Dichter gewährt, wenn er bei den Freunden der Kunſt, für welche er arbeitet, einen beſtimmten Kreis von Uberlieferungen vorausſetzen darf, aus welchem heraus er den Gegenſtand ſeiner Bearbeitung nur zu wählen braucht. Auch den bildenden Künſten in der hiſtoriſchen Gattung wird dasſelbe faſt noch förderlicher, ja nothwendig ſein, wenn anders die Gattung ihren Namen mit einigem Rechte führt. Zwar iſt es den Dich-

tern, welche nach der Natur ihrer Kunſt einen größern Umfang von Gedanken umſpannen können und daher bei dem Kreiſe der Theilnehmenden weniger vorauszuſetzen nöthig haben, zuweilen paſſend erſchienen, rein erfundene Gegenſtände epiſch oder dramatiſch zu bearbeiten; aber dies iſt theils nur unter Verhältniſſen geſchehen, in welchen die Bildungsweiſe der Geſelligkeit keinen feſten und charakteriſtiſch beſtimmten Haltpunkt für die Dichtung darzubieten ſchien, theils dürfen wir es den verfehlten Verſuchen zuzählen, theils endlich bleibt auch bei ſolchen freien Schöpfungen der Phantaſie doch noch eine geſchichtliche oder der Sage angehörige Grundlage übrig, welche als bekannt vorausgeſetzt wird. So wenn uns der Romanſchreiber in die neueſten Zeiten oder in irgend eine andere beſtimmte Zeit einführt; ſo auch wenn der Mährchenerzähler die bekannten Figuren der Erdgeiſter oder Niren oder andere Geſchöpfe des Volksglaubens und einer ſeit lange überlieferten Dichtung uns vorführt. Ähnliche Geſtalten der Geſchichte oder der Einbildungskraft, welche uns ſchon von anderswoher bekannt ſein müſſen, muß der bildende Künſtler zum Gegenſtande ſeiner Darſtellung machen. Wenn man nun bedenkt, daß die Wahl der Stoffe um ſo freier ſich ergehen kann, je größer die Mannigfaltigkeit derſelben vorliegt, ſo ſollte man meinen, der Künſtler werde um ſo leichteres Spiel haben, je größer der Umfang der Überlieferungen iſt, in welchen die geſellige Bildung ſich bewegt. Allein ſo finden wir es nicht, wenigſtens nicht unbedingt. Der Mannigfaltigkeit der Stoffe muß, wie es ſcheint, auch eine innige Verknüpfung derſelben oder, um uns ſo auszudrücken, ein Verwachſenſein derſelben in das Gemüth der

Geſelligkeit zur Seite gehen, wenn ihr Gebrauch den künſtleriſchen Zwecken entſprechen ſoll. Wir brauchen nur auf unſere Zuſtände zu ſehen um dies wahr zu finden. Unter welchem Reichthum der Stoffe hat nicht der Künſtler unſerer Tage die Wahl! Das Alterthum bietet ſie dar, das Mittelalter und die neuere Zeit bis auf die heutige Stunde; Weſten und Oſten liegen uns zur Wahl offen; wir ſind gelehrt genug um unſere Einbildungskraft in die fernſten Zeiten und Räume verſetzen zu können, und der Künſtler möge nur die vielſeitige Bildung unſerer geſelligen Kreiſe prüfen, ſie wird nicht leicht ihm verſagen irgend einer gewagten Verbindung der Phantaſie zu folgen. Aber dieſe Gelehrſamkeit ſcheint unſere Künſtler nur zu drücken. Sie bietet Stoffe genug dar; aber welches bunte Gemiſch derſelben? Sie eröffnet uns die Schätze aller Mythologien; aber wir können an die Figuren derſelben nicht glauben. Wenn wir daraus unſere dichteriſchen Blumen entnehmen, ſo iſt es nur eine redneriſche Figur, welche wir gebrauchen. Wir beſitzen noch eine eigene Mythologie oder Sage unſeres Volkes; aber bis auf wenige Bruchſtücke iſt ſie dem Volke ſelbſt fremd geworden, faſt noch fremder als die Sage alter Völker, die unſere Gelehrſamkeit aus ſchwer zugänglichen Quellen geſchöpft und verbreitet hat. Wie ſoll eine Sage in lebendiger Überlieferung und Fortbildung ſich erhalten, welcher die Muſter der Geſelligkeit ihre Theilnahme entzogen haben? Selbſt die Überlieferungen unſerer Religion werden nur mit gemiſchten Empfindungen aufgenommen. So iſt es nun gekommen, daß wir vielerlei haben, aber nicht viel, eine große Mannigfaltigkeit von Stoffen, die aber wenig untereinander zuſammenhängen,

uns bald hierhin bald dahin ziehen, die ihrem Urſprunge nach fremd nur nach langer Mühe und auch jetzt noch kaum unſerer Denkweiſe haben angeeignet werden können und nun in einem fremden Boden kein frohes Wachsthum gewinnen wollen. Die Dichtkunſt im Beſondern ſchließt ſich durch den Gebrauch der Sprache an das Volksthümliche an, und wenn ihre Werke auch nicht ausſchließlich für die Geſelligkeit, die im Kreiſe eines Volkes ſich ausgebildet hat, beſtimmt ſein mögen, ſo ſind ſie doch wenigſtens zunächſt der volksthümlichen Geſelligkeit gewidmet. Daher verlangt ſie auch für ihre höchſten Aufgaben Stoffe, welche volksthümliche Bedeutung haben und nichts wird ihr ſolche erſetzen können. Sie haben den Vorzug, nicht allein daß ſie ſogleich die Theilnahme aller Sprachgenoſſen auf ſich ziehen, ſondern auch daß der Gegenſtand, welcher zur Darſtellung kommt, einen wohlbekannten Hintergrund findet, daß die Geſinnungen und Gedanken, welche ausgeſprochen werden müſſen, dem Dichter ſeit ſeiner Jugend vertraut und mit dem Mittel der Darſtellung, der Sprache, auf das innigſte verwachſen ſind. Dem Künſtler muß es überhaupt darum zu thun ſein, für eine Geſelligkeit zu arbeiten, welche einen beſtimmten Charakter hat, und eine ſolche wird er zunächſt immer in dem Kreiſe ſeines Volkes finden. Ähnliche Vorzüge haben zwar auch die Stoffe, welche dem religiöſen Glauben angehören, und gewiß giebt es auch eine nicht gemeine Art der Kunſt, welche für die religiöſe Geſelligkeit ſich ausbildet. Auch ſie hat einen beſtimmten Charakter, ihre Stoffe erregen allgemeinen Antheil, ſie finden einen wohl bekannten Hintergrund, und es müßte mit dem Künſtler ſchlecht beſtellt ſein, wenn ſeine Eigenthümlichkeit

nicht gern ſolchen Stoffen ſich zuwendete. Aber dennoch, wenn die Religion eine Scheu tragen muß, in die Breite der Erſcheinungen ſich zu verlieren, ſo liegt auch hierin ein Hinderniß für die künſtleriſche Behandlung ihrer Stoffe. Es wird überdies ein jeder religiöſe Stoff der Erfindung des Künſtlers engere Schranken ſetzen, weil das Heilige nur eine weniger freie Behandlung verſtattet. Beſonders finden wir die religiöſen Stoffe für die dichteriſche Behandlung weniger geeignet, als für andere Künſte, ſobald der religiöſe Glaube über die Schranken der Volksthümlichkeit hinaus einmal ſich erweitert hat; denn alsdann kann auch die Sprache nicht ſo innig an ſie ſich anſchmiegen. Es kommt überdies hinzu, daß die Religion, ſobald ſie über das Volksthümliche ſich erhebt, einen mehr didaktiſchen Charakter annimmt und dieſen der Sprache mittheilend die dichteriſche Ausbildung dieſer nicht ſo leicht begünſtigen kann. Alle dieſe Punkte treffen die übrigen Künſte nicht und daraus müßte es erklärt werden, warum die neuere Dichtkunſt in der epiſchen und dramatiſchen Gattung weniger ſich dazu geeignet gezeigt hat religiöſe Stoffe zu behandeln, als die Malerei, wenn dafür nicht auch andere Gründe angeführt werden könnten, die mehr in die beſondere Geſchichte unſerer neuern Kunſt und unſerer kirchlichen Geſelligkeit eingehn, als daß ſie hier eine paſſende Stelle finden könnten.

Die Freiheit des Künſtlers zeigt ſich nun aber auch in der Bearbeitung des überlieferten Stoffes. Hierin hauptſächlich beſteht das, was man künſtleriſche Erfindung nennt. Der überlieferte Stoff muß demnach eine Vorſtellungsmaſſe bieten, welche bildſam genug iſt um dem Künſtler zu ge-

ſtatten, in der Erfindung die eigenthümlichen Richtungen ſeiner Phantaſie geltend zu machen, und darnach iſt auch die Wahl des Stoffes zu treffen. Wir können in dieſer Rückſicht zwei Arten des Stoffes unterſcheiden, den aus der Sage und den aus der Geſchichte entnommenen; doch wird man freilich wohl auf den erſten Blick bemerken, daß dieſe Unterſcheidung keine ſcharfe Grenzen giebt. Beide bieten der Bearbeitung des Künſtlers Freiheiten dar, aber in verſchiedener Weiſe, ein jeder im Allgemeinen und ein jeder auch für die verſchiedenen Künſte. Für die Dichtkunſt haben die geſchichtlichen Stoffe nicht ſelten eine große Unbequemlichkeit, theils weil ſie gewöhnlich eine fortlaufende Reihe von Begebenheiten bilden, welche kein abgeſchloſſenes Ganzes darbieten, wie es der Dichter bewältigen kann in den üblichen Formen der Kunſt, theils weil der Dichter dennoch ſich hüten muß zu viel hinzuzuerfinden oder an der bekannten Geſchichte zu ändern. Dies würde zu Seitenblicken auf die Geſchichte Veranlaſſung geben, welche zerſtreuen, wenn ſie auch ſonſt keinen Nachtheil mit ſich führen ſollten. Daher wird der Dichter Stoffe aus einer gar zu bekannten Geſchichte nicht ſehr bequem finden, und es iſt nicht allein die Beſorgniß, daß parteiiſche Leidenſchaften erregt werden könnten — eine Störung natürlich der reinen Luſt am Schönen — was den Dichter warnen muß mit Stoffen der neueſten Geſchichte anzubinden. Aber glücklicher Weiſe für den Dichter, je mehr das Geſchehene in die Vergangenheit zurücktritt, um ſo mehr verlieren ſich auch die Einzelheiten desſelben aus dem Gedächtniſſe der Menſchen und die Phantaſie gewinnt nun einen Spielraum um die Lücken der Überlieferung oder der allgemeinen Er-

innerung zu ergänzen. Wenn man alsdann aus der ferner zurückgetretenen Geſchichte ſeinen Stoff für die Dichtung wählt, ſo hat man dabei nur zu berückſichtigen, daß er noch Antheil genug in der Gegenwart finde um nicht allein die Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen, ſondern auch eine Bekanntſchaft mit den allgemeinen Verhältniſſen des damaligen Lebens mit ſich zu führen, weil eine ſolche erſt einzuleiten für den Dichter eine Aufgabe ſtörender Art ſein würde. Man ſieht aber hieraus, daß die geſchichtlichen Stoffe ſich der Sage ſchon nähern müſſen, um für die Dichtung bequemer zu werden. Die bildende Kunſt hat es weniger als die Dichtkunſt zu befürchten, in ihrer Erfindung durch zu genaue Kenntniß der Geſchichte übermäßig beſchränkt zu werden; weil die Geſchichte ihrem Weſen nach die Entwicklungen der Seele wenigſtens hauptſächlich zu ihrem Gegenſtande hat, nicht den Körper, welchen die bildende Kunſt darſtellt; es müßte denn ſein, daß jemand von ihr porträtartige Darſtellungen verlangte, welches denn freilich eine Forderung ſein würde, die gar zu ängſtlich an dem gegebenen Stoffe feſthielte. Nur in Nebendingen kann allerdings auch ſie durch zu genaue Kenntniß des Geſchichtlichen ſich beengt finden, wie dies nicht ſelten bei der Wahl der Gewandung ſich bemerklich macht. Aber wenn die Geſchichte das Körperliche, welches die bildende Kunſt darſtellt, wenig oder gar nicht berührt, ſo werden wir auch geſtehn müſſen, daß die geſchichtlichen Stoffe der bildenden Kunſt faſt nur einen Haltpunkt darbieten, durch deſſen Vermittlung das Verſtändniß der dargeſtellten Handlung oder Lage erleichtert wird. Auch die Stoffe der Sage beſchränken zuweilen die Erfindung des Künſtlers mehr, als erwünſcht

iſt. Beſonders iſt dies bei der Sage der Fall, welche eine heilige Bedeutung hat und auf Überlieferungen der Religion ſich bezieht. Denn bei ſolchen Stoffen die freie Erfindung walten zu laſſen bringt die Gefahr, gegen die allgemein verbreitete Denkweiſe anzuſtoßen und das religiöſe Gefühl zu beleidigen, welches ſeinen unwandelbaren Schatz dem Wandel der Phantaſie nicht ausgeſetzt ſehen will. Auch in dieſem Punkte zeigt ſich, wie das religiöſe und das äſthetiſche Gefühl nach entgegengeſetzten Seiten auseinandergehen. Die künſtleriſche Erfindung kann aber auch in Behandlung einer Sage dadurch beſchränkt werden, daß dieſe ſchon eine feſtſtehende Form in einem Meiſterwerke gewonnen hat, welches mit dem Bewußtſein eines geſelligen Kreiſes ſo verwachſen iſt, daß niemand denſelben Stoff behandeln kann ohne an dasſelbe zu erinnern. Denn außerdem daß der Künſtler wohl abgeſchreckt werden kann mit einem anerkannten Meiſter ſich zu meſſen, außerdem daß bei einem ſolchen Wagniß die Verführung nahe liegt das Schöne durch das Allzuſchöne zu überbieten, iſt es auch für jedes künſtleriſche Unternehmen nachtheilig, in ſich ſelbſt gleichſam aus ſich herauszuweiſen und die Aufmerkſamkeit zu theilen. Bei allen dieſen Schwierigkeiten jedoch, welche die Sage der künſtleriſchen Erfindung bieten kann, werden wir anerkennen müſſen, daß ſie bei weitem die paſſendſten, bequemſten und anmuthigſten Stoffe dem Künſtler gewährt. Faſt in allen den vorher bemerkten Punkten haben die Stoffe der Sage einen bedeutenden Vorzug vor den geſchichtlichen. In der Regel bietet die Sage ſchon einen abgerundeten Kreis für die dichteriſche Behandlung dar. Ihre Stoffe ſind auch nicht ſo ſpröde, wie die geſchichtlichen, vielmehr

geſtatten ſie meiſtens der Erfindung einen weiten Spielraum, weil ſie ihren Gegenſtand als ein Werk der Dichtung oft in einer ſehr verſchiedenen Weiſe darſtellen und nach der Hauptwahl des Gegenſtandes ſogar noch die Wahl übrig laſſen unter den verſchiedenen Geſtalten, in welchen ihn die Sage ausgeprägt hat. Sie verſetzen uns überdies in ein Gebiet, welches keinen gar zu beſtimmten Hintergrund hat, weil die Sage durch die verſchiedenſten Zeiten hindurchgegangen von der Farbe einer jeden dieſer Zeiten angenommen hat, und indem ſie das Wunderbare liebt, der Erfindung geſtattet, die abenteuerlichſten Verknüpfungen einzuführen. Daher iſt auch die Sage in überwiegendem Maße der Lieblingsgegenſtand der Kunſt geweſen, beſonders die bei einem Volke urſprünglich einheimiſche oder einheimiſch gewordene Sage — denn auch dieſe Kraft beſitzt die Sage, urſprünglich fremde Stoffe umbildend einem Volke aneignen zu können — und nur in ſolchen Zeiten, welche geblendet ſind von einem Glanze, der in den großen Bewegungen der Geſchichte ſich abſpiegelt, weniger empfänglich aber für das ſtille Leben und Weben der Volksſage, hat man es vorgezogen entweder der Geſchichte ihre Stoffe für die Kunſt zu entnehmen oder auch nur auf dem allgemeinen Grunde geſchichtlich bekannter Zuſtände reine Erfindungen aufzutragen.

Doch die hier aufgeführten Gründe erklären zum Theil, warum die Stoffe der Sage die ſchöne Kunſt mehr anmuthen, als alle andern Stoffe, aber ſie erklären es doch nicht ganz. Sie verſtatten allerdings der künſtleriſchen Erfindung größere Freiheit, als die geſchichtlichen Stoffe, aber mit den auf geſchichtlicher Grundlage rein erfundenen Stoffen

werden ſie hierin doch nicht ſich meſſen können. Wenn nun dennoch dieſe jenen nachſtehn müſſen, ſo ſcheint dies darauf zu deuten, daß die ſchöne Kunſt eben ſo ſehr eine zu große Freiheit, wie eine zu große Gebundenheit der Phantaſie fliehe. Man erinnere ſich nur daran, wie ſie auch gern ſich gefallen läßt, an die üblichen Formen der künſtleriſchen Darſtellung ſich anzuſchließen und Regeln und Muſtern, wie ſie allmälig ſich ausgebildet haben, immer wieder von neuem nachzugehen. Wir glauben aber hiermit einen noch wichtigern Grund für die angeführte Erſcheinung verflechten zu können. Er liegt in der Gleichartigkeit der Sage und der ſchönen Kunſt. Sind nicht beide Töchter der Phantaſie? Iſt nicht die Sage auch ein Werk der Dichtkunſt, wenn auch nicht eines einzelnen Mannes, ſo doch eines ganzen Volkes oder ſonſt einer geiſtigen Gemeinſchaft, wenn auch nicht mit einer ihrer ſelbſt bewußten Kunſt hervorgebracht, doch gedichtet in einem faſt abſichtsloſen Triebe? Da bildet ſich in einem allmäligen, ſtill emporkeimenden Werden, deſſen Gründe in die unerforſchliche Tiefe der menſchlichen Geſittung hinabreichen, ein Werk weiter und weiter fort, von Keinem gewollt, von Keinem begriffen, aber Vielen erwünſcht und von Tauſenden als ein Beſtandtheil ihres Selbſt gefühlt, als ein Glied ihres innern Lebens zu fröhlicher Regung ausgearbeitet; jedem, der daran erinnert wird, klingt es wie Erinnerungen der fernen Jugend, der fernen Heimath. Kann der Dichter, der bildende Künſtler einen ſchönern, ſeiner Kunſt gleichartigern Vorwurf finden? Er braucht ihm nicht erſt Schönheit anzudichten, an ſich ſelber iſt er ſchön. Wüßte nur jemand in der ſchlichteſten, faſt in kunſtloſer Rede

ihn wiederzugeben, seine unter den Händen entschlüpfende, wandelbare Gestalt in einen sichern Ausdruck niederlegend, das was der Phantasie seines Volkes in der Sage vorschwebt, in einem festen Werke gleichsam fesselnd, er würde aller Herzen entzücken, er würde das Schönste erreicht haben. Wie ist die Sage geworden? Eine Begebenheit, ein Widerklang der geselligen Verhältnisse oder auch der Umgebungen der Natur im Gemüthe der Menschen hat sie erweckt. Schon der Erste, welcher sie überliefert, spricht nicht allein seine Erfahrung aus, sondern legt in sie den Ausdruck der Weise, in welcher sie seine Phantasie erregt hat. Manches ist nicht gehörig bemerkt, manches ist in der Überlieferung vergessen worden; indem der Träger der Sage die Lücken bemerkt, sucht er sie auszufüllen, Andere helfen ihm nach und immer wieder ist es die Phantasie, welche an diesem Gemeingute der geselligen Bildung weiterdichtet. Mehrere Sagen treten zusammen, je weiter der Kreis der Geselligkeit sich öffnet und wieder zusammenschließt, um so mehrere; man vermuthet einen Zusammenhang, und einen innern Zusammenhang haben sie in dem Charakter der geselligen Bildung, und von neuem ist die Phantasie geschäftig, diesen Zusammenhang in anschaulichen Bildern darzustellen. Anfangs glaubt man fest an die Sage und wagt nicht willkürlich an ihr zu ändern; denn noch sind Sage und Geschichte nicht auseinandergetreten; aber die Zeit wird kommen, wo Wahrheit und Dichtung sich scheiden, beide in ihrem eigenen Rechte, und dann wird auch bemerkt werden müssen, daß die Phantasie an der Bildung der Sage den größesten Antheil hatte, und was die Frühern ohne Absicht thaten, das wird nun auch den

Spätern mit Abſicht weiter zu verfolgen erlaubt ſein; ſo werden ſie wollend und mit Bewußtſein die Sage weiter ausſchmücken und erweitern, und wenn ſie es nur vermögen im Sinne und zum Beifall des geſelligen Kreiſes, welchem die Sage ihrer Entſtehung und Fortbildung nach angehört, ſo werden ſie damit etwas Bleibendes gewirkt haben, das in der Überlieferung der geſelligen Bildung ſich fortpflanzt, wenn auch nicht immer in einer unveränderlichen Form. Hat nun an dieſer Geſtaltung der Sage die Kunſt der Rede, die Dichtkunſt im weiteſten Sinne des Wortes, den größeſten Antheil, ſo treten auch bald andere Künſte hinzu. Die zeichnenden Künſte geben dem Helden der Sage eine beſtimmte Geſtalt und Farbe, welche in Worten beſchrieben nur unſicher der Phantaſie vorſchweben; was ſie durch ihre Mittel geradezu nicht ausdrücken können, dafür finden ſie ſymboliſche Andeutungen und was ſie in ſolcher Weiſe erfunden haben, das pflanzt ſich alsdann, wenn es im Geſchmack des geſelligen Kreiſes iſt, als Norm für künftige Zeiten fort, zunächſt für Künſtler derſelben Kunſt, aber auch übergehend in die Sage, welche ſich immer weiter zu geſtalten ſtrebt. Die Beiſpiele ſind bekannt, wie Zierathen und Symbole der bildenden Kunſt Antheil an der Ausbildung der Sage gewonnen haben. So haben wir denn dieſe überhaupt als ein Erzeugniß der künſtleriſchen Thätigkeit anzuſehn, ſo wie dieſelbe in bewußter oder unbewußter Weiſe ſich entwickelt, aber immer im Sinn eines geſelligen Kreiſes, welcher der Träger der Sage iſt und nur das feſthält und weiter ausbildet, was ſeinem Geſchmacke zuſagt. Der Künſtler, welcher ſeinen Vortheil verſteht, wird ohne Zweifel bemerken müſſen, wie viel er

dadurch gewinnt, daß er diesem Geschmacke sich anschließt und die Stoffe ergreift, welche lebendige Zeugen desselben sind. Möchte er nur immer in dem glücklichen Falle sein, daß für seine künstlerische Thätigkeit diese beiden Punkte zusammentreffen, daß solche künstlerisch von der Sage vorgebildete Stoffe im Kreise seiner Geselligkeit sich vorfinden und daß in diesem noch immer ein lebendiges Streben herrscht sie weiter zu entwickeln.

Wir werden nun wohl nicht daran zweifeln können die Formel für richtig zu halten, daß die gegebenen Stoffe für die Kunst um so passender sind, je mehr sie das Mittel halten zwischen einer zu großen Freiheit und einer zu großen Gebundenheit der Phantasie. Wir können auch in dieser Rücksicht wieder zwei äußerste Grenzen unterscheiden und zwischen beiden ein mittleres Maß der Freiheit und der Gebundenheit. Das äußerste Ende der Freiheit findet bei den rein erfundenen Stoffen statt, von welchen wir jedoch gezeigt haben, daß auch ihnen eine gegebene Grundlage der Geschichte oder der Sage nicht fehlen darf. Das äußerste Ende der Gebundenheit ist in den geschichtlichen Stoffen, welche jedoch der Kunst von Seiten ihres Inhalts gänzlich fremd bleiben würden, wenn sie nichts Unbestimmtes in sich enthielten und dadurch den Erfindungen der Phantasie Raum gestatteten. Das mittlere Maß zwischen beiden hält die Sage, ein Kind der Erfahrung und der Erfindung. Daß nach dieser Mitte die künstlerische Behandlung aller Stoffe hinstrebt, stellt sich daran heraus, daß die äußersten Grenzen nicht rein sich ergeben wollen, sondern, wie angedeutet worden, der reinen Erfindung ein Element der Geschichte oder der Sage sich beimischt, der reinen Ge-

ſchichte aber ein Element der Erfindung. Daher verwandeln ſich auch wohl reine Erfindungen in Sagen, die alsdann wieder ein Stoff der Geſchichte werden und ein bedeutendes Gewicht haben für die Beurtheilung der Völker und der Zeiten. Und nicht minder ſchließen ſich an die Geſchichte in beſtändiger Forterzeugung Sagen an, ſo daß wir den Geſchichtsforſcher nicht ohne Grund klagen hören, wie ſchwer es halte Sage und Geſchichte von einander zu ſondern. Die künſtleriſche Thätigkeit ſpielt eben in alle Zweige unſeres Lebens hinüber, ſo wie die Geſelligkeit alles ergreift, was der vernünftigen Entwicklung einen Antheil abgewinnen und irgend eine Neigung der Menſchen befriedigen kann.

Sehen wir nun zurück auf die Eintheilung der künſtleriſchen Thätigkeiten, von welcher dieſe Unterſuchung ausgegangen iſt, in künſtleriſche Erregung nemlich und künſtleriſche Darſtellung, ſo dürfte man fragen, welcher von beiden das zuzuſchreiben ſei, was als Wahl des gegebenen Stoffes und der gegebenen Form beſchrieben worden iſt. Es ließen ſich wohl Gründe finden für beide Annahmen, ſowohl daß ſie der künſtleriſchen Darſtellung, als daß ſie der künſtleriſchen Erregung angehöre. Denn zuerſt für das Erſte ſcheint es zu ſprechen, daß wenn die künſtleriſche Darſtellung bezweckt das eigenthümliche Bewußtſein des Künſtlers Andern zugänglich zu machen und deswegen in ihr ein natürliches Beſtreben iſt dem Kreiſe der Geſelligkeit ſich anzupaſſen, dies offenbar auch in der Wahl der Stoffe und Formen für die Kunſt ſtattfindet. Der Künſtler muß in der Wahl ſeiner Formen nach dem Geſchmacke der Kunſtfreunde ſich richten; er darf zwar neuern, aber

auf ſeine Gefahr, mit Mäßigung; er muß die Stoffe und Formen ſich wählen, welche dem Kreiſe ſeiner Geſelligkeit leicht verſtändlich ſind und gefällig erſcheinen; die Natur, welche uns umgiebt, die Lebensweiſe und die Einrichtungen, die Geſchichte und die Sage des Stammes, des Volkes, der Bildungsſtufe, der Religion, alles dies, was die Vermittelung zwiſchen uns und Andern abgiebt, muß dabei berückſichtigt werden. Hierauf weiſt uns nicht weniger hin, daß für verſchiedene Künſte verſchiedene Stoffe und Formen ſich eignen; denn da die Verſchiedenheit der Künſte auf den Mitteln beruht, welche ſie zur Darſtellung gebrauchen, ſo können wir auch die Verſchiedenheit ihrer Wahl nur daraus ableiten, daß ihre Darſtellung des Schönen verſchieden iſt. Im Allgemeinen werden wir nicht leugnen können, daß die Überlieferung und alles Gegebene uns zu einem Mittel dient, an welchem die Eigenthümlichkeit des Künſtlers ſich darſtellt, und deswegen auch zur künſtleriſchen Darſtellung gezogen werden muß. Aber auch von der andern Seite greifen Formen und Stoffe der Übereinkunft auf das Entſchiedenſte in die künſtleriſche Erregung ein, indem ſie die Phantaſie nicht allein hie und da andere Wege führen, ſie gleichſam von der ſchon eingeſchlagenen Bahn ablocken, oder auch ihr eine beſondere Geſtaltung geben — alles Dinge, welche wir früher auch den Mitteln der Darſtellung zugeſtanden haben — ſondern in der That von vornherein die Phantaſie entzünden, ja von ihrer erſten Bildung an der Boden ſind, auf welchem ſie aufwächſt und von welchem ſie ihre Nahrung zieht. Die Begeiſterung des Künſtlers wird ſich unſtreitig in ſeiner Erfindung beurkunden und, wie wir ſchon früher bemerkt haben, die

Erfindung ſchließt ſich an die gegebenen Stoffe oder auch an die gegebenen Formen an, ſo daß alſo auch von dieſen die künſtleriſche Erregung auszugehen pflegt. Es möchte ſich wohl auf keine Weiſe eine Begeiſterung des Künſtlers denken laſſen, ohne daß er ergriffen worden wäre von dem Bewußtſein irgend eines Schönen, das auch irgend wie gegeben worden wäre und hierauf erſt ſeinen Geiſt zu eigenthümlicher Erfindung angetrieben hätte. Im Allgemeinen haben wir auch ſchon früher anerkennen müſſen, daß die künſtleriſche Erregung nicht allein auf dem Bewußtſein der Eigenthümlichkeit beruhe, ſondern eben ſo ſehr vorausſetze, daß der Künſtler ſich im Stande fühle das Gemeinſame auszudrücken, was im Kreiſe ſeiner Geſelligkeit die Gemüther beherrſcht.

Wenn wir nun hierdurch nach entgegengeſetzten Seiten uns gezogen fühlen, ſo werden wir daraus nur zu ſchließen haben, daß der Gegenſtand unſerer Unterſuchung die entgegengeſetzten Thätigkeiten, welche die ſchöne Kunſt umfaßt, in ſich vereinigen oder künſtleriſche Erregung und künſtleriſche Darſtellung in ſich vermitteln ſolle. Auf eine ſolche Vermittelung müſſen wir allerdings bedacht ſein, da wir geſehn haben, daß die Äußerung des eigenthümlichen Bewußtſeins, welches in der ſchönen Kunſt zur Sprache kommt, viel größere Schwierigkeiten hat, als die Äußerung des allgemeinen Bewußtſeins. Sie kann nur dadurch gelingen, daß auch im Gebiete der Kunſt etwas Allgemeines ſich ausbildet, doch nach unſern frühern Erörterungen in einer andern Weiſe als in der Wiſſenſchaft. Es muß ſich da in allen geſelligen Kreiſen, größern wie kleinern, ein durchgreifendes Beſtreben bilden nicht der Einzelnen, ſon-

dern der ganzen Geſelligkeit, das Schöne als ein Gemeinſames zu entwickeln; dies geſchieht in der Ausbildung von Formen und Stoffen der Kunſt, an welcher ein jeder nach ſeinem Maße Theil hat, weil er von ihnen und ſie von ihm gepflegt wurden. Ein jeder hat ſie als Grundlage anzuſehn zugleich ſeiner Empfänglichkeit für das Schöne und ſeiner Fähigkeit das Schöne darzuſtellen. Sie ſind das einzige Mittel, durch welches es gelingen kann die Eigenthümlichkeit des Einzelnen mit dem Geſchmacke der größern, geſchichtlich gebildeten Geſelligkeit in Übereinſtimmung zu bringen und dadurch auch der ſchönen Kunſt, welche doch ihrer Natur nach den eigenſinnigen Beſtrebungen der Phantaſie am meiſten ſich ergeben möchte, einen allgemeinen, in die Bewegungen einer großen Genoſſenſchaft eingreifenden, geſchichtlichen Charakter aufzudrücken. Wir werden nicht anſtehn dürfen anzuerkennen, daß der einzelne Künſtler, indem er nur ſeinem eigenen Genius zu folgen glaubt, dennoch auch als ein dienendes Glied an die Entwicklung des Ganzen ſich anſchließt und an einem Kunſtwerke mitarbeitet, welches von einer viel allgemeinern Bedeutung iſt, als das, was von einem Einzelnen geleiſtet werden kann. Dieſem Werke widmet er ſeine Kräfte, indem er das, was ſeit Jahrhunderten und Jahrtauſenden immer von neuem ſich verjüngend als eine ſtehende und dennoch allmälig ſich entwickelnde Norm des Schönen ſich ergeben hat, in ſich aufnimmt und durch ſeine eigene Erfindung ſich aneignet, durch ſeine eigene Darſtellungsgabe in einem beſtimmten einzelnen Kunſtwerke wenigſtens theilweiſe zur Anſchauung bringt. So haben wir auch in dem, was eigenwilliger als alles andere den allgemeinen Geſetzen ſich zu entziehen

ſcheint, in der Phantaſie und ihren Erzeugniſſen die Entfaltung eines allgemeinen Geſetzes anzuerkennen, welches jedoch nicht, wie ein Naturgeſetz, darin ſich zu erkennen giebt, daß es immer wieder dasſelbe hervorbringt, ſondern in der größeſten Mannigfaltigkeit der Geſtalten einen und denſelben Zweck mehr und mehr verwirklichend ſich zu offenbaren ſucht. Dieſes Geſetz, welches in der Menſchheit verſchiedene Kreiſe des geſelligen Lebens hervorbringt und ſie dennoch als ein Ganzes erzeugt und bildet, hat es in ſeiner Gewalt auch die einzelnen Perſönlichkeiten zu der Zeit hervortreten zu laſſen, in welcher ſie einen ihren Kräften paſſenden Wirkungskreis finden, indem es ſowohl ſie ſelbſt mit ſeinen Gaben ausſtattet, als auch die Verhältniſſe ordnet, unter welchen dieſe Gaben gedeihlich ſich entwickeln und bei einer begünſtigenden Empfänglichkeit des ganzen Kreiſes ſich geltend machen können. Will man in dieſem Sinne ſagen, daß Künſtler geboren werden, ſo wollen wir nichts dagegen haben. Wir werden ja wohl nicht davor zurückſchrecken ein ſolches Geſetz anzunehmen, welches die Geſchichte der Menſchheit regelt und ihre Entwicklung zu einem zuſammenhängenden Verlaufe ſich geſtalten läßt, und alsdann auch die Entwicklung der ſchönen Kunſt als einen würdigen Gegenſtand anzuſehn, dem dieſe geſetzgebende Macht ihre Sorge zuwenden dürfte.

Daß in dieſem Lichte beſonders das Element der ſchönen Kunſt zu betrachten ſei, welches in ſtillſchweigender Übereinkunft ſich fortpflanzt den Sinn einer ganzen Geſelligkeit ausdrückend, darüber legt die ganze Geſchichte der ſchönen Kunſt ein unverkennbares Zeugniß ab. Niemals iſt die Entwicklung der Kunſt das Werk Einzelner geweſen,

ſondern in ihr ſpricht ſich immer die Sinnesart der Völker aus, welche ſie betreiben, und der großen Bewegungen, welche die Lebens- und Denkweiſe der Völker und der ganzen Menſchheit umgeſtalten. Wo eine Eigenthümlichkeit für die geſellige Mittheilung ſich ausbildet, da bedarf ſie auch eines Mittels, welches ſie mit dem Kreiſe ihrer Geſelligkeit verbindet und welches natürlich nach der Weiſe dieſer Geſelligkeit ſich ausarbeiten muß. Am auffallendſten iſt dies bei der Sprache, welche für die verſchiedenen Stufen des geſellſchaftlichen Lebens auch in einem verſchiedenen Charakter ſich entwickelt, bald als Sprache eines Stammes, bald als Sprache eines Volkes oder ſogar nach einer noch größern Ausbreitung ſtrebend, auf allen dieſen Stufen aber die Eigenthümlichkeit der ganzen ihr angehörigen Gemeinſchaft ausdrückt. Daher nimmt denn auch die Kunſt, welche der Sprache ſich bedient, immer entweder die Farbe eines Stammes oder eines Volkes an, je nachdem die ausgebildete Geſelligkeit über einen kleinern oder größern Kreis ſich verbreitet hat, und ſelbſt wenn ihre Fortbildung auf einen ſeltſam und faſt unnatürlich abgeſonderten Kreis der Geſelligkeit, auf die Gelehrten oder feiner Gebildeten allein ſich beſchränkt haben ſollte, werden wir noch finden, daß ſie die Eigenthümlichkeit auch dieſes Kreiſes darzuſtellen ſucht. Dieſem Geſetze der Sprachbildung muß die Dichtkunſt ſich anſchließen. Aber auch alle übrige Künſte gehorchen einem ähnlichen Geſetze. In ihren erſten Anfängen werden ſie abhängig ſein von den Sitten und dem Charakter des Stammes, welcher ſie betreibt; in ihrer weitern Ausbildung werden ſie, ſo lange in der Geſelligkeit das volksthümliche Leben vorherrſcht,

auch den volksthümlichen Charakter an ſich tragen; wenn aber auch die geſellige Bildung einen weitern Geſichtskreis gewonnen haben ſollte, ſo daß man das Schöne, welches von andern Völkern hervorgebracht worden, ſich anzueignen und in den geſelligen Austauſch zu bringen weiß, ſo wird es dennoch nur eine Ausartung oder Schwäche der Kunſt bezeichnen, wenn man den Charakter anderer Völker abzubilden ſtrebt in ſeinen künſtleriſchen Erzeugniſſen, wenn man von ihnen Stoffe und Formen borgt ohne ihnen zugleich einen neuen Geiſt einzuhauchen, welcher ſie in die volksthümliche Anſchauungsweiſe überſetzt. Dieſe Abhängigkeit der ſchönen Künſte von den engern und weitern Kreiſen der Geſelligkeit zeigt ſich am auffallendſten in den Zweigen der Kunſt, welche an das religiöſe Bewußtſein ſich anſchließen. Denn ſelbſt wenn die Religion eine Entwicklung gewonnen hat, in welcher ihre Kraft zur Vereinigung aller Menſchen in einem Glauben herausgetreten iſt, ſo ſehen wir dennoch, daß die Weiſen der künſtleriſchen Auffaſſung und Darſtellung, welche ſich ihr anſchließen, immer noch einen volksthümlichen Charakter an ſich tragen. In die Entwicklung der weltlichen Geſelligkeit greifen natürlich die weltlichen Unterſchiede tiefer ein, als in die religiöſe Geſelligkeit.

So weiſt uns alles bei Betrachtung der ſchönen Kunſt auf einen geſelligen Verein hin, für welchen ſie nicht allein ihre Werke bereitet, ſondern aus welchem ſie auch ihre Nahrung zieht und aufwächſt, auf einen Verein freilich, welcher nicht in zufälliger Willkür der Einzelnen ſteht, ſondern in natürlicher Gliederung aus dem Ganzen der Menſchheit heraus ſich entfaltet, welcher nicht für heute und mor-

gen geſchaffen wird, ſondern in langer Reihe der Zeiten durch werdende und vergehende Geſchlechter, ſelbſt durch den Wandel der Stämme und Völker hindurch ſich fortpflanzt. Dieſer Verein iſt aber ein geſelliger, in welchem alle einzelne Theilnehmer als freie Genoſſen verbunden ſind, zwar durch ihre natürlichen Anlagen und die Verhältniſſe ihrer Bildung zuſammengeführt und ſo einem allgemeinen Geſetze ſich unterordnend, aber dennoch ohne Zwang zuſammengetreten und zuſammengehalten, weil eben aus ihren Anlagen und ihrer Bildung auch ihre Neigungen erwachſen ſind und ſie daher auch nur dieſen zu folgen brauchen um ſich vereinigt zu fühlen. Daher iſt denn dieſer geſellige Verein auch geeignet, zu gleicher Zeit der Eigenthümlichkeit eines jeden einen freien Ausdruck zu geſtatten und auch die Einzelnen ohne ſichtbares Oberhaupt ſo unter einander zu verſchränken, daß ein jeder im Gefühle ſeiner ſelbſt das Gefühl der übrigen hegen kann und alle in den gemeinſamen Erzeugniſſen ihrer äſthetiſchen Thätigkeit ein Mittel beſitzen ſich gegenſeitig das Bewußtſein ihrer Eigenthümlichkeit auszutauſchen.

Wir haben zwei Arten dieſer gemeinſamen Erzeugniſſe unterſchieden, gegebene Formen und gegebene Stoffe der Kunſt. Dieſelbe Unterſcheidung können wir auch in der Betrachtung der geſelligen Vereine durchführen. Da beherrſcht die Formen der Geſelligkeit die gemeinſame Sitte, welche für jede Äußerung der Eigenthümlichkeit ein beſtimmtes Geſetz der Übereinkunft vorſchreibt; keiner darf es ungeſtraft überſchreiten; aber doch beſchränkt es den wahrhaft gebildeten Theilnehmer der Geſelligkeit in keiner Weiſe, weil in ihm ſelbſt ſein geſelliger Geſchmack ſich entwickelt,

weil kein Einzelner dies Geſetz nach ſeiner Willkür gemacht hat, ſondern es nur aus der Übereinſtimmung aller beſonnenen Mitglieder des geſelligen Kreiſes geworden iſt. In dieſen Formen äußert nun freilich ein jeder den beſondern Inhalt ſeines Bewußtſeins; aber auch dieſer Inhalt hat eine allgemeine Grundlage und ſetzt eine allgemeine Bildung voraus, welche keinem fehlen darf ohne ihn unfähig zu machen an der geſelligen Äußerung vollen Antheil zu nehmen, und auch von dieſer allgemeinen Bildung gilt dasſelbe, was von jenen Formen; niemand hat ſie gemacht; alle haben an ihrer Entſtehung, Überlieferung und Fortbildung mehr oder weniger Antheil. Nichts weiter als ein mehr ausgebildetes, entſchiedener abgeſondertes und ſorgfältiger gepflegtes Glied derſelben Richtung des Geiſtes haben wir in den üblichen Formen und in den hergebrachten Stoffen der ſchönen Kunſt zu erblicken. Dieſe Formen der Muſik, des Tanzes, des Schauſpiels, der architektoniſchen Zierathen, der Dichtkunſt, der Malerei und Bildhauerei, ſie können nur als ein allgemeines Product geſelliger Verhältniſſe angeſehn werden, als ein Erzeugniß eines Geſchmacks, der unter verſchiedenen Verhältniſſen der Natur und der unter ihren Einflüſſen ſich bildenden Geſelligkeit in verſchiedener Weiſe ſich geſtaltet. Und in anderer Art laſſen auch die überlieferten Stoffe der Kunſt ſich nicht begreifen. Es ſei erlaubt, hierbei noch einmal auf die Weiſe zurückzukommen, wie die Sage von der Kunſt bearbeitet wird. Wenn ſie dem Künſtler gegeben iſt als ein ſchon vorbereiteter Stoff, als ein Kunſtwerk des geſelligen Kreiſes, in welchem ſie ausgebildet worden, und wenn dieſer darauf ausgeht ſie nun weiter auszubilden und die unbe-

ſtimmten, noch nicht genugſam ausgeführten Stellen in ihr zu größerer Anſchaulichkeit zu geſtalten, wie mögen wir ihn dann anders betrachten, als nur als einen Fortbildner in dem Sinne ſeiner Geſelligkeit? Er iſt wie ein Künſtler, welcher das angefangene Werk eines andern Künſtlers zu vollenden ſucht. Nicht etwas gänzlich Neues will er machen, ſondern er denkt ſich hinein in die Phantaſie ſeines Vorgängers, verſetzt ſich in deſſen Anſchauung des Schönen und betrachtet ſich ſelbſt nur als eine weitere Entwicklung der Keime, welche in ſeinem Vorgänger ſchon emporzutreiben in Begriff waren. So ſind dieſe Stoffe der Kunſt als die allgemeine Bildung des geſelligen Kreiſes zu betrachten, welche der Künſtler ſelbſt weiter zu bilden bemüht iſt.

In dieſen gegebenen Stoffen und Formen der Kunſt, aus welchen der Künſtler ſeinen Gegenſtand und die allgemeine Einkleidung ſeines Gegenſtandes ſich wählt, haben wir nun die Vermittlung zu erkennen zwiſchen der eigenthümlichen Erregung des Künſtlers und ſeiner Darſtellung. Eine ſolche Vermittlung mußten wir ſuchen wegen der Schwierigkeiten, welche es hat das Innerſte ſeines Gemüths in die Erſcheinung auf eine Andern zugängliche Weiſe heraustreten zu laſſen. Der Künſtler vermag dies nur dadurch, daß ſeine Eigenthümlichkeit in der Geſelligkeit ſelbſt gebildet, daß ſie emporgewachſen iſt in den Anſchauungen des Schönen, welche das Leben des geſelligen Kreiſes darbot, und daß er nun in Fortbildung der Keime, welche dieſes Leben zur Entwicklung des Schönen in ſich trägt, ſich zu bewähren die ſtärkſte und willkommenſte Anreizung findet. Da bieten in den Formen und Stoffen der Übereinkunft die Mittel ſich dar, durch welche er andern ähn-

lich Gebildeten ſein Gemüth eröffnen kann, ohne doch in die kleinſten Einzelheiten ſeines eigenen Lebens einzugehn, welche eben nur für die Vertrauteſten verſtändlich und von Intereſſe ſind. Seine Eigenthümlichkeit iſt im Charakter der Geſelligkeit geworden und ſpricht ſich daher auch in dieſem Charakter aus. Er hat ſich zu betrachten als ein Glied einer geiſtigen Gemeinſchaft, welches rückwärts und vorwärts ſeine Anknüpfungspunkte ſucht, fortbildend, was ſchon gegeben iſt, und auch wieder dazu beſtimmt, in die Bildung ſeiner Mitwelt und Nachwelt ſelbſtthätig einzugreifen. Nur in dieſer Weiſe iſt eine geſunde Entwicklung der Kunſt zu gewinnen; eine jede andere Richtung der Kunſt trägt etwas krankhaftes in ſich.

Freilich kann man nun noch fragen, wie weit wohl auch dieſe Vermittelung zwiſchen künſtleriſcher Begeiſterung und künſtleriſcher Darſtellung führen werde. Denn alle menſchliche Mittel ſind ja unvollkommen. Wir wiſſen, daß auch die vollkommenſte Darſtellung, volksthümliche Formen und Stoffe benutzend um die Begeiſterung des Künſtlers auszudrücken, dennoch nicht immer und bei Allen vermocht hat eine ähnliche Begeiſterung hervorzurufen; oftmals ſind die Abſichten wahrer Künſtler nur halb verſtanden, oft ganz falſch gedeutet worden. Die geiſtige Gemeinſchaft, welche in einem geſelligen Kreiſe ſich ausbildet, iſt dennoch nicht ſo genau, daß ſie einen gleichartigen Geſchmack in allen ihren Theilnehmern herſtellen könnte. Daher iſt auch nicht zu erwarten, daß irgend ein Mittel ausreichen werde eine gleichartige Auffaſſung eines Kunſtwerks bei allen Freunden der Kunſt hervorzubringen und dieſe gleichſam zum Verſtändniß zu zwingen. Man muß auch

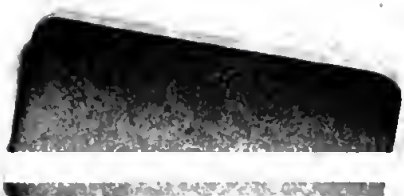
in dieſen Dingen, wie in ſo vielen andern, damit ſich begnügen, wenn man zu einer Annäherung an die geſtellte Aufgabe gelangt iſt. Das Schöne kann der Eine nicht vollkommen ſo fühlen wie der Andere, ſo lange der Eine nicht die Eigenthümlichkeit des Andern ganz in ſich aufgenommen hat. Man muß ſich daher damit begnügen, wenn ein Kunſtwerk es erreicht hat, daß es das Mitgefühl Anderer in dem weiteſten Kreiſe der geſelligen Gemeinſchaft erregt und dadurch beſtändig von Neuem ſie auffordert den Phantaſienkreis des Künſtlers in ſich aufzunehmen und mit ihren eigenen Phantaſien zu verſchmelzen, ohne daß es doch aufhörte als ein abgeſondertes Ganzes ſich darzuſtellen. Weil dies niemals vollkommen gelingt, eben deswegen reizt das wahre Kunſtwerk unaufhörlich zu wiederholter Betrachtung. Es iſt wie ein tiefes Räthſel, welches je mehr es ſich enthüllt, um ſo mehr eine Tiefe ahnden läßt, welche doch noch zu erforſchen übrig bleibt. Es iſt das Räthſel eines menſchlichen Gemüths, wie es der Fülle der Erſcheinungen ſich eingebildet hat. Es iſt wie ein Spiegel der Welt, vor welchen du tauſendmal tritſt, um tauſendmal ein neues Geſicht zu ſchauen. Eine rein wiſſenſchaftliche Darſtellung kann man erſchöpfen, das Gemüth eines Menſchen nicht, ſo lange nicht alles klar iſt, das Gemüth ſelbſt, wie die Welt, welche darin ſich ſpiegelt. Eben weil das Kunſtwerk dieſe Tiefe und Fülle des Gemüths offen darzulegen ſich zur Aufgabe ſetzt, kannſt du in ihm eine Quelle ſtets neuer Anregung deines Geiſtes finden.

Von dieſen Geſichtspunkten aus, glauben wir, müſſe der Geſchmack am Schönen, welchen die Menſchen hegen, und das Schöne, welches ſie hervorbringen, betrachtet wer-

den. Wer anderswo seinen Standpunkt sucht, als ausgehend von dem Bestreben in der weltlichen Geselligkeit seiner eigenen und jeder fremden Eigenthümlichkeit sich bewußt zu werden, der dürfte wohl nicht auf die rechten Antriebe gestoßen sein, aus welchen die Erscheinungen des ästhetischen Lebens sich erklären lassen. Nachdem man hinweggekommen ist über die gar zu sinnliche Ansicht vom Schönen und von der schönen Kunst, welche in Gefahr war jenes mit dem Angenehmen, diese mit den Schmeichelkünsten des Genusses zu verwechseln oder doch diese verschiedenen Dinge nicht genug auseinanderzuwirren wußte, sind die Untersuchungen über das Schöne gewöhnlich an zwei Klippen gescheitert, indem man den Unterschied desselben bald vom Wissenschaftlichen, bald vom Religiösen nicht sicher nachweisen konnte. Über diese Schwierigkeiten wird man wegkommen, wenn man gelernt hat bei allen ästhetischen Untersuchungen zum Gegenstande seiner Forschung zu machen, wie das Schöne in der Bildung der Eigenthümlichkeit für die weltliche Geselligkeit sich entwickelt.

HAG 200 839

Göttingen,
Druck und Papier der Dieterichschen Univ.-Buchdruckerei.



Digitized by Google